

HERBERT ERNST BREKLE

EINFÜHRUNG  
IN DIE GESCHICHTE  
DER SPRACHWISSENSCHAFT

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT  
DARMSTADT

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek


**Brekle, Herbert E.:**

Einführung in die Geschichte der Sprachwissenschaft / Herbert Ernst Brekle. – Darmstadt:

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1985.

(Die Sprachwissenschaft)

ISBN 3-534-08130-7

 Bestellnummer 8130-7

© 1985 by Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt

Satz: Maschinensetzerei Janß, Pfungstadt

Druck und Einband: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt

Printed in Germany

Schrift: Linotype Garamond, 10/12

ISSN 0724-5009  
ISBN 3-534-08130-7

Für  
Bacca und Teddy



You look back at the last three thousand years and with hindsight you think you see neat patterns and chains of cause and effect that have made things the way they are. But if you go back to original sources, the literature of any particular era, you find that these causes were never apparent at the time they were supposed to be operating. During periods of root expansion things have always looked as confused and topsy-turvy and purposeless as they do now.

Pirsig, Robert M. 1974.      Zen and the Art of Motorcycle  
Maintenance. Bantam Books:  
Toronto, New York, London: 164.



## INHALT

Vorwort . . . . .	XI
‘Was heißt und zu welchem Ende studiert man Sprachwissenschaftsgeschichte?’ . . . . .	1
Kritische Betrachtung vier neuerer Geschichten der Sprachwissenschaft . . . . .	27
‘Volkslinguistik’: ein Gegenstand der Historiographie der Sprachwissenschaft? . . . . .	34
Sprachtheorie und Grammatik bei den Stoikern . . . . .	44
Ein Blick auf die Anfänge der arabischen Sprachwissenschaft .	68
Zur Sprach- und Grammatikauffassung von Juan Luis Vives (1492–1540) . . . . .	88
Benedetto Buommattei: ‘Della lingua toscana’ (1623, <sup>3</sup> 1643) .	116
Wolfgang von Kempelen: ‘Mechanismus der menschlichen Sprache nebst Beschreibung einer sprechenden Maschine’ (1791) . . . . .	131
Ein frühes Plädoyer für eine relationslogische Analyse der Verben und Präpositionen: John Fearn’s ‘Anti-Tooke’ (1824/27) . . . . .	153
Eine Neueinschätzung der wortbildungstheoretischen Ansätze in Karl Bühlers ‘Sprachtheorie’ (1934) . . . . .	171
Bibliographie . . . . .	187
Personenregister . . . . .	207





## VORWORT

Im Unterschied zu Werken, die in Form von epochalen Überblicken die Geschichte der Sprachwissenschaft mehr oder weniger vollständig darzustellen versuchen (z. B. Amirova et al. 1980, Ivić 1971, Mounin 1967, Robins 1967, Sebeok 1975, Tagliavini 1963, Thomsen 1902) oder die in Form eines Überblicks über den Stand der Forschung informieren wollen, soll hier eine *Einführung* gegeben werden: der Leser soll zu den vielfältigen Fragestellungen an die historische Dimension der Sprachwissenschaft und – allgemeiner – des Nachdenkens über Sprache, der Sprachreflexion, hingeführt werden. Dies geschieht zum einen im problematisierenden und theoretisierenden Eingangskapitel, zum anderen in den weiteren Kapiteln, in denen exemplarisch verschiedene methodische Zugänge zu und Fragestellungen an sprachwissenschaftsgeschichtliche(n) Tatbestände(n) erprobt werden. Dabei wurde die Auswahl der Epochen und Autoren absichtlich so getroffen, daß relativ unbekannte Autoren bzw. solche Gebiete vorgestellt wurden, die in den gängigen Überblickswerken entweder gar nicht vorkommen oder eher summarisch abgehandelt werden.

Meine *Einführung* ist 'elementar', ja sogar 'naiv' gehalten; sie ist für solche Leser gedacht, die sich zum ersten Mal der Geschichte der Sprachwissenschaft zuwenden; insoweit ist sie weder als ein Handbuch, in dem die bisherigen Forschungsergebnisse der linguistischen Historiographie wohlgeordnet versammelt sind, noch als ein weiterführender Diskussionsbeitrag zu den laufenden methodologischen Auseinandersetzungen in dieser Disziplin (cf. hierzu Schmitter 1982, Grottsch 1982) zu verstehen.

Regensburg, im September 1984

H. E. B.



## ‘WAS HEISST UND ZU WELCHEM ENDE STUDIERT MAN SPRACHWISSENSCHAFTSGESCHICHTE?’

In Anlehnung an den berühmten zeugmatisch konstruierten Titel von Schillers Jenaer Antrittsvorlesung<sup>1</sup> soll in unserem Einleitungskapitel versucht werden, verschiedene Bestimmungsgrößen und Aspekte dessen, was ‘Sprachwissenschaftsgeschichte’ genannt werden kann, sowohl substantiell als auch methodologisch und methodisch zu diskutieren.

In einer Einführung kann dies geeigneterweise geschehen, indem das alte forensische Frageschema *quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando* in abgewandelter Reihenfolge auf den zu befragenden Gegenstand Sprachwissenschaftsgeschichte angewandt wird.<sup>2</sup> Dabei empfiehlt es sich, den Gegenstandsbereich dieser Frage so zu differenzieren, daß zum einen das Objekt historiographischer Bemühungen in seinen jeweiligen historischen Bedingtheiten – also das, was hier Sprachwissenschaft genannt wird – in den Blick genommen wird, zum anderen aber auch die Qualitäten des Geschichtsschreibungsprozesses und seiner Produkte (die einzelnen ‘Geschichten’) durch diese Fragebatterie aufgehellte werden.

Dieses Vorgehen erscheint insbesondere im Rahmen einer als elementar zu verstehenden *Einführung* vertretbar. Bevor große theoretische Diskurse über Wissenschaftsgeschichte bzw. zur Wissenschaftsgeschichtsschreibung inszeniert werden (was hier nicht angezielt wird und auch sonst nur mit bescheidenem Anspruch und

<sup>1</sup> Cf. Schillers Werke, Nationalausgabe vol. 17, Historische Schriften I. Teil, Weimar 1970, 359–376: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte. Eine akademische Antrittsrede“ (gehalten am 26.5.1789).

<sup>2</sup> In seinem vor kurzem auf Deutsch erschienenen Beitrag hält der französische Epistemologe und Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem die Beantwortung solcher Fragen für vordringlich. Es müsse zur theoretischen Sicherung des Status der Wissenschaftsgeschichte erst einmal geklärt werden, *wer, warum, wie* Wissenschaftsgeschichte betreibe und „wovon [...] die Geschichte der Wissenschaft eigentlich die Geschichte“ sei (1979 a, 22).

Erfolg praktiziert wird)<sup>3</sup>, soll hier eine schrittweise Verständigung über Grundfragen angestrebt werden.

An erster Stelle sollte wohl die Frage nach dem *Quid*, dem *Was* und *Wovon*, diskutiert werden. *Was* ist der Gegenstand der Geschichte der Sprachwissenschaft? *Wovon* handelt die Historiographie der Sprachwissenschaft? Eine erste, triviale Antwort könnte sein: der Gegenstandsbereich einer Geschichte der Sprachwissenschaft umfaßt alle Überlieferungen (sprachlicher oder zumindest zeichenhafter Art), die sich wissenschaftlich mit einem oder mehreren Aspekten dessen befassen, was Sprache und/oder sprachliche Kommunikation genannt werden kann.<sup>4</sup> Aber wie weit oder wie eng soll dabei der Begriff der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache gefaßt werden? Soll hier von einem modernen Verständnis dessen, was heute Sprachwissenschaft genannt wird, ausgegangen werden, oder wird man nicht besser historisch relativierend den Gegenstandsbereich so zu verstehen suchen müssen, das *alle* Fragestellungen, die sich in bezug auf Sprache im allgemeinsten sowie im spezielleren Sinne auf die verschiedenen Verwendungsfunktionen von Sprache, auf das Konstruieren von Grammatiken der Einzelsprachen, auf die ontogenetische sowie die phylogenetische Entwicklung von Sprachen etc. ergeben bzw. ergeben haben, mit eingeschlossen sind?

Eine Entscheidung im Sinne der ersten Alternative würde bedeuten, daß man den Bereich der Sprachwissenschaft in ihrer historischen Dimension sehr stark einschränkt, daß sozusagen nur 'Vorläufer' heutiger Auffassungen und Theorien bzw. solcher, die heute noch als relevant betrachtet werden, in der Geschichte aufgesucht würden; es wäre dies tatsächlich ein unhistorisches Vorgehen.<sup>5</sup> (Weitere Implikationen eines solchen Vorgehens werden in einem der nächsten Abschnitte noch genauer diskutiert werden.)

Wollen wir dagegen die ganze Spannweite der Geschichte unserer Disziplin erfassen – wenigstens grundsätzlich –, so bleibt eigentlich

<sup>3</sup> Cf. etwa Schmitter 1982 und Grotzsch 1982.

<sup>4</sup> Cf. Robins 1967, 4: "we agree to understand as part of the history of linguistics any systematic study directed towards some aspect or aspects of language envisaged as an interesting and worthy object of such study in its own right." Heißt "in its own right" hier: 'anything goes'?

<sup>5</sup> Cf. Hymes 1974 a, 12: "Some people [. . .] write histories [. . .] that come to little more than hailing moments of 'true' linguistics [. . .]."

nur die zweite Alternative übrig. Dabei wird man – wie gleich gezeigt werden soll – den Begriff der Sprachwissenschaft nicht in einem methodologisch engen Sinne fassen dürfen, also wiederum nicht von *heutigen* wissenschaftstheoretischen Kriterien ausgehen dürfen, sondern – soweit wie möglich – unter Berücksichtigung der unter den jeweiligen historischen Bedingungen gegebenen Motivationen und Interessenlagen für die Beschäftigung mit sprachlichen Fragen eine schrittweise Rekonstruktion eines Modells des jeweiligen sprach- bzw. grammatiktheoretischen Ansatzes zu versuchen. Es ist sogar gar nicht vermeidbar, daß sich derartige Rekonstruktionsversuche immer auf den Erkenntnisstand und auf das Erkenntnisinteresse des jeweiligen Sprachwissenschaftshistorikers gründen werden; mit anderen Worten, eine für alle Zeiten gültige Interpretation bzw. Rekonstruktion früherer Sprachauffassungen kann es demnach nicht geben. Jede Generation von Sprachwissenschaftlern wird sich – soweit überhaupt ein Bedürfnis für wissenschaftshistorische Forschungen besteht – jeweils ihre ‘eigene’ Geschichte schreiben. Dabei ist allerdings zu erwarten, daß sich dabei generationenübergreifende Invarianten in zentralen Bereichen der Sprachwissenschaftsgeschichte zeigen werden.<sup>6</sup>

An dieser Stelle sollte wenigstens kurz etwas zum Verhältnis der Geschichte der Sprachwissenschaft zur Geschichte verwandter Disziplinen gesagt werden. Es ist bekannt, daß die Sprachwissenschaft nicht die einzige Disziplin ist, die sich mit der Beschreibung und Erklärung sprachlicher Daten und Prozesse befaßt. Während der Forschungsbereich der heutigen Sprachwissenschaft gegenüber demjenigen anderer Disziplinen einigermaßen abgrenzbar erscheint – zumindest läßt sich eine Konzentration der Forschungsbemühungen im Bereich der Phonologie, Morphologie, Syntax, Semantik und Pragmatik einzelner Sprachen und der Konstruktion entsprechender Theorien feststellen –, ist eine solche Abgrenzung in der historischen Dimension von Forschungsbemühungen um die Aufklärung sprachlicher Probleme kaum möglich. Geht man von der heute gegebenen bzw. sich weiter entwickelnden Ausdifferenzierung von wissenschaftlichen Disziplinen aus, die sich mit sprachlichen Pro-

<sup>6</sup> Cf. Hymes 1974 a, 23: “There can be as many histories of linguistics [...] as reasons for interest in history, and should be. Still, chaos is not the inevitable outcome, and history is not illimitably plastic.”

blemen im weitesten Sinne befassen, so stellt man Überschneidungen der Sprachwissenschaft mit mindestens drei großen Forschungsfeldern fest:

- Sprachphilosophie und Logik
- Semiotik
- Einzelphilologien.

Als weitere Disziplinen könnten noch genannt werden: Soziologie, Psychologie, Rechtswissenschaft, Medizin, Theologie.

Hier kann es uns jedoch nicht darum gehen, ein vollständiges Tableau der interdisziplinären Beziehungen der (allgemeinen) Sprachwissenschaft zu zeichnen; wesentlich ist hier nur, festzustellen, daß in den genannten drei Forschungsfeldern jeweils historiographische Bemühungen zu konstatieren sind, die sich signifikant mit der Aufgabenstellung einer Geschichte der Sprachwissenschaft überschneiden. Eigentlich bedürfte es einer sorgfältigen Detailuntersuchung, die Klarheit darüber zu bringen hätte, aufgrund welcher Kriterien und mit welchen Ergebnissen historiographische Untersuchungen in diesen Gebieten durchgeführt worden sind. In bezug auf die Sprachphilosophie wäre also nach dem bzw. den spezifisch philosophischen Kriterien zu fragen, die etwa bei Stutterheim 1949, Heintel <sup>2</sup>1957, Pagliaro 1956, Cassirer <sup>2</sup>1954, Verburg 1952, Apel 1963 und Coseriu 1969 vorgelegen haben (könnten). Ähnliches könnte in bezug auf die Semiotik (z. B. Sebeok 1979) oder in bezug auf historiographische Arbeiten aus dem Bereich der Einzelphilologien (hier wäre besonders die Germanistik [cf. z. B. Paul 1891] und die Klassische Philologie [cf. z. B. Pfeiffer <sup>2</sup>1978] zu nennen) gefragt werden. Trotz der bestehenden Unsicherheiten mit Unschärfen in der Abgrenzung dieser drei Bereiche in bezug auf eine Geschichte der Sprachwissenschaft können doch einige allgemeine Feststellungen getroffen werden:

- in bezug auf die Geschichte der Sprachphilosophie<sup>7</sup>

Tatsächlich wird hier größtenteils eher die Geschichte sprachtheore-

<sup>7</sup> Cf. Coseriu 1969, 1: „Die Lage im Bereich der Sprachphilosophie erweist sich bei einer näheren Betrachtung als verworren und hilflos.“ Cf. auch die thematisch und systematisch heterogenen Beiträge „Zur Geschichte der Sprachphilosophie“ in vol. 1 der Coseriu-Festschrift (1981).

tischer Ansätze als die Geschichte der philosophischen Fundierungsproblematik (der jeweilige historische Reflexionsstand über die Bedingungen der Möglichkeit von Sprache) abgehandelt (cf. z. B. Coseriu 1968). Dementsprechend lassen sich hier am ehesten Überschneidungen mit sprachwissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen feststellen. Konsequenterweise wird der Sprachwissenschaftshistoriograph je nach der Definition seines Forschungsbereichs die Ergebnisse der Geschichtsschreibung zur Sprachphilosophie für seine Forschungen zu berücksichtigen haben. (Dies gilt *mutatis mutandis* auch für die im folgenden genannten Disziplinen.)

– in bezug auf die Geschichte der Semiotik

Hier liegen kaum ausführlichere Arbeiten vor (cf. Sebeok 1979 und die dort angegebene Literatur). Nach dem Selbstverständnis der Semiotik kann ja die Sprachwissenschaft als eines ihrer Teilgebiete aufgefaßt werden; für die Geschichtsschreibung dieser Disziplin hat dies aber bisher kaum substantielle Konsequenzen gehabt.<sup>8</sup>

– in bezug auf die Geschichte der Einzelphilologien

Hier ist das Bild uneinheitlich. Entsprechend den historischen Umständen kann hier die *Geschichte der klassischen Philologie* als prototypisch gelten. Diese Disziplin hat schon früh (mindestens seit dem 18. Jh., aber eigentlich schon zum Zeitpunkt ihrer Entstehung im Humanismus) ein starkes Selbstbewußtsein entwickelt, was sich in zahlreichen historiographischen Abhandlungen niedergeschlagen hat (eine mehr zufällige Auswahl: Bursian 1883, Sandys 1903–1908, Kroll 1908, Pfeiffer <sup>2</sup>1978). Für den Historiographen der Sprachwissenschaft ist die Tatsache bemerkenswert, daß in den 'Geschichten der klassischen Philologie' den eigentlichen sprachtheoretischen und grammatischen Fragen ein nur minimaler Raum eingeräumt wird. Der Grund dafür ist zweifellos in den jeweiligen Forschungsinteressen der Disziplin zu suchen, die sich überwiegend auf Textkritik, Textinterpretation, Realienforschung u. ä.

<sup>8</sup> Cf. Sebeok 1979, 18–43; die historiographische Abteilung in den *Akten des 2. Semiotischen Kolloquiums Regensburg 1978 I* (Lange-Seidl 1981, 62–145) und die von A. Eschbach herausgegebene Reihe *Foundations of Semiotics* (1983 ff.). Besonders einschlägig ist vol. 7: *History of Semiotics* (Eschbach/Trabant 1983).

erstreckten und noch erstrecken. Für eine Geschichte der Sprachwissenschaft in einem strengeren Sinne (sprachtheoretische Reflexion, Entstehung grammatischer Systeme) können deshalb die Ergebnisse der Geschichtsschreibung dieser einzelphilologischen Disziplin – zumindest vorerst – weitgehend außer Betracht bleiben.

Während die Klassische Philologie unter den einzelsprachlich orientierten Sprach- und Literaturwissenschaften auch heute noch im Hinblick auf die Schwerpunkte in Forschung und Lehre eine Sonderstellung einnimmt, lassen sich – seit ihrem jeweiligen Entstehen als akademische Disziplinen im 19. Jh. – die Forschungsergebnisse der sog. Einzelphilologien, insoweit sie sprachwissenschaftliche Fragestellungen betreffen, sehr wohl als Forschungsgegenstände der Historiographie der Sprachwissenschaft auffassen. Das heißt, die 'Geschichten' der Indogermanistik, der Semitistik, der Germanistik, der Romanistik, der Slavistik und der Anglistik können als entsprechende Unterabteilungen der Geschichte der Sprachwissenschaft aufgefaßt werden.

Als bibliographische Hinführung zur Geschichtsschreibung der Einzelphilologien kann Koerners *Western Histories of Linguistic Thought. An annotated chronological bibliography 1822–1876* (1978a) dienen (cf. jedoch die kompetente Kritik samt wichtigen Ergänzungen in Swiggers 1980).

Wir kommen nun auf die *Quid-Frage* in bezug auf die *Geschichte* und ihre Beschreibung zu sprechen. Die Geschichte einer Wissenschaft besteht nicht – wie es manchmal den Anschein haben mag – in einer "unrelieved chain of successes and advances" (Hymes 1974a, 21) und – wie Hymes (12) wiederum zu Recht feststellt – "the nature and history of linguistics clearly is not continuous and cumulative"; die Geschichtsschreibung ist auch keine „monumentalistische Betrachtung des Vergangenen“, bei der „ganze große Teile desselben [. . .] vergessen, verachtet [werden] und [fort]fließen wie eine graue ununterbrochene Flut, und nur einzelne geschmückte Fakta heben sich als Inseln heraus [. . .]“ (Nietzsche 1972, 258).

Sollen nun aber tatsächlich möglichst *alle* Fragen, die jemals an *die* Sprache oder an einzelne Sprachen gestellt worden sind, in den Gesamtbereich der Sprachwissenschaftsgeschichte aufgenommen werden, so heißt dies, daß der Sprachwissenschaftshistoriker *alle*



Zeugnisse, *alle* in bezug auf Sprachreflexion deutbaren Quellen als in seinen Forschungshorizont fallend wird berücksichtigen müssen.

Um die Voraussetzungen für eine philosophische und im engeren Sinne wissenschaftliche Beschäftigung mit sprachlichen Erscheinungen und Fragen von vornherein nicht künstlich und arbiträr einzuengen, wird man als in den Forschungsbereich der Sprachwissenschaftsgeschichte fallend so scheinbar heterogene Dinge wie mythologische Überlieferungen zur Frage des Sprachursprungs, Volksmeinungen über die Verschiedenheit von Sprachen und ähnliches, also den weiten Bereich dessen, was heute noch ziemlich unscharf 'folk-linguistics' genannt wird, die 'implizite' Beschäftigung mit Sprachlichem, z.B. die Erfindung und Entwicklung von Schriftsystemen bis hin zur frühen Sprachphilosophie und den ersten Ansätzen zu 'grammatischen' Aussagen berücksichtigen müssen. Um also ein möglichst vollständiges Bild von der Geschichte der Sprachwissenschaft zu bekommen, erscheint es vernünftig und wünschenswert, hierin auch die Vorgeschichte der Sprachwissenschaft *und* die 'naiven' Auffassungen und Meinungen von Völkern und Menschen zu berücksichtigen, die kein im neuzeitlichen abendländischen Sinne 'wissenschaftliches' Interesse an der Sprache haben bzw. gehabt haben. Wir gehen hier zunächst davon aus, daß alle die genannten Erscheinungen in einer weitgefaßten Geschichte der Sprachwissenschaft bzw. einer Geschichte des Sprachdenkens abzuhandeln sind – ein Ziel, das heute kaum anvisierbar ist. (Wir werden im dritten Kapitel Gesichtspunkte diskutieren, die *für* die Hereinnahme der historischen Dimension des Sprachdenkens sprechen.) Wir postulieren also, daß in einer solchen 'Geschichte' jedwede Art von historischer, gewesener Beschäftigung mit Sprache und Sprachlichem beschrieben werden müßte. Dabei ist es grundsätzlich gleichgültig, ob es sich dabei um archaische Spuren von Sprachreflexion handelt oder – extrem gesprochen – um irgendein 'linguistic underground paper' von gestern abend. Zu beachten ist hierbei, daß der linguistische Geschichtsschreiber als Rohmaterial zu betrachten hat primäre Aussagen über Sprachliches – also etwas, das metasprachlich in bezug auf eine Objektsprache fungiert – *und* Aussagen über eben solche metasprachlichen Äußerungen, die beschreibenden, erklärenden, aber auch z.B. direktiven Charakter

haben können. Mit anderen Worten, der heutige Historiograph der Sprachwissenschaft hat auch die Aussagen früherer oder heutiger Historiker der Sprachwissenschaft in seinen Beschreibungen zu berücksichtigen (oft ist dies der einzige Weg, um an Primärdaten heranzukommen, man vergleiche nur etwa die Überlieferung der Stoa; cf. 44 ff.). Insofern ist also die Tätigkeit des Geschichtsschreibers kumulativ und konservierend: es geht idealiter sozusagen nichts, was über Sprache gesagt worden ist, verloren. All dies gilt natürlich nur, wenn er streng dem Grundsatz anhängt ‘Nihil linguisticum me alienum puto’.

Im Rahmen der Frage nach dem *Quid* der *Geschichte* der Sprachwissenschaft stellt sich auch die Teilfrage, ob primär oder ausschließlich überlieferte Texte zu berücksichtigen sind, die Reflexionen über Sprache enthalten, ob also das Interesse des Historiographen der Sprachwissenschaft (im weitesten Sinne) sich auf eine Rekonstruktion der linguistischen Substanz solcher Texte richten soll – etwa im Sinne des in der Literaturwissenschaft beheimateten *new criticism* –, oder ob er auch die biographischen, gesellschaftlichen, die gesamten geistes- und zivilisationsgeschichtlichen Entstehungsbedingungen, Traditionen etc. solcher Texte mit zu berücksichtigen hat. Canguilhem (1979a, 27) beklagt, daß man „diese Frage zumeist deswegen als gelöst anzusehen“ scheint, „weil sie gar nicht gestellt wird“. Tatsächlich hat man sich aber in der jüngsten methodologischen Diskussion um das Was und Wie der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung durchaus Gedanken gemacht (cf. z. B. Grotsch 1982). Canguilhem (1979a) macht aber in seinem um die Mitte der 60er Jahre entstandenen Beitrag „Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte“ einige auch heute noch bedenkenswerte Vorschläge zur Gewichtung von ‘internalistisch’ bzw. ‘externalistisch’ orientierten wissenschaftshistoriographischen Ansätzen. Er charakterisiert die externalistische Richtung in der Wissenschaftsgeschichtsschreibung so, daß diese

eine Reihe von Ereignissen, die man eher aus Tradition als aufgrund von kritischen Analysen der Wissenschaft zurechnet, durch Bezugnahme auf ökonomische und gesellschaftliche Interessen, auf technische Erfordernisse und Praktiken, sowie auf religiöse oder politische Ideologien zu erklären (1979a, 27)

suche. Canguilhem kritisiert die externalistische Richtung harsch als „einen verdünnten und armseligen Marxismus, wie er in den rei-

chen Gesellschaften kursiert“ (27f.). In dieser schroffen Einseitigkeit ist diese Verurteilung externalistischer Fragestellungen sicher nicht zu halten, es gibt eben sehr wohl Querbeziehungen zwischen z. B. religiös motivierten bzw. theologischen Positionen und zeichen- bzw. sprachtheoretischen Aussagen (man vergleiche etwa nur die bekannte Kontroverse um den Sprachursprung zwischen Herder und Süßmilch um die Mitte des 18. Jh.). Weiterhin sind Gesichtspunkte wie die Bindung von Autor und Text an Institutionen (Schule, Universität etc.), die Interessengeleitetheit sprachwissenschaftlicher Produktionen, die gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen ihres Zustandekommens u.ä. im Einzelfall durchaus zur linguistischen Substanz eben dieser Texte in historisch und wissenschaftstheoretisch sinnvolle Beziehungen zu bringen.

Andererseits behält aber eine Abwehrhaltung gegen überbetont biographische und kulturgeschichtliche wissenschaftsgeschichtliche Abhandlungen sicherlich ihren Wert als methodologisches Postulat.<sup>9</sup> Dem Externalismus stellt Canguilhem die methodologische Position des Internalismus gegenüber; Vertreter dieser Richtung sind der Ansicht,

daß Wissenschaftsgeschichte nur bestehen kann, sofern man sich ins Innere des wissenschaftlichen Werks versetzt, um zu analysieren, wie es den spezifischen Normen zu entsprechen sucht, die es als Wissenschaft und nicht als Technik oder Ideologie definieren (1979a, 28).

Canguilhem vertritt mit dieser Auffassung des Internalismus eine Position, die sich heute mehr und mehr durchzusetzen beginnt; wissenschaftliche und – so könnte man hinzufügen – vorwissenschaftliche Meinungen und Aussagensysteme über einen wissenschaftsgeschichtlich zu erfassenden Gegenstandsbereich sollen im Rahmen eines epistemologisch und einzelwissenschaftlich fundierten theoretischen Modells interpretiert bzw. rekonstruiert werden (Näheres hierzu im Abschnitt *Quomodo*).

<sup>9</sup> So würde Paul (1978), der den „analytischen Nachweis“ erbringen möchte, „daß alle grammatischen Konzeptionen der Sprachwissenschaft Ausprägungen derselben Vergesellschaftungsform, nicht aber ihres Gegenstandes Sprache sind“, daß „Grammatik [...] wie ihre Schwester Logik ein zuverlässiger Indikator sozialer Normen“ (15f.) sei, einer strengen Überprüfung auch auf der Basis einer weniger rigiden Theorie der Wissenschaftsgeschichte, als sie Canguilhem vertritt, nicht standhalten können.

Innerhalb der Auseinandersetzung zwischen Externalismus und Internalismus läßt sich zwanglos auch die Frage nach dem *Quis*, der Rolle des Urhebers von wissenschaftsgeschichtlich zu behandelnden Überlieferungen beantworten. Für den Internalisten sind Fragen nach der Autorschaft, nach den Bedingungen, unter denen ein Werk zustande gekommen ist, nach dem sozialen Status des Autors etc. nahezu irrelevant; für ihn sind allenfalls Fragen der Beeinflussung eines Autors durch andere Autoren, durch so etwas wie ein 'climate of opinions' u.ä. insoweit relevant, als er über biographische und allgemeinhistorische Informationen über die Feststellung von Identitäten, Ähnlichkeiten (zu denen er rein textvergleichend gelangen kann) vorstoßen kann zu historisch fundierten Aussagen über Abhängigkeiten und Beeinflussungen eines Autors durch andere.<sup>10</sup>

Externalistische Vertreter der Wissenschaftsgeschichtsschreibung legen dagegen großen Wert darauf, die Dimension des *Quis* durch detaillierte Biographien der sie interessierenden Wissenschaftler (samt deren geistesgeschichtlicher Einbettung) auszufüllen. In diesem Fall ist oft festzustellen, daß die Interpretation der Werke der betreffenden Autoren über eine summarische Inhaltsangabe nicht hinausgeht.<sup>11</sup> Letztlich geht es einfach um die Unterscheidung zwischen epistemologisch reflektierter textbezogener, d. h. die theoretische Substanz von wissenschaftsgeschichtlich als relevant betrachteten Werken rekonstruierender Wissenschaftsgeschichtsschreibung im strengen Sinne und der Darstellung der biographischen Details eines Autors samt dessen geistes- und kulturgeschichtlicher Einbettung. Es sei noch einmal betont, daß Ergebnisse dieser Art von Historiographie sehr wohl als Randbedingungen für wissenschaftsgeschichtliche Analysen *sensu strictu* aufhellend wirken können.

Im Verhältnis der Geschichte einer Wissenschaft zum Gegenstand eben dieser Wissenschaft nimmt Canguilhem eine sehr dezi-

<sup>10</sup> Die Entdeckung Grabmanns (1922), daß die früher dem Duns Scotus zugeschriebene *Grammatica speculativa* (1310?) dem Thomas von Erfurt zuzuschreiben sei, wäre für eine internalistische Betrachtungsweise weitgehend belanglos. Heidegger (1916) ist ein faktisches Beispiel dafür. Cf. die neue Ausgabe von Bursiil-Hall (1972).

<sup>11</sup> Cf. z. B. Aarsleff 1967, Donzé 1967 und Salmon 1972.

dierte Haltung ein: „Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte hat mit dem Gegenstand der Wissenschaft nichts gemeinsam“ (1979a, 29). In der Tat agiert ja der Wissenschaftshistoriograph in unserem Fall nicht als Sprachwissenschaftler (obwohl zu seinem Rüstzeug zweifellos ein solides linguistisches Fachwissen gehören sollte), er untersucht eben nicht Eigenschaften einer Sprache, sondern er interpretiert überlieferte Texte, die ihrerseits sich aus Aussagen über Eigenschaften von Sprachen konstituieren, und er muß versuchen, die Inhalte solcher Texte sowohl in ihrer synchronen Dimension theoretisch zu rekonstruieren als auch geschichtstheoretisch fundierte diachrone Zusammenhänge zwischen den Ergebnissen seiner Rekonstruktionsarbeit herzustellen. In diesem Sinne sind auch Canguilhems weitere Erläuterungen zum Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte zu verstehen: er besteht in der

Geschichtlichkeit des wissenschaftlichen Diskurses, sofern sich darin ein Vorhaben ausdrückt, das von innen normiert, dabei jedoch von Zwischenfällen durchkreuzt, von Hindernissen verzögert oder abgelehnt und von Krisen [. . .] unterbrochen wird (1979a, 30).

Es ist „also nicht ein bereits gegebener Gegenstand, sondern einer, für den die Unabgeschlossenheit wesentlich ist“ (30).

Unter den in unserem eingangs vorgestellten Frageschema enthaltenen Fragen ist das *Wann* (*quando*) und das *wo* (*ubi*) für unsere historiographischen Zwecke einigermaßen unergiebig. Auf die sprachwissenschaftshistorisch relevanten Texte bezogen, fallen diese beiden Fragen unter den externalistischen Aspekt des *Quid* und *Quis*: Wer hat *wo*, *wann*, *was* geschrieben? In konkreten historiographischen Arbeiten sind sie folglich in dem Kontext des *Quid* und *Quis* abzuhandeln. Bezieht man sie auf die Sprachwissenschaftshistoriographie selbst, so reduzieren sie sich vollends auf entsprechende sekundär-bibliographische Angaben.

Die Warum-Frage (*cur?*), bezogen auf die historiographisch zu behandelnden Texte bzw. deren kommunikative Intentionen, verlangt Antworten, in denen die Gründe (Interessen, Motivationen der Autoren) für das Zustandekommen dieser Texte dargelegt werden. Mit dem Aufzeigen der *causae efficientes* lassen sich zwanglos auch Informationen über mögliche *causae finales*, die Zwecke, die

ein Autor mit seinem Werk verfolgt, verbinden; es geht also auch um die *cui bono*-Frage (wem soll das Werk nützen?). Fragen dieser Art betreffen grundsätzlich externe Aspekte der Geschichte der Sprachwissenschaft, insofern wir die linguistische Substanz eines Textes – den Gegenstand der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung im engeren Sinne – in ihrem theoretischen Kern auch ohne Rekurs auf äußere Anlässe und Zwecke zu rekonstruieren versuchen können. Natürlich können Textsorten (z. B. Schulgrammatik vs. spekulativ-theoretischer Traktat) die Begrifflichkeit einer Rekonstruktion beeinflussen (im ersten Fall wäre ein möglicher Rekonstruktionsrahmen etwa derjenige einer didaktisch orientierten Grammatik, im zweiten wäre dieser Rahmen eher ein axiomatisch-deduktives Schema). In beiden Fällen gibt es aber textinterne Indikatoren, die neben ihrer Relevanz für die Rekonstruktion eines Modells des linguistischen Gehalts eines überlieferten Textes auch Informationen über Gründe und Zwecke eines Textes liefern können. Antworten auf die Warum-Frage aus externalistischer Sicht wären aus den biographischen Umständen (der gesellschaftlichen Stellung, den ökonomischen Notwendigkeiten etc.) eines Autors zu gewinnen.

Die Warum-Frage, gezielt auf wissenschaftshistoriographische Betätigung, verlangt Auskunft über die Gründe für ebendieses Tun; es geht hier also um mögliche Interessen, Motivationen der Historiographen, oder abstrakt gesprochen um Rechtfertigungen für Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung.

Bevor einige systematische Überlegungen zum *Warum* und *Wozu* sprachwissenschaftshistoriographischer Tätigkeit angestellt werden, sollen einige historische Anmerkungen zu dieser Fragestellung gemacht werden.

Jeder Kommentator, Interpret einschlägiger Texte, jeder Wissenschaftler, der sich mit Arbeiten seiner Fachgenossen auseinandersetzt, leistet tendenziell historiographische Arbeit. Für die Geschichte der Philosophie und Sprachwissenschaft ist beispielsweise die Überlieferung der Lehren der Stoa fast nur durch die Schriften der zahlreichen Kommentatoren und vor allem der Gegner der Stoiker möglich gewesen.<sup>12</sup> Ähnliches gilt für viele mittelalterliche

<sup>12</sup> Die Quellen- und Überlieferungslage der Dialektik der Stoiker ist in der neue-

sprachlogische Traktate.<sup>13</sup> Ebenso wären ohne die historisch-textsichernde und textkritische Arbeit vieler Humanisten im 15. und 16. Jh. zahlreiche Literaturzeugnisse aus der Antike verschollen oder gar nicht erst bekannt geworden.<sup>14</sup>

Als Beispiel für eine handfest zweckrationale Antwort auf unsere Warum-Frage kann Caspar Elias Reichards Begründung für seinen *Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst* (1747) dienen:

Es war natürlich, daß ich mich dabey [bei der „Ausarbeitung einer deutschen Sprachlehre“] mit den braven Männern, die mir vorgearbeitet haben, bekannt machen mußte. Ich bin dadurch in eine ganz weitläufige Bekanntschaft geraten, wie gegenwärtiger Versuch einer *Historie der deutschen Sprachkunst* zeuget. Von der Aufnahme derselben wird die Ausfertigung der Grammatick selbst abhängen (Vorrede).

Die „Grammatick“ selbst ist nie erschienen.

Ein halbes Jahrhundert später begründet Thurot<sup>15</sup> den Nutzen einer Geschichte der Sprachwissenschaft wie folgt: die Sprachwissenschaft zeige in ihrer geschichtlichen Entwicklung derartige Fortschritte – es werden immer mehr Erkenntnisse über die grammatische Struktur von Sprachen angesammelt –, daß ein genaues Aufzeichnen derselben dem bestmöglichen Elementarbuch gleichkäme. Darüber hinaus stelle ein solches Geschichtswerk auch eine ausgezeichnete Abhandlung über die Philosophie dar, da in ihr auch die Geschichte unserer Ideen enthalten sei.<sup>16</sup> Bei Thurot finden wir demnach die Fortschrittshypothese bezüglich der Entwicklung einer Wissenschaft vereinigt mit den Argumenten der didaktischen Nutzenanwendung und des philosophischen Erkenntnisgewinns.

sten und wohl vollständigsten Sammlung von Fragmenten (zusammengestellt, ins Deutsche übersetzt und teilweise kommentiert von K. Hülser) gut ablesbar (1982, vol. I–IV, 1–6).

<sup>13</sup> Cf. z. B. Bursill-Hall 1971, 1972; Pinborg 1972.

<sup>14</sup> Cf. z. B. Pfeiffer 1978.

<sup>15</sup> François Thurot (1796) *Discours préliminaire* zur französischen Übersetzung von James Harris' *Hermes, or a Philosophical Inquiry concerning Universal Grammar* (London 1751).

<sup>16</sup> « L'histoire de l'origine de la science grammaticale présente le plus grand intérêt; et s'il était possible d'y porter un degré suffisant d'exactitude, et de lui donner un caractère d'authenticité, qui pût satisfaire les bons esprits, cette histoire serait le meilleur livre élémentaire que l'on pût avoir sur la grammaire, et en même temps un excellent traité de philosophie, puisqu'elle seroit aussi l'histoire de nos idées » (zit. nach Joly 1970, 66).

Wir brechen unseren kurzen historischen Exkurs hier ab; über die Historiographie der Sprachwissenschaft im 19. Jh. informiert vor allem am Beispiel von Benfey (1869) und Steinthal (1890/91) Grotzsch (1982).

Als eine Begründung für sprachwissenschaftshistoriographisches Tun kann – wie in unserem ersten historischen Beispiel schon angedeutet – seine Zweckrationalität gelten. Es geht dabei einfach um die systematische Anwendung und Ausdehnung des Prinzips der Kenntnisnahme und Kritik von Forschungsergebnissen anderer, die auf Erkenntnisgewinn im gleichen Bereich aus sind bzw. waren. Canguilhem (1979b, 41) versteht die Geschichte einer Wissenschaft als den „Inbegriff der Lektüre einer Spezialbibliothek“, sie ist ein „Archiv und Speicher des Wissens, wie es von der Tafel und dem Papyrus über das Pergament und die Inkunabeln bis hin zum Magnetband hervorgebracht und ausgebreitet worden ist“. Die Begründung für Wissenschaftshistoriographie liegt hier demnach einfach in dem Bestreben, das einmal akkumulierte Wissen verfügbar zu halten, das, was frühere Generationen von Sprachwissenschaftlern über sprachliche Probleme im weitesten Sinne gedacht bzw. welche Lösungsvorschläge sie vorgelegt haben, späteren Generationen zu übermitteln. Eine solche Auffassung von einem möglichen Nutzen der Fachhistorie kann in Einzelfällen durchaus interessengebunden sein. Ein mögliches Beispiel dafür ist Chomskys *Cartesian Linguistics* (1966); Kritiker haben ihm vorgeworfen, daß er damit eigentlich nur „Vorläufer“ für seine eigene rationalistische Sprach- und Grammatikauffassung habe vorstellen wollen, daß er sich sozusagen eine möglichst honorige Ahnengalerie habe beschaffen wollen.

Eine andere Begründung für Sprachwissenschaftshistoriographie, die aus dem Selbstverständnis der Sprachwissenschaft hergeleitet ist, wird von Robins, einem der Väter der neueren Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung, so gesehen:

The interest currently being shown by linguists in past developments and in the earlier history of their subject is in itself a sign of the maturity of linguistics as an academic discipline, quite apart from any practical applications of linguistic science (Robins 1967, V).

An dieser Auffassung ist zu kritisieren, daß zum einen damit eine gewisse Automatik für die Entwicklung einer Wissenschaft postu-



liert wird – nur eine ‘reife’ Wissenschaft bemühe sich ernsthaft um ihre eigene Geschichte (ist dies dann ein sicherer Indikator für ihre ‘Reife’, was immer dies auch sein mag?) –, zum anderen entbehrt Robins’ Postulat aber der historischen Faktizität (cf. unsere obigen historischen Anmerkungen zur Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung).<sup>17</sup>

Drittens läßt sich die Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung als Teil der allgemeinen Geschichtsschreibung auffassen. Von daher ließen sich weitere Begründungen beibringen; mit Sicherheit gehört hierher das vermutlich allgemeinmenschliche Bedürfnis, die Neugier, zu wissen, was früher gewesen ist. Eingebettet in die allgemeine Geschichtsschreibung, wäre die Sprachwissenschaftshistoriographie als eine Abteilung in der Beschreibung der Geschichte menschlicher Tätigkeiten, Erkenntnisinteressen (und der davon überlieferten Resultate) zu betrachten.

Schließlich kann man sich nach philosophischen Begründungen für die Auseinandersetzung mit geschichtlich Gewordenem umsehen. Ich beschränke mich darauf – und gebe damit meine Präferenz in bezug auf mögliche philosophische Begründungen explizit zu erkennen –, auf Ernst Blochs Ideen des „Überschusses historischer Positionen und Erkenntnisse“, „des Unabgegoltenen“ zu verweisen. Ein Zitat aus der Einleitung zu seinen *Zwischenwelten in der Philosophiegeschichte* (1977) mag Blochs Grundposition verdeutlichen<sup>18</sup>:

[...] bedeutende Gedanken, ausgesprochen von denen, die auf der Höhe der Zeit standen, haben auch die Eigenschaften derer, die auf dieser Höhe stehen, das heißt, sie sehen sehr weit. Sie sehen auch in die nächste Zeit hinein, sie sehen zum Teil, wenn sie sehr bedeutend sind, in das gesamte Zeitanliegen der Menschheit, in das gesamte Menschheitsanliegen hinein, also haben sie auch uns in einer nicht abgegoltenen, nicht abgelaufenen Weise noch allerhand zu vermachen. (12)

Aus einem anderen Blickwinkel formuliert Bloch in der Einleitung zu *Avicenna und die aristotelische Linke* (1952, 9) seine Einschätzung der Relativität historischer Erkenntnisse:

<sup>17</sup> Bei Koerner (1978a, IX) findet sich eine fast gleichlautende Formulierung: “It is a sign of the maturity of linguistics that linguists are now actively conscious and even proud of the history of their subject.”

<sup>18</sup> Cf. auch Blochs *Experimentum mundi* (1975) Kap. 6: Unverfälschtes Ordnen im offenen System.

Alles Gescheite mag schon siebenmal gedacht worden sein. Aber wenn es wieder gedacht wurde, in anderer Zeit und Lage, war es nicht mehr dasselbe. Nicht nur sein Denken, sondern vor allem das zu Bedenkende hat sich unterdes geändert. Das Gescheite hat sich daran als neu und selber als Neues zu bewähren.

Dieser Einstellung gegenüber früheren Erkenntnissen wird sich auch der Historiograph der Sprachwissenschaft nicht verschließen können; auch er wird frühere Erkenntnisse weder einfach als überholt oder als nicht in seinen Beschreibungsrahmen passend abtun können, noch wird er einfach selektiv bestimmte Richtungen und Strömungen als 'Vorläufer' für eine bestimmte von ihm präferierte Sprach- und Grammatiktheorie reklamieren dürfen. Vielmehr wird der Historiograph der Sprachwissenschaft besser daran tun, unter Berücksichtigung geistes- und gesellschaftsgeschichtlicher Erkenntnisse seinen jeweiligen Beschreibungsrahmen, seine Beschreibungssprache so zu konstruieren, daß sich eine sachgemäße, adäquate Interpretation von Daten und Texten seines historischen Gegenstandes ergeben kann. (Wir kommen auf diesen methodologischen Fragenkomplex im nächsten Abschnitt zurück.)

Zahlreiche neuere Arbeiten zur Historiographie der Sprachwissenschaft<sup>19</sup> beschäftigen sich mit methodologischen und methodischen Problemen, also dem *Quomodo*, dem Wie und den Bedingungen der Möglichkeit von Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung. Diese noch andauernde Diskussion kann und braucht hier nicht nachgezeichnet werden; ihre Ergebnisse sind auch noch nicht derart, daß man von einem tragfähigen konzeptuellen Gerüst für eine Methodologie und Methodik der heutigen oder gar einer künftigen Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung sprechen könnte. Canguilhem (1979b, 38) ist recht zu geben, wenn er von den Beziehungen zwischen der Epistemologie und der Geschichte der Wissenschaften ganz allgemein sagt, „daß wir auf diesem Gebiet derzeit mehr Manifeste und Programme besitzen als Beispiele für deren Durchführung“. Für die Sprachwissenschaftsgeschichte gilt dies in noch stärkerem Maße.

Ungeachtet der relativ ungeklärten epistemologischen und methodologischen Situation in der Sprachwissenschaftsgeschichts-

<sup>19</sup> Cf. z. B. Koerner 1978b, Schmitter 1982, Grottsch 1982.

schreibung können doch einige Gesichtspunkte zur Diskussion gestellt werden.

1. Die historisch-positivistische Einstellung des 19. Jh. – oft verbunden mit Fortschrittsgläubigkeit, was die Entwicklung der jeweiligen Wissenschaft anlangt (cf. z. B. Benfey 1869, ein trotz allem auch heute noch sehr lesbares Werk) – kann heute nicht mehr akzeptiert werden. Dies gilt nicht nur für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung, sondern auch für die allgemeine Geschichtsschreibung. Danto 1980 (englisch 1965) betont zum einen die unänderliche jeweilige Interessengebundenheit des Historikers bzw. Historiographen; er bringt Argumente dafür, „daß unsere gesamte Weise, die Vergangenheit zu organisieren, ursächlich mit unseren lokalen Interessen verknüpft ist, welches auch immer diese sein mögen“ (1980, 62); zum anderen vergleicht er erkenntniskritisch die Tätigkeit des Historikers mit derjenigen des Naturwissenschaftlers: beide, der Historiker und der Naturwissenschaftler, stehen zu ihren Forschungsgegenständen in einem indirekten Verhältnis: letzterer braucht eine Menge an Theorie, methodische Schulung etc., bevor er Spuren in Nebelkammern interpretieren kann; beim Historiker verhält es sich grundsätzlich genauso. Er muß ebenfalls ‘Spuren’ (Texte, Artefakte etc.) interpretieren können, um etwas über die Situation ihrer Urheber herauszubekommen bzw. zu einem relativ adäquaten Verständnis von überlieferten Texten zu kommen. Bei beiden gibt es Probleme, zu befriedigenden Deutungen zu gelangen; Probleme verschiedenen Ursprungs, aber mit methodologisch denselben Konsequenzen (Danto 1980, 158).

An einem Vertreter der älteren Geschichtsschreibung, Charles Beard (1934), übt Danto dann auch entsprechende Kritik:

Was Beard nicht zu verstehen vermag ist, daß selbst wenn wir Zeugen der gesamten Vergangenheit wären, jede Darstellung, die wir ihr geben wollten, Auswahl, Hervorhebung, Eliminierung in sich schließen muß [. . .] unsere Darstellung [. . .] nicht alles in sich enthalten kann. (188)

Demnach kann also jegliche Geschichtsschreibung es nicht einmal als ihr Idealziel ansehen, die Geschichte-als-Wirklichkeit zu duplizieren, sie nicht einmal zu imitieren; der Geschichtsschreiber soll und kann vielmehr die von ihm als relevant erachteten Daten systematisch organisiert interpretieren.

2. In bezug auf die Darstellungsweise, auf die Auswahl dessen,

was der Geschichtsschreiber für berichtenswert erachtet, und das *Wie* der Durchführung seiner historiographischen Arbeit ist Nietzsches bekannte Trichotomie der Geschichtsschreibung nach wie vor aussagekräftig. Nietzsche unterscheidet in seiner berühmten Abhandlung *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* zwischen einer monumentalischen, einer antiquarischen und einer kritischen Art Geschichtsschreibung zu betreiben. Wie wir schon gesehen haben, erfaßt die monumentalische Geschichtsschreibung nur solche Abschnitte des geschichtlichen Prozesses, die von dem jeweiligen Geschichtsschreiber als bedeutend angesehen werden (wie die Geschichte der Geschichtsschreibung zeigt, ist diese Art von Historiographie besonders ideologiefähig). Die monumentalische Geschichtsschreibung ist von ihrem Selbstverständnis her notwendigerweise unvollständig. Dies gilt grundsätzlich auch für die bisher vorliegenden großen Überblickswerke für die Geschichte der Sprachwissenschaft. Nach unserer Auffassung sollten aber auch solche Resultate von Sprachdenken, von wissenschaftlicher Bemühung um Sprache und Sprachen, die bisher keine Wirkung gehabt haben – weder zu ihrer Zeit noch späterhin –, von der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung erfaßt werden.<sup>20</sup> Grotzsch (1982, 266f.) bemerkt ganz richtig:

[Es ist] nicht ganz nutzlos, auch den Möglichkeitshorizont der Geschichte kennenzulernen, denn es ist ebenso charakteristisch für einen historischen Wissenschaftszustand, welche Möglichkeiten er nicht realisiert, wie welche Möglichkeiten er realisiert hat.

Einerseits anerkennt Nietzsche die Nützlichkeit 'antiquarischer' Geschichtsschreibung, wenn es darum geht, für einen Gegenstand der Geschichtsschreibung möglichst viele einschlägige Daten und Fakten zu gewinnen und sie dann allerdings anschließend in einer systematischen Rekonstruktion eines Geschichtsausschnitts zu integrieren. Aber „die antiquarische Historie entartet selbst in dem Augenblicke, in dem das frische Leben der Gegenwart sie nicht mehr beseelt und begeistert“ (1972, 264), d. h., wenn das Anhäufen von Daten und Fakten das wesentliche Moment der Geschichtsschreibung auszumachen droht und diese Daten und Fakten nicht

<sup>20</sup> Cf. hierzu etwa die Editionen der Werke von Ludwig Thomas (1786), Ignaz Mertian (1796) und John Fearn (1824/27) in der Reihe *Grammatica universalis*.

mehr in einer zusammenhängenden Interpretation ihren Stellenwert finden. Nietzsche ergießt dann über solche 'Historiographen' seine berüchtigte polemische Suada:

Jetzt dorrt die Pietät ab, die gelehrtenhafte Gewöhnung besteht ohne sie fort und dreht sich egoistisch-selbstgefällig um ihren eigenen Mittelpunkt. Dann erblickt man wohl das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen. Der Mensch hüllt sich in Moderduft [. . .]; oftmals sinkt er so tief, daß er zuletzt mit jeder Kost zufrieden ist und mit Lust selbst den Staub bibliographischer Quisquilien frißt. (1972, 264)

Für seine dritte Art der Geschichtsschreibung, nämlich der kritischen, postuliert Nietzsche, daß sie „im Dienste des Lebens“ stehen müsse. Im Falle der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung kann dies wohl nur heißen, daß der Sprachwissenschaftshistoriograph historisch überlieferte Aussagen über Sprache so zu interpretieren und zu rekonstruieren hat, daß die jeweiligen zeitgenössischen Sprachwissenschaftler und andere, die sich für Sprache interessieren, die linguistische Substanz früherer Texte über die Sprache oder Sprachen zu erkennen imstande sind und diese Erkenntnis wiederum für ihre eigenen Arbeiten über Sprache nutzbar machen können. Nietzsche geht aber wesentlich weiter, wenn er von dem Geschichtsschreiber fordert:

er muß die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen, um leben zu können: dies erreicht er dadurch, daß er sie vor Gericht zieht, peinlich inquiriert und endlich verurteilt; jede Vergangenheit aber ist wert, verurteilt zu werden [. . .] (1972, 265)

Nietzsches letztes Postulat erscheint einigermaßen problematisch; es hätte nämlich notwendigerweise zur Konsequenz, daß ein Sprachwissenschaftshistoriograph die Inhalte früherer Aussagen über Sprache an irgendeiner sprachtheoretischen oder sprachphilosophischen Position messen und bewerten müßte. Normalerweise wäre dies die jeweils 'herrschende Lehre'. Statt dessen erscheint es doch wohl angemessener, die uns überlieferten Texte in einem systematischen Interpretations- und Rekonstruktionsprozeß so zu behandeln, daß am Ende der heutige Sprachwissenschaftler in der Lage ist, zu erkennen, aufgrund welcher Prämissen, Implikationen etc., mit welchen Interessen, mit welcher Methode ein früherer Sprachwissenschaftler, Grammatiker oder ganz einfacher Mensch sich Gedanken über sprachliche Phänomene gemacht hat. Die Frage

nach der Wahrheit früherer 'linguistischer' Aussagen – die wiederum nur relativ zum heutigen Wissen gestellt werden könnte – stellt sich dann gar nicht.

3. Nietzsches Postulat einer kritischen Geschichtsschreibung hört sich großartig an; welche methodischen Voraussetzungen müßten aber minimal erfüllt sein, damit es auch nur näherungsweise eingelöst werden kann? Vorbereitend kann uns die Hermeneutik (die Lehre vom Textverstehen, vom Textinterpretieren) einige Schritte weiterhelfen. (Zur Rolle hermeneutischer Verfahren und Regeln als Instrumente der Interpretation wird unter der Frage *Quibus auxiliis?* noch Weiteres ausgeführt.) Durch kontinuierlich korrigierte Hypothesenbildung über mögliche Textbedeutungen (dies wird manchmal auch 'einführendes Verstehen' genannt) können wir dazu gelangen, die Konstitutionsbedingungen eines Textes als Resultat menschlicher Handlungen herauszufinden. Wir wissen heute, daß menschliche Handlungen grundsätzlich regelgeleitet sind; diese Regeln gilt es herauszufinden. Der Sprachwissenschaftshistoriograph hat demnach das Thema und dessen Durchführung, wie es sich in einem Text darbietet, samt den Prämissen, den von einem Autor verwendeten argumentativen Verknüpfungen von Annahmen und den von ihm eingesetzten Überzeugungsstrategien zu rekonstruieren. Mit dieser Arbeit, die sowohl Analyse als auch Synthese umfaßt, kann der Historiograph die Fragen nach dem *Quid* und dem *Quomodo* der von ihm untersuchten Texte zu beantworten suchen.

Die für die Rekonstruktion des theoretischen Gehaltes eines Textes gewählte Beschreibungssprache soll den im Text gegebenen Gegenstandsbereich prinzipiell vollständig erfassen können; anzustreben ist weiterhin, daß die gewählte Beschreibungssprache sich in einem in sich konsistenten sprachtheoretischen Rahmen situieren läßt, so daß eklektizistische Interpretationen vermieden werden. Metatheoretisch soll der Historiograph explizit Auskunft geben über die von ihm eingenommene methodologische Position, über die von ihm gewählten Methoden, mit denen er zu Ergebnissen zu gelangen hofft, und über die von ihm mit seinem Rekonstruktionsversuch angestrebten Ziele (Grad der Vollständigkeit, mögliche Nutzenanwendungen u.ä.).

Mit alldem ist jedoch nicht notwendigerweise eine Kritik in

Nietzsches Sinne intendiert; es geht nicht um eine 'Verurteilung' früherer Erkenntnisse im Sinne irgendeiner Fortschrittsideologie, sondern – und hier deuten wir Nietzsches Forderung um – es sollte uns darum gehen, unsere heutigen Erkenntnisse über Sprache, Sprachen und ihre Funktionen (die sich immer auch aus der Tradition speisen) zum Zwecke der Erreichung einer möglichst vollständigen Rekonstruktion des theoretischen Gehaltes eines überlieferten Textes adäquat einzusetzen.

Es bleibt nun noch die Frage übrig zu behandeln: mit welchen Hilfsmitteln hat ein Autor sein den Historiographen interessierendes Werk verfaßt, bzw. mit welchen Hilfsmitteln (*quibus auxiliis*) kann der Prozeß der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung selbst betrieben bzw. vorangetrieben werden?

Zunächst zur ersten Teilfrage: es kann im Einzelfall durchaus von Belang sein, die materielle Seite des Verschriftlichungsprozesses von Mitteilungsabsichten, die Sprachliches betreffen, die also direkt oder indirekt etwas über Sprache oder Sprachen aussagen, zu untersuchen. Zum Zwecke der Textentzifferung, der Datierung etc. und allgemein der Etablierung eines verlässlichen Textes kann die Frage nach den Schreibmaterialien (Meißel, Stempel, Pinsel, Rohrfeder . . ., Stein, Papyrus, Pergament, Papier . . .), mittels deren ein Text geschaffen wurde, wichtige Aufschlüsse geben. Im Falle von gedruckten Texten können sich ähnliche Fragen stellen (z. B. nach welchen Kriterien wird in einem Text Antiqua- bzw. Frakturschrift verwendet?, mit welchen typographischen Hilfsmitteln werden Zitierformen von Wörtern/Sätzen im Text herausgehoben? etc.).

Natürlich ist ein essentielles Hilfsmittel, um einen Text herzustellen, über eine Sprache (und/oder evtl. sonstige semiotische Systeme wie Bilder, Diagramme etc.) zu verfügen. Aus der Tatsache, daß der Autor eines sprachwissenschaftsgeschichtlich relevanten Textes die eine oder andere Sprache verwendet, können sich für den Historiographen verschiedene Fragen und Antworten ergeben: wurde eine bestimmte Sprache gewählt im Hinblick auf ihren Status als Gelehrtensprache innerhalb eines bestimmten Zeitraums (z. B. Sanskrit, Latein), im Hinblick auf größtmögliche didaktische Wirksamkeit (z. B. das Niederdeutsche in frühen Fassungen des *Till Eulenspiegel*, der zahlreiche 'volkslinguistische' Einsichten vermit-

telt), im Hinblick auf größtmögliche Verbreitung eines Textes (z. B. das Englische als heutige internationale Wissenschaftssprache)?

Ein anderer Aspekt der *quibus auxiliis*-Frage, bezogen auf historiographisch relevante Primärtexte, betrifft diejenigen Hilfsmittel, die ein Autor zur Gewinnung von Erkenntnissen über Sprachliches verwendet hat. Die Antworten auf diese Frage können auch für den Versuch einer Rekonstruktion der linguistischen Inhalte eines Textes bedeutsam sein, insofern dabei das benutzte methodische Instrumentarium offengelegt wird. Werden z. B. empirische Datengewinnungsverfahren eingesetzt (Informanten oder Sekundärquellen), werden Axiomatisierungs- oder andere Schlußverfahren verwendet, wird intuitiv-implizit argumentiert, wird nur referiert oder kompiliert? etc.

Zur zweiten Teilfrage: welche Hilfsmittel kann und soll der Sprachwissenschaftshistoriograph einsetzen, um zu adäquaten Interpretationen bzw. Rekonstruktionen der linguistischen Substanz früherer Texte und zu großräumigen diachronen systematischen Verknüpfungen eben dieser Rekonstruktionen zu gelangen?

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß der Historiograph sich nicht unvorbereitet, sozusagen nackt und bloß, an sein eigentliches Geschäft begibt. Je nach Quellenlage wird er die Instrumente der Textkritik einsetzen, um einen verlässlichen Text als Basis für seine weitere Arbeit zu bekommen; er wird die evtl. vorhandenen verschiedenen Fassungen/Auflagen eines Textes vergleichen, Varianten festhalten und diese interpretieren und bewerten (z. B. im Hinblick auf qualitative Entwicklungen bei der Durcharbeitung eines Themas durch den Autor). Er wird sich über weitere einschlägige Texte eines Autors und/oder seines Umkreises und evtl. der Tradition, in der sie stehen, informieren, um so einen ersten Eindruck über das 'climate of opinions', über die damals gegebenen Interessen- und Motivationslagen zu verschaffen. Dazu können kommen textexterne Faktoren wie Lebenslauf eines Autors (z. B. sein Herkommen, seine ökonomische und institutionelle Situation), die zumindest als Randbedingungen Licht auf sein linguistisches Arbeiten werfen können.

Der linguistische Geschichtsschreiber wird sich weiterhin aller relevanten sekundären Hilfsmittel bedienen, die ihm z. B. Aufklärung über orthographische, grammatische, lexikalische und stilisti-



sche Besonderheiten der Sprache der betreffenden Zeit und evtl. des Idiolekts des Autors geben können. Zum 'Einlesen' in eine Epoche und ihre Autoren können im Einzelfall auch mit Gewinn zeitgenössische und historische Arbeiten zur Geistes- und Kulturgeschichte herangezogen werden bis hin zu Sekundärliteratur, die sich allgemein oder speziell mit dem/den interessierenden Autor(en) bzw. ihren Werken auseinandersetzt. Nach solchen Vorarbeiten, die eine notwendige, aber noch keineswegs hinreichende Basis für die historiographische Arbeit darstellen, wird ein linguistischer Geschichtsschreiber sich zumindest vor groben Mißverständnissen über einen Autor und seine Texte einigermaßen geschützt fühlen dürfen.

Im folgenden soll nun versucht werden (was im *Quomodo*-Abschnitt nur in Umrissen angedeutet wurde), einige Kriterien und Verfahren für den Prozeß der Rekonstruktion der möglichen Bedeutungen eines Textes – das, was sich beim Leser eines Textes als Ergebnis seiner Verstehensbemühungen einstellen kann – zu diskutieren. Dabei spielt es grundsätzlich keine Rolle, welcher Text gelesen und zu verstehen gesucht wird; die hermeneutische Problemlage – das Problem, wie ein Text verstanden und damit semantisch und/oder pragmatisch rekonstruiert wird – ist beim Lesen einer *comic strip*-Geschichte letztlich dieselbe wie beim 'Lesen' eines mittelalterlichen sprachlogischen Traktats. Natürlich sind die Unterschiede zwischen Textsorten im Hinblick auf Erwartungshaltungen, notwendiges Sachwissen, begriffliche Komplexität etc. unübersehbar und haben im Falle des Lesens linguistisch relevanter Texte im Normalfall auch zur Konsequenz, daß sich der erfolgreiche Verstehensprozeß seinerseits in einer schriftlich festgehaltenen Rekonstruktion niederschlägt.

Welche Hilfsmittel kann nun die Hermeneutik – die Lehre vom Textverstehen bzw. -interpretieren – dem Historiographen zur Verfügung stellen?<sup>21</sup> Aus der jahrhundertealten spezifisch deutschen Tradition der Hermeneutik und Exegetik ließen sich zahlreiche Ansätze für heutige wissenschaftshistorische Fragestellungen – speziell dem *Wie* und *Womit* einer rationalen Sinnrekonstruktion von Texten – fruchtbar machen. Ein Beispiel dafür soll genannt

<sup>21</sup> Gut aufbereitete Einstiegsmöglichkeiten hierfür bieten Gadamer/Boehm 1976 und Szondi 1975.

werden, an das sich direkt neueste Ansätze zum Textverstehen und zur Textverarbeitung anschließen lassen:

Das Verstehen und Erklären eines Werkes [ist] ein wahrhaftes Reproduciren oder Nachbilden des schon Gebildeten. (Ast 1808, § 80)

In der Tat besagt Asts Dictum,<sup>22</sup> daß die in verschiedener Hinsicht regelgeleitete Produktion eines Textes durch das Auffinden und Anwenden der ebendiesen Text konstituierenden Regeln nachgebildet werden kann. Dabei geht es nicht um eine genaue graphemische (oder auch nur morphologisch-syntaktische) Replikation des Textes, sondern um das Auffinden und Anwenden vor allem semantischer und textkonstituierender Regeln, die den (oder die) möglichen Textsinn(e) bestimmen. Damit wäre der Text sowohl 'erklärt' – insoweit eben z. B. aus einem argumentativen Text die Axiome und die mittels Ableitungsregeln daraus folgenden Theoreme und damit die durch den Text repräsentierte Theorie herauspräpariert wurde – als auch (*a fortiori*) 'verstanden' (das Erklären-Können einer Sache schließt ein bzw. ist stärker als ein wie auch immer geartetes – vielleicht nur intuitives – Verstehen der Sache).<sup>23</sup> In einer solchen Art von Erklärung bestünde dann die eigentliche rekonstruktive Leistung des Historiographen.

Der zu interpretierende Text liefert dem Leser die den Rekonstruktionsprozeß auslösenden Signale, sozusagen die 'Stichwörter' für das von ihm zu konzipierende Interpretationsdrama. Dieser Prozeß darf insgesamt nicht als eine einsinnig verlaufende kontinuierliche Analyse des Textes – ausgehend von seinen kleinsten semantisch relevanten Bestandteilen – aufgefaßt werden; vielmehr ist hier an ein "analysis by synthesis"-Verfahren zu denken, in dem kybernetische Regelkreisvorstellungen eine Rolle spielen.<sup>24</sup> Bezogen auf zu interpretierende Texte, läßt sich dieses Verfahren folgen-

<sup>22</sup> Szondi 1975, 152 hierzu: „Die Bedeutung dieser These für die Geschichte der Hermeneutik kann schwerlich überschätzt werden.“

<sup>23</sup> Cf. Swiggers 1979, 62: «L'historiographie de la linguistique a tout intérêt à devenir une historiographie à orientation méthodologique: il s'agit de 'lire' les différentes théories linguistiques dans leur architecture argumentative et de découvrir les théorèmes et les axiomes qu'elles avancent ou présupposent.»

<sup>24</sup> Cf. hierzu etwa Miller/Galanter/Pribram 1973, Neisser 1967 und für Anwendungen im phonetisch-phonologischen Bereich Halle/Stevens 1967, 88–102.

dermaßen verstehen: zunächst werden Interpretationshypothesen über einer Menge von Textsegmenten (Wörter, Sätze, Paragraphen) erstellt (zu denen der 'Leser' unter Anwendung seiner Sprachkompetenz und seines Sachwissens gelangt); Elemente aus dieser Hypothesenmenge werden innerhalb einer TOTE-Einheit ("test-operate text-exit") dergestalt verarbeitet, daß zunächst in der Prüfphase die relative Akzeptabilität einer Hypothese im Hinblick auf ihre Plausibilität und ihre Implikationen getestet wird, danach gegebenenfalls in der Korrekturphase Veränderungen an ihr vorgenommen werden (verbesserte Hypothese) und in der zweiten Prüfphase wiederum auf ihre Akzeptabilität getestet wird, um dann schließlich den Status einer vorläufig akzeptierten Hypothese ("exit") zu erlangen. Beim Durchlaufen weiterer Hypothesen durch die TOTE-Einheit stehen vorläufig akzeptierte Hypothesen als Kontrollinstanzen zur Verfügung; sie können aber ihrerseits in solchen weiteren Schritten wieder geschwächt werden, weil sich z.B. Unverträglichkeiten mit anderen Hypothesen bzw. Hypothesenmengen ergeben. Das gesamte Verfahren läuft – unter Verwendung sog. rekursiver Schleifen (der Output eines Arbeitsganges kann stets wieder Input für weitere Arbeitsgänge sein) – so lange, bis sich für größere Textabschnitte oder den ganzen Text eine kohärente, widerspruchsfreie Gesamthypothese für eine Rekonstruktion des Textsinn konstituierenden semantischen und theoretischen Regelapparats ergibt. Auf diesem Wege läßt sich prinzipiell ein Text bzw. seine semantische und theoretische Substanz synthetisieren, wobei die Synthese notwendigerweise die Analyse in semantischen und theoretischen Regelapparat ergibt. Auf diesem Wege läßt sich prinzipiell ein Text bzw. seine semantische und theoretische Substanz synthetisieren, wobei die Synthese notwendigerweise die Analyse in sich schließt (um etwas machen oder nachmachen zu können, muß ich wissen, aus welchen Bestandteilen mit welchen Funktionen jeweils ein Gegenstand besteht).<sup>25</sup>

Es ist klar, daß das einer TOTE-Einheit zugrundeliegende Schema nicht nur speziell für Interpretations- und Rekonstruktionsprozesse gültig ist bzw. sein kann; wenn man der allgemeinen Theorie Piagets und insbesondere Neisser (1967, 51 ff.) folgt,

<sup>25</sup> Cf. Bransford et al. 1972, 207.

könnte es sich dabei um ein Grundschema handeln, das jeder menschlichen Handlung zugrunde liegt und möglicherweise Teil der genetischen Ausstattung eines jeden Menschen (und anderer Lebewesen) ist. Im Sinne von Swiggers 1979a gilt diese Rekonstruktionsmethode auch für die Rekonstruktion größerer historischer Zusammenhänge, z. B. wenn theoretisch rekonstruierte Texte mit weiteren Texten (bzw. deren Rekonstruktionen) einer bestimmten Richtung oder einer ganzen Epoche oder gar epochenübergreifend in historisch-theoretische Zusammenhänge gebracht werden sollen.

## KRITISCHE BETRACHTUNG VIER NEUERER GESCHICHTEN DER SPRACHWISSENSCHAFT

Im Vorwort zur vorliegenden Einführung wurde schon gesagt, daß hier weder eine Übersicht über die Geschichte der Sprachwissenschaft noch ein Abriß derselben gegeben werden soll. Um aber dem Neuling auf diesem Gebiet gleichwohl bei einer Orientierung behilflich zu sein, werden nachfolgend vier Werke vorgestellt, die wenigstens grundsätzlich den Anspruch erheben, *die* Geschichte der Sprachwissenschaft in einem sowohl zeitlich wie auch räumlich weiten Umgriff darzustellen. Unser Referat ist insoweit kritisch, als zu zeigen versucht wird, was der Leser in dem jeweiligen Werk finden kann und was nicht. Die Auswahl der vier Werke kann insofern als repräsentativ gelten, als Vertreter der britischen, der deutschen, der französischen und der sowjetischen sprachwissenschaftsgeschichtlichen Forschung aus neuerer und neuester Zeit berücksichtigt werden. Die vier Werke sind auch hinsichtlich ihrer thematischen Weite als miteinander kompatibel zu betrachten.

Man kann sich allerdings fragen, ob heute die Zeit der Übersichten und Gesamtdarstellungen nicht eigentlich vorbei ist.<sup>26</sup> Es ist doch so, daß kein *einzelner* Sprachwissenschaftshistoriker von sich behaupten kann, daß er alle Epochen, Strömungen oder gar die Werke der einzelnen Sprachtheoretiker und Grammatiker gleichmäßig kompetent abhandeln könne. Dies gilt mit Sicherheit für die eindringende Kenntnis aller einschlägigen Primärtexte (die z. T. noch nicht einmal ediert sind, cf. Bursill-Hall 1971), abgeschwächt aber auch für die Kenntnis der Sekundärliteratur in unserem Bereich. Als Alternativen verbleiben angesichts der immer weiter anwachsenden Menge an 'neuen', bisher noch nicht oder kaum bekannten Primärtexten (cf. z. B. Canz 1737, Thomas 1786, Mertian

<sup>26</sup> Cf. dagegen die großen Werke des 19. Jh.: z. B. Steintal 1863 (21890-91), Benfey 1869.

1796, Fearn 1824/27 oder Pinborgs und Bursill-Halls Editionen mittelalterlicher Texte etc.) und der anschwellenden Flut von Sekundärliteratur, die neue Ansichten, Einsichten, Bewertungen mit sich bringen, eigentlich nur Forschungsberichte über bestimmte Bereiche der primären Sprachwissenschaftsgeschichtsforschung (z. B. Zusammenfassen dessen, was bisher zu sprachwissenschaftlichen Bemühungen bzw. Arbeiten, die im Zeitalter der Renaissance geschrieben wurden) und sog. "state of the art reports"<sup>27</sup>, in denen historiographische zeitgenössische Forschung in einem weiteren Überblick erfaßt werden kann.<sup>28</sup>

Betrachten wir kurz vier Versuche, die Geschichte der Sprachwissenschaft im Überblick darzustellen:

1. H. Arens, *Sprachwissenschaft: der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*, Freiburg u. München: Alber 1955 (21969), XVI + 816 S.
2. R. H. Robins, *A Short History of Linguistics*, London: Longmans 1967 (21970), VIII + 248 S.
3. G. Mounin, *Histoire de la linguistique des origines au XXe siècle*, Paris: Presses Universitaires de France 1967, 226 S.
4. T. A. Amirova/B. A. Ol'chovikov/Ju. V. Rozdestvenskij, *Abriß der Geschichte der Linguistik*, ed. G. F. Meier, Leipzig: VEB Bibliographisches Institut 1980, 484 S.

Gemeinsam ist diesen vier Werken, daß sie den Zeitraum der Geschichte der abendländischen Sprachwissenschaft einigermaßen gleichmäßig abzudecken versuchen.<sup>29</sup> Während Robins, Mounin und Amirova et al. grundsätzlich deskriptiv und teilweise erklärend versuchen, die einzelnen Epochen und Entwicklungen darzustellen, wendet Arens ein anderes Darstellungsverfahren an: er gibt ca. 140 Exzerpte aus sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen bzw. grammatischen Texten von ca. 50 Autoren „von der Antike bis zur Gegenwart“, die er – wo notwendig – ins Deutsche übertragen hat. Koerner 1972 stellt in seiner ausführlichen Rezen-

<sup>27</sup> Cf. Malkiel/Langdon 1969, Koerner 1972 (repr. 1978).

<sup>28</sup> Cf. Band 13 der *Current Trends in Linguistics*, (ed.) Sebeok (1975).

<sup>29</sup> Aus diesem Grunde bleiben andere Werke hier außer Betracht, die z. B. die Zeitspanne von der Antike bis zum Beginn des 19. Jh. in wenigen Seiten abhandeln, um sich dann auf Entwicklungen im 19. und 20. Jh. zu konzentrieren; z. B. Ivić 1963 (dt. 1971), Leroy 1963 (21971), Waterman 1963 (21970, dt. 1966), Szemerényi 1971.

sion der 2. Aufl. fest, daß es sich um "both an anthology and a history of western linguistics" (1972, 430) handele. In bezug auf das erste Prädikat kann man zustimmen, eine Geschichte der westlichen Sprachwissenschaft ist Arens' äußerlich beeindruckendes Buch jedoch sicherlich nicht. Die meist sehr kurzen Kommentare und Verbindungstexte zwischen den Exzerpten zeigen, daß Arens aus Mangel an einem differenzierten Beschreibungs- bzw. Interpretationsapparat nicht in der Lage ist, die wesentlichen sprachtheoretischen Positionen der von ihm zitierten Autoren herauszuarbeiten. Die fundamentale methodologische Schwäche seiner Kommentare besteht weiterhin darin, daß er grundsätzlich dazu neigt, die Ansätze und Ergebnisse früherer Philosophen und Grammatiker an der Elle der von ihm als 'eigentliche' Sprachwissenschaft verstandenen historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der neohumboldtischen Weisgerber-Schule<sup>30</sup> zu messen. Die mangelnde Strukturierung des ganzen Opus bringt es darüber hinaus mit sich, daß Arens zu dem mißlichen Verfahren des 'name-dropping' verleitet wird. Erklärlich wird dies alles dadurch, daß Arens sich mit ungenügendem sprachwissenschaftlichem Rüstzeug an eine solche enorme Aufgabe gemacht hat. Sein Buch ist sowohl für den Sprachwissenschaftler als auch für jemanden, der einen verlässlichen Überblick über die Geschichte des Faches gewinnen möchte, ungeeignet, ja sogar ein Ärgernis.

Im Gegensatz zu Arens 1955 kann Robins 1967 demjenigen, der sich einen ersten Überblick über die Geschichte der Sprachwissenschaft verschaffen möchte, ohne weiteres empfohlen werden. Robins bietet nach einer knappen Einführung, in der unter anderem die Abgrenzungsproblematik und einige methodologische Aspekte der Sprachwissenschaftsgeschichte angesprochen werden, in sieben

<sup>30</sup> Koerner (1972, 438) spricht sogar von "neo-Humboldtian pseudolinguistics"; Koerner zieht aber schließlich aus seinen vielen kritischen Anmerkungen doch nicht den notwendigen Schluß in bezug auf die Gesamtqualität von Arens' Buch; einerseits beurteilt er "Arens' achievements" als "tremendous and unsurpassed by any previous publication devoted to a comparable field of study and research" (44), andererseits sieht Koerner aber doch richtig, daß Arens' "treatment of straightforward theoretical questions of various linguistic areas [...] diffuse" (442) ist. Koerner weist auch nach, daß Arens' Arbeit in bibliographischer Hinsicht als nicht zuverlässig angesehen werden kann.

Kapiteln eine kompetente Darstellung vor allem der weiträumig gefaßten Epochen der abendländischen Sprachwissenschaft (in einem weiteren Sinne): Griechenland, Rom, das Mittelalter, die Renaissance und danach 'der Vorabend der Moderne' (18. Jh.), die Vergleichende und historische Sprachwissenschaft im 19. Jh. und die sprachwissenschaftlichen Entwicklungen im 20. Jh. Robins' Darstellung der sprach- und grammatiktheoretischen Ansätze und ihrer historischen Entwicklung geschieht unter Verwendung einer relativ 'weichen' linguistischen Fachsprache, sozusagen in der *koinē* der Sprachwissenschaftler des 20. Jh., wobei gelegentlich Präferenzen für sprachtheoretische Konzeptionen J. R. Firths<sup>31</sup> sichtbar werden.

Robins' *Short History* hat unter anderem auch den Vorzug, daß er einzelne linguistische Entwicklungen mit gutem 'common sense' in ihre kultur- und ideengeschichtliche Umgebung einbettet. Hervorzuheben ist auch, daß außereuropäische linguistische Traditionen wenigstens in ihren Umrissen skizziert werden: die arabische und jüdische Sprachwissenschaft wird im Renaissance-Kapitel in Verbindung mit ihrem Einfluß auf europäische Entwicklungen vorgestellt, die altindische Sprachwissenschaft entsprechend ihrer Rezeption im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. abgehandelt.

Natürlich kann nicht erwartet werden, daß in einer kurzen Übersicht eine auch nur relative Vollständigkeit in bezug auf die vielfältigen Richtungen in der Geschichte und Vorgeschichte unserer Wissenschaft erreichbar ist. Zwar zeigt der kombinierte Namen- und Sachindex, daß Robins sich bemüht hat, möglichst viele Autoren mit ihren wichtigsten Werken wenigstens kurz zu charakterisieren, gleichwohl sind aber beträchtliche Lücken zu konstatieren:

- die deutsche Sprachforschung im 17., 18. und frühen 19. Jh. ist nur schwach reflektiert (über Schottelius 1663, Michaelis 1762, Meiner 1781, Vater 1801 und Schmitthenner 1826 erfährt man nichts);
- ebenfalls unterrepräsentiert ist die französische Sprachforschung des ausgehenden 17. und des 18. Jh. (nicht erwähnt werden Lamy 1676, Du Marsais 1729/1797, Thiébauld 1802, um nur wenige wichtigere Autoren zu nennen);
- im italienischen 17. Jh. fehlen Buommattei 1623 und Campanella 1638;
- im Zusammenhang mit Nebrija 1492 hätte Vives (z.B. 1531, 1532) erwähnt

<sup>31</sup> Cf. hierzu Monaghan (1979).



werden können; für das spanische 17. Jh. ist Caramuel y Lobkowitz 1654 kennzeichnend;

- bei der Diskussion von Horne Tookes *Diversions of Purley* (1805?) wäre ein charakterisierender Hinweis auf Fearn's Anti-Tooke 1824/27 angebracht gewesen.

Mounin 1967 ist eigentlich keine Geschichte der Sprachwissenschaft, auch kein Abriß derselben; was er statt dessen bietet, ist der Versuch eines Nachweises, daß sich schon im frühesten Sprachdenken und in allen nachfolgenden Epochen das insbesondere von Martinet 1962 (in enger Anlehnung an den amerikanischen Strukturalismus der 40er Jahre unseres Jahrhunderts) vertretene Prinzip der zwei Artikulationsebenen einer jeden natürlichen Sprache (Morphem- und Phonemebene) nachweisen läßt. Wir haben es demnach eher mit einer thematisch – dies betrifft auch die entsprechend gewählte Beschreibungssprache – eng angelegten begriffsgeschichtlichen Untersuchung zu tun, die auf ihre Weise vielfältige Informationen erbringt, die sonst nicht so leicht aufzufinden sind.<sup>32</sup> Informativ sind besonders die ersten sieben Kapitel, in denen Auskünfte gegeben werden über die Prähistorie des Sprachdenkens, über quasi-linguistische Bemühungen der alten Ägypter im Zusammenhang mit der sog. Hieroglyphenschrift, über die Vorgeschichte der Linguistik bei den Sumerern und Akkadern und im alten China, über die linguistischen Ansätze und Entwicklungen in Indien, über die Phönizier als Erfinder unseres Schrifttyps. Über die philologische Tradition der Juden erfährt man sehr wenig, über die lange Geschichte der arabischen Sprachwissenschaft nichts.

Die Darstellung der griechischen und römischen linguistischen Ansätze und Entwicklungen – dies gilt auch für das europäische Mittelalter – leidet sehr an Mounins engem strukturalistischem Blickwinkel.

Über linguistische Entwicklungen in der europäischen Neuzeit wird der Leser bei Robins umfassender und fundierter informiert als bei Mounin. Insgesamt ein historiographisch unbefriedigendes Werk, das aber dem Neugierigen bei genügender kritischer Distanz trotz allem als anregende Fundgrube für Detailprobleme dienen kann.

Amirova et al. 1980 hebt sich von den vorgenannten Werken zur

<sup>32</sup> Cf. Bursill-Halls (1970) dezidierte, aber wohlfundierte Kritik an Mounin.

Sprachwissenschaftsgeschichte in mehrfacher Hinsicht ab – positiv und negativ. In acht Kapiteln werden in oft eigenwillig anmutender Auswahl und Kommentierung folgende Bereiche der Sprachwissenschaftsgeschichte abgehandelt: in einem sehr knappen Einführungskapitel werden der Gegenstand und die Aufgaben der Disziplin umrissen, erörtert werden auch Fragen der Systematisierung wissenschaftlicher Richtungen in der Geschichte der Sprachwissenschaft; „Die Sprachtheorie in der Antike“ umfaßt neben griechisch-römischen Traditionslinien (allerdings ohne die Lehren der Stoa auch nur zu erwähnen) verdienstvollerweise auch Skizzen der Entwicklung der chinesischen und indischen Grammatiklehre; die „Sprachtheorie im Mittelalter“ enthält relativ wenig über abendländisch-scholastische Entwicklungen, dafür wird aber ausführlich „die grammatische Lehre der Araber“ dargestellt (leider zeigen sich die Autoren hier nicht auf der Höhe der Forschung: die Sekundärliteratur der letzten 20 Jahre ist ihnen offenbar nicht bekannt bzw. zugänglich gewesen!); die Zeitspanne vom 16.–18. Jh. wird unter Betonung der „linguistischen Aspekte der gesellschaftlich-sprachlichen Praxis in Europa“ (schriftliche Normierung der sich entwickelnden Nationalsprachen) und unter Berücksichtigung der philosophischen Richtungen des Empirismus und des Rationalismus betrachtet, die „Grammatik von Port-Royal“ (1660) und ihre Rezeption im 18. Jh. wird ausführlich dargestellt (allerdings ohne Berücksichtigung der umfänglichen Sekundärliteratur der letzten Jahrzehnte); die restlichen Kapitel des Werkes geben dem Leser einen Überblick über die sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Entwicklungen im 19. Jh., wobei naheliegenderweise den sich in Rußland entwickelnden Richtungen genügend Raum gegeben wird. Der Beginn des sprachwissenschaftlichen 20. Jh. wird unter Bezugnahme auf Forscher wie Baudouin de Courtenay, Schuchardt, Vossler und de Saussure nur kurz angesprochen.

Die Übersetzerin Barbara Meier und der Herausgeber Georg Friedrich Meier haben wesentlich dazu beigetragen, das Werk durch Präzisierungen und Kurzkommentare lesbarer zu machen; als Negativposten sind jedoch festzuhalten: bibliographische Unzulänglichkeit, Nichtberücksichtigung der einschlägigen neueren Sekundärliteratur, geringer methodologischer Reflexionsstand in Verbindung mit kategorialen Unschärfen der verwendeten Be-

schreibungssprache. Positiva des Werkes sind: der Leser, speziell der westliche, bekommt einen repräsentativen Einblick in die historiographische Denkweise der drei sowjetischen Autoren, im einzelnen erfährt er viel Neues über die Zusammenhänge zwischen den Prozessen der Schriftentwicklung (China, Indien, Arabien, Europa) und den jeweils unterschiedlichen Entwicklungen grammatischer Betrachtungsweisen, vorgeführt werden auch interessante Überlegungen zur Rolle der Druckschriften im Zusammenhang mit der Entwicklung normierter Schrift- bzw. Nationalsprachen in Europa.

Als Ergänzung zu Robins 1967 kann dieser *Abriß der Geschichte der Linguistik* auch schon dem Anfänger eine Vielfalt von Informationen und insgesamt einen breiten Problemhorizont vermitteln.

## ‘VOLKSLINGUISTIK’: EIN GEGENSTAND DER HISTORIOGRAPHIE DER SPRACHWISSENSCHAFT?

In diesem Kapitel soll unser Plädoyer für die Berücksichtigung „volkslinguistischer“<sup>33</sup> Einsichten in und Meinungen über Sprachliches bzw. ihrer gesellschaftlich-praktischen Interessengeleitetheit und Nutzenanwendung im Rahmen der Sprachwissenschaftsgeschichte wenigstens umrißartig substantiiert werden.

In der Vergangenheit haben sich verschiedene Zweige und Richtungen der Sprachwissenschaft immer wieder mit dem hier näher zu explizierenden Gegenstandsbereich befaßt.<sup>34</sup> Während die Stellung der ‘Volkslinguistik’ (= VL) im Kanon der Subdisziplinen der Sprachwissenschaft noch nicht gesichert zu sein scheint, hat dieser Bereich in Disziplinen wie Anthropologie, Ethnographie, Volkskunde und in der Mythologieforschung in den vergangenen Jahrzehnten zunehmende Aufmerksamkeit erfahren.<sup>35</sup>

Als vorläufige Explikation unseres neuen Terminus VL wird hier vorgeschlagen, daß damit all jene sprachlichen Ausdrücke bzw. Äußerungen (wir lassen der Einfachheit halber nonverbale Kommunikationshandlungen wie Gestisches und Mimisches außer Betracht) bezeichnet werden sollen, die ihrerseits auf Sprachliches referieren oder die metakommunikativ fungieren bzw. in denen explizit oder implizit Eigenschaften sprachlicher Einheiten bzw.

<sup>33</sup> Wir versuchen hier ‘Volkslinguistik’ als terminus technicus einzuführen, zum einen gestützt auf die Analogie zu den schon vorhandenen Termini der Reihe *Volkessprache*, *-dichtung*, *-märchen*, *-kunst*, *-medizin*, *-psychologie* (cf. Kleinpaul 1914) und *-etymologie*, zum anderen als Lehnübersetzung des etablierten englischen Terminus folk-linguistics. Cf. Hoenigswald (1966, 17) für ähnliche Argumente.

<sup>34</sup> Cf. z. B. Kleinpaul 1888, Polle 1889, Borst 1957–63, Hoenigswald 1966, Maas 1978; für die Historiographie der Sprachwissenschaft wurde dieser Bereich u. a. reklamiert von Robins 1967, Hymes (1974 a, 2–5) und Paul (1978, 151 ff.).

<sup>35</sup> Für Literaturhinweise cf. Hoenigswald 1966 und Hymes 1974.

Kommunikationshandlungen in der Absicht verwendet werden, um damit bei Kommunikationsteilnehmern bestimmte gesellschaftlich-praktisch relevante Wirkungen hervorzubringen. Dabei sind solche Äußerungen über Sprachliches ausgeschlossen, die in der Absicht hervorgebracht werden, ‘nur’ einen Erkenntnisgewinn über Sprachliches um seiner selbst willen auszudrücken; solche Äußerungen wären nämlich – legt man Minimalkriterien zugrunde – schon als sprachwissenschaftliche Aussagen zu qualifizieren. Diese Explikation bedarf sicherlich weiterer Präzisierung, jedoch sind mit dieser Unterscheidung Kriterien benannt, die es erlauben, die VL als eine gesellschaftliche Praxis zu verstehen, die sich einerseits auf Sprachliches zurückwendet, andererseits aber gleichzeitig Äußerungen dieser Art für gesellschaftlich-praktische Zwecke, die nicht auf bloßen Erkenntnisgewinn über Sprachliches hinauslaufen, instrumentalisiert. Mit Marx gesprochen haben wir es mit der Unterscheidung zwischen ‘natürlichem’ praktisch-relevantem Umgang mit sprachlichen Eigenschaften und ‘fetischisierendem’, d.h. ‘nur’ autoreflexivem Umgang mit sprachlichen Eigenschaften, eben mit Sprachwissenschaft im neuzeitlichen Sinne zu tun.<sup>36</sup> Wir sehen allerdings heute, deutlicher als früher, daß die Ergebnisse der ‘reinen’ Sprachwissenschaft sehr wohl dem politischen und ökonomischen Verwertungsinteresse dienstbar gemacht werden, also gleichfalls, wenn auch ‘entfremdet’, gesellschaftlich-praktisch instrumentalisiert werden; dies fällt in das weite Feld der angewandten Sprachwissenschaft (z. B. Linguistische Didaktik, Sprachplanung, Computerlinguistik, Rhetorik im Sinne der Erforschung manipulativen Sprachgebrauchs u. ä.).

Wie im vorhergehenden Kapitel schon gezeigt wurde, beginnen sprachwissenschaftshistorische Darstellungen normalerweise erst mit Zeiträumen, in denen Reflexionen über Sprachliches schriftlich und in der Absicht, jemanden über Erkenntnisse über Sprachliches zu informieren, niedergelegt wurden. Wir können jedoch mit Gewinn für die Sprachwissenschaft und ihre Geschichte – darüber hinaus aber auch für die gesamte Geschichte der Menschheit – versuchen, auch jene Spuren der Reflexion über Sprachliches zu analysie-

<sup>36</sup> Cf. Maas 1978, wo letztlich für eine Aufhebung dieser Unterscheidung zugunsten einer praxisbezogenen Grammatik plädiert wird.

ren, die *vor* dem Entstehen der eigentlichen Sprachwissenschaft bzw. Sprachphilosophie bzw. neben und außerhalb der wissenschaftlichen Reflexion über Sprache bestanden haben bzw. noch bestehen. Ein vergleichendes Studium der verschiedenen Ausprägungen von VL kann uns wichtige Aufschlüsse über die Sozial-, Kultur- und Geistesgeschichte verschiedener Gesellschaften geben; mit der gebotenen Vorsicht können wir aus diesem Bereich aber auch Aufschlüsse gewinnen über frühe Interessenlagen und Motivationen, aus denen die uns heute vertrauten sprachwissenschaftlichen Ansätze entwickelt wurden. Wir können aber auch heute aus ‘Volksmeinungen’ über Sprache neue oder wieder in Vergessenheit geratene Fragestellungen für die Sprachwissenschaft entdecken. Einige exemplarische Andeutungen zu diesem weiten Feld der Vorgeschichte der Sprachwissenschaft mögen genügen, um die Bedeutung von grundsätzlich jeder Art von Reflexion über Sprache – gleichgültig aus welchen Motiven und Interessenlagen heraus – für eine vertiefte Auffassung von einer umfassenden Sprachwissenschaftsgeschichte, aber auch für die sprachwissenschaftliche Forschung selbst, verständlich zu machen.

Aus den Bereichen der Mythologie, der Ethnologie und der vergleichenden Religionswissenschaft ließen sich viele Zeugnisse über früheste bzw. “primitive” Auffassungen über die Sprache, ihren Ursprung und die Verschiedenheit der Sprachen beibringen. Eine Fundgrube dafür ist Arno Borsts seltsames Werk *Der Turmbau zu Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker* (3 vol., Stuttgart 1957–63). Zu Beginn stellt der Autor fest:

Die Sprache, und schon gar ihre Geschichte ist für den primitiven Menschen noch heute irrelevant, [. . .] es gibt kein eigenes „Sprachdenken“ der Primitiven, denn die Rede wird als unmittelbar wirklich und wirksam empfunden. (I, 19)

Diese Formulierungen sind etwas unglücklich gewählt: einerseits hat Borst sicher recht, daß die Rede des ‘Primitiven’ als unmittelbar wirksam intendiert ist – im Sinne unserer obigen Explikation von VL ist jedes ‘natürliche’ Reden über Sprachliches zweckgebunden –, andererseits kann aber der erste Teil der These vom Nichtvorhandensein eines „eigenen Sprachdenkens der Primitiven“ angesichts einer Anzahl von empirischen Untersuchungen (cf. Hymes 1974a, 3 f.) als widerlegt gelten. Borst widerspricht sich schließlich

selbst, indem er eine Fülle von Beispielen liefert, die alle die Tätigkeit von ‘Primitiven’ (oder Naiven), sprachliche Phänomene anzusprechen und zu instrumentalisieren, aufs schönste illustrieren. Ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswertes Beispiel ist das folgende (I, 30):

Auf die bissige Erzählung der Flamen, daß es im Himmel keine Wallonen gebe, erwidern diese ebenso grimmig, daß beim Turmbau zu Babel ein Maurer sich über seinen wallonisch redenden Nachbarn mokierte; zornig warf ihm der Beleidigte einen Klumpen Mörtel in den Mund, der Mann begann sofort flämisch zu reden. Seitdem haben die Flamen Mörtel in der Kehle.

Linguistisch interessant ist das Beispiel wegen der drastischen Charakterisierung der phonetisch-artikulatorischen Besonderheiten des Flämischen aus der Sicht eines Wallonen; der heute noch andauernde Sprachenstreit in Belgien zeigt den politischen Aspekt auf; mythologisch problematisch ist der Punkt, daß ja beim Turmbau zu Babel noch *eine* Sprache gesprochen worden sein soll, allerdings könnte sich die handgreifliche ‘Sprachschöpfung’ in der Übergangsphase, in der nach und nach verschiedene Sprachen entstanden sein könnten, ereignet haben.

Borst bringt zahlreiche weitere Beispiele für die negative Einschätzung anders Sprechender vom Standpunkt einer bestimmten Sprachgemeinschaft (cf. I, 21 für das problematische Verhältnis von Süd- zu Nordaustralien). Tatsächlich scheint es sich beim Syndrom des Verachtens der Sprache der jeweils anderen um ein ethnologisches Universale zu handeln: der Naive – dasselbe gilt für Kinder – kann einfach nicht verstehen, daß andere Menschen anders reden als er selbst, entsprechend zeigt er eine negative Einstellung gegenüber den ‘Barbaren’. Verschiedene Überlieferungen zeigen, daß dieses Bewußtwerden der Verschiedensprachigkeit eine wichtige Quelle für volkslinguistische Meinungen bzw. daraus resultierende Verhaltensweisen darstellt.

Es darf vermutet werden, daß sich in den Mythen aller Völker Spekulationen über die Sprachentstehung finden lassen. Es ist nicht einfach, überzeugende Motivationen für derartige Überlegungen zu finden; neben einem Bedürfnis nach einer Erklärung des Zustandekommens alles Seienden könnte auch noch das Bedürfnis nach einer Manifestation des Zusammengehörigkeitsgefühls eines Stammes bzw. verwandter Stämme durch gemeinsame Mythen relevant sein.

Bei Borst 1957–63 und Allen 1949 finden sich zahlreiche Hinweise auf Sprachursprungsmythen.<sup>37</sup>

Neben den in Mythologien verfestigten Ansichten über die Sprachursprungsfrage, die oft mit dem ja immer beobachtbar gewesenen Phänomen der Verschiedenheit der Sprachen und Dialekte verbunden gesehen wurde, spielen von der Frühzeit menschlicher Sprachreflexion an bis heute verschiedene Typen der Instrumentalisierung von Sprache für verschiedene Zwecke im intra- und intergesellschaftlichen Leben der Menschen eine bedeutsame Rolle: der ganze Bereich der Sprachmagie mit den Stichwörtern Sprachtabu, Segnen und Fluchen, Beschwören, Lästern, Beleidigen, Orakel (Mehrdeutigkeit von Vorhersagen), Kabbalistik u. ä.

Kennzeichnend für magische Instrumentalisierung von Sprache ist der Glaube, daß durch das bloße Hervorbringen sprachlicher Äußerungen bestimmte Wirkungen beim Angesprochenen oder in der Umwelt hervorgerufen werden könnten. Normalerweise handelt es sich dabei um durch strenge Konventionen in ihrem Wortlaut festgelegte Äußerungen, die zusätzlich auch noch an die Beachtung institutioneller Bedingungen geknüpft sein können (z. B. Stellung des sprachmagischen Handelnden innerhalb der Gesellschaft als ‘Medizinmann’, Priester u. ä.). Als historisch spätere Variante sprachmagischen Handelns darf der Umgang mit ‘heiligen Texten’ gelten, z. B. deren Auslegung, Interpretation in lehrhafter bzw. manipulativer Absicht. Ein extremes Beispiel ist das sog. Bibelstechen, bei dem zufällig gefundene Bibelstellen als Richtlinien für Problemlösungsbedürfnisse herangezogen werden. Wesentliche Grundlage des Glaubens an die Wirkungsmächtigkeit des gesprochenen und geschriebenen Wortes in sprachmagischer Sicht

<sup>37</sup> Allen (1949, 37) berichtet aus der nordgermanischen Snorra Edda: “When the sons of Borr were walking along the sea-shore, they found two trees, and took up the trees, and shaped men of them: the first gave them spirit and life, the second wit and feeling, the third form, speech, learning, and sight. They gave them clothing and names.”

Den Versuch einer detaillierten Interpretation, der in verschiedener Hinsicht lohnend wäre, müssen wir uns hier versagen. Die Übersetzung der Stelle durch Simrock (zit. nach Polle 1889, 102) lautet: „Als Börs Söhne am Seestrande gingen, fanden sie zwei Bäume. Sie nahmen sie und schufen Menschen daraus. Der erste gab Geist und Leben, der andre Verstand und Bewegung [Gefühl], der dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht.“



ist die Annahme, daß Dinge, Sachverhalte, Menschen und ihre Verhaltens- und Handlungsweisen in einer engen Beziehung der Quasi-Identität mit den für sie konventionell gültigen Namen, Beschwörungsformeln u. ä. stehen. In der alten und neuen Volkslinguistik gilt eben gerade nicht die Maxime von der Arbitrarität bezüglich der Zuordnung von Name und damit bezeichnetem Gegenstand.<sup>38</sup> In der Volkslinguistik gilt die Motiviertheit von Namen und Bezeichnungen aber nicht nur im Bereich der Wortsemantik bzw. für den rein referentiellen Gebrauch von Wörtern; damit sprachmagische Handlungen überhaupt möglich werden, muß auch ein pragmatischer Wirkungszusammenhang zwischen Äußerungen und deren kommunikativer Intention angenommen werden. Es wäre lohnend, die verschiedenen sprach- und zeichenmagischen Gebräuche in ihrer historischen und kulturellen Verflechtung durch die Jahrtausende zu verfolgen; viele haben sich bis heute erhalten, z. B. der Brauch, Menschen dadurch verletzen oder töten zu wollen, indem man ihren Namen auf irgendeinen Gegenstand schreibt und diesen dann verbrennt oder vergräbt (cf. Polle 1889, 37) oder – eine Ausdehnung dieses Brauchs in andere semiotische Systeme als die Sprache – indem man ein Abbild eines Menschen (Puppe, Bild) ‘erhängt’ oder verbrennt (ein heute noch bei politischen/religiösen Demonstrationen üblicher Brauch), also eine Hinrichtung *in effigie*.

Die Volkskunde berichtet von sog. Heils- und Abwehrzeichen, die sich in alten Bauernhäusern noch finden. Heilszeichen aus der vorchristlichen mythologischen Tradition bekunden Wünsche nach Fruchtbarkeit in Haus, Hof und auf dem Feld; die hierzu verwendeten Symbole sind z. B. der Sechsstern, das Sonnenrad, die Raute, der Lebensbaum, das Herz und das liegende Kreuz. Als Symbole und sprachliche Repräsentationen aus dem christlichen Umkreis finden wir Abbilder einer Kirche, flammende Herzen; die Buchstabensequenz C – M – B wird heute noch am Dreikönigstag in katho-

<sup>38</sup> Polle (1889, 36 ff.) bringt hierfür eine hübsche Beispielsammlung; z. B. „Um in der Wetterau den Platz zu finden, wo ein Ertrunkener liegt, schreibt man seinen Namen auf ein Stück Brot und wirft dies ins Wasser. Es schwimmt dann zu der Leiche, denn Person und Name gehören zusammen.“ Dieses Beispiel zeigt deutlich den Voraussetzungenzusammenhang zwischen Namensmotiviertheit und darauf aufbauendem sprachmagischem Handeln.

lischen Gegenden an Haus- und Stalltüren angebracht (ursprünglich wohl in der Bedeutung ‘Christus mansionem benedicat’ als Segenswunsch; die Interpretation als Namen der drei heiligen Könige scheint erst später aufgekommen zu sein). Volkslinguistisch hochinteressant sind Abcdarien, die sich z. B. in Balken auf der Tenne von Bauernhäusern eingeritzt finden. Man darf darin einen Niederschlag kabbalistischer bzw. lullistischer<sup>39</sup> Ideen sehen, evtl. verbunden mit der Auffassung, daß das Alphabet die Menge derjenigen schriftsprachlichen Elemente ist, aus der sich alle möglichen Texte, also auch die Heilige Schrift, herstellen läßt.<sup>40</sup> Das Beispiel macht deutlich, daß der ‘gemeine Mann’ sehr wohl eine Vorstellung davon hatte, daß sich (schrift)sprachliche Ausdrücke aus einem Minimalinventar konstituieren. Unter den Abwehrzeichen findet sich das auch in anderen Kulturkreisen bekannte Pentagramm (Drudenfuß), aber auch sieben-, acht- und neunzackige Linienzüge.

Ebenfalls im Zusammenhang mit dem offenbar natürlichen Bedürfnis, Wörter als motiviert (z. B. lautmalerisch) oder jedenfalls in einem engen Zusammenhang mit ihrer semantischen Leistung zu sehen, ist der weite Bereich der Volksetymologie (als Spezialgebiet der VL) zu verstehen. Unter anderem gehören hierzu semantische und morphologische Umdeutungen wie z. B. afrz. *grammaire* → *grimoire* ‘Zauberbuch’ sowie morphologische und semantische Reanalysen von Wortbildungen, z. B. *Meerrettich* ← ahd. *mer-ratih* ‘der größere Rettich’ ← lat. *raphanus maior*.<sup>41</sup> Das Wirken volksetymologischer Prozesse beschreibt und erklärt Polle so<sup>42</sup>:

<sup>39</sup> Raymundus Lullus (Don Ramon Lull) (1517) hat versucht, durch kombinatorische Operationen mit Wörtern neue Erkenntnisse zu gewinnen.

<sup>40</sup> Der Barockdichter Johann Michael Moscherosch läßt in seinen 1640 erschienenen *Wunderlichen und wahrhaften Gesichtten Philanders von Sittewald* den Knecht sagen: „Wenn ich des Morgens aufsteh, . . . so spreche ich ein ganzes ABC, darin sind alle Gebete begriffen, unser Herrgott mag sich danach die Buchstaben selbst zusammenlesen und Gebete daraus machen, wie er will“ (zit. nach Schilli 1975, 27f.); diesem Führer durch das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach verdanken sich auch die vorstehenden Beispiele zu den Heils- und Abwehrzeichen).

<sup>41</sup> Cf. die parallele Entwicklung im Englischen: von der afrz. Nebenform *gramarie* → me. *gramarye* ‘Zauberei’ und die Weiterentwicklung von *grammar* → *glamour* ‘Verzauberung’.

<sup>42</sup> Weitere Beispiele bei Polle (30ff.), cf. auch Andresen 1899.

Das Volk strebt danach, Wörter und Wortteile, die ihm fremd sind, sich verständlich zu machen aus dem ihm geläufigen Wortschatze, und in diesem Streben nimmt es mit solchen Wörtern unwillkürlich kleinere oder größere Änderungen vor, durch die ihm dieselben mundgerechter werden und eine Form annehmen, in der das Fremde als deutsch, das Unbekannte als bekannt erscheint. (1889, 30)

Im Falle der Volksetymologie überschneidet sich das Forschungsinteresse der Geschichte der Sprachwissenschaft – insoweit sie die VL mit einbezieht – mit demjenigen eines Teilgebiets der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft zumindest teilweise, insofern nämlich, als die altetablierte Etymologieforschung (die ihrerseits in ihrer Entwicklung von der Geschichtsschreibung der regulären Sprachwissenschaft erfaßt wird) volksetymologische Prozesse und ihre Ergebnisse insoweit berücksichtigt, als sie sich als jeweilige lexikalische Konventionen einer Sprache fixiert haben.

Als weiterer Bereich, in dem sich synchronische und diachronische Sprachforschung mit möglichen sprachwissenschaftshistoriographischen Forschungsgegenständen überschneiden, ist zu nennen die historische Entwicklung der natürlichen, nicht von wissenschaftlichen oder technischen Bedürfnissen beeinflussten metasprachlichen Bestandteile des Alltagswortschatzes (inklusive der Performativa) in den verschiedenen Sprachen. In diesem Teil des Wortschatzes, der zum Benennen sprachlicher Einheiten und Konstruktionen (z. B. Laut, Wort, Satz, Rede) und zum Benennen verschiedener Arten von Sprechhandlungen (Frage, Aufforderung etc.) dient, kann einerseits die Geschichte einiger vermutlich universaler, natürlicherweise vorhandener bzw. entstandener Bezeichnungen für metasprachliche Bezeichnungen abgelesen werden,<sup>43</sup> andererseits können Ergebnisse der sprachlichen Reflexion im Bereich metasprachlicher Bezeichnungen in verschiedenen Sprachgemeinschaften vergleichend beschrieben und evtl. aufgrund bestimmter gesellschaftlich-kultureller Bedingungen in ihrem Zustandekommen auch erklärt werden.<sup>44</sup>

<sup>43</sup> Cf. neueste Untersuchungen zur ontogenetischen Entwicklung metasprachlicher Fähigkeiten in Kuczaj 1982 (ed.).

<sup>44</sup> Cf. z. B. Bacher (1895, 4 f.), wo kurz auf die Entstehung einiger quasi-linguistischer Termini in der frühen jüdischen exegetischen Literatur (besonders in der talmudischen und midraschischen Tradition) eingegangen wird, z. B.: „Das Wort nannte man merkwürdigerweise [ . . . ] ‘Kasten’, wahrscheinlich weil die voneinander

Eine weitere Art des Umgehens mit Sprache unter Berücksichtigung vor allem phonologischer und morphologischer Eigenschaften einer Sprache kann ebenfalls zur VL gerechnet werden. In der Dichtung der Frühzeit können wir praktisch überall feststellen, daß metrische Strukturtypen (Länge und Kürze von Vokalen, Betonung, Alliteration, Assonanz, Reim etc.) für die Herstellung und mündliche Wiedergabe (‘oral poetry’) eine wichtige Rolle spielen. In der Volkspoesie drückt sich also ein bewußtes und/oder unbewußtes Operieren mit bzw. praktisches Reflektieren von sprachlichen Eigenschaften auf der Ausdrucksebene aus.

Unsere unvollständige Übersicht über Arten der natürlichen, auf praktische Verwendung gerichteten volkslinguistischen Bemühungen soll abschließen mit einigen Hinweisen auf den bewußten Einsatz von syntaktischen und semantischen Mehrdeutigkeiten, aber auch auf die Einbeziehung von konventionalisierten pragmatischen Regeln zum Zwecke der Brandmarkung von sozial Höhergestellten oder um diese einfach zu überlisten. In der Volksliteratur – besonders im Eulenspiegel<sup>45</sup> –, aber auch in neuerer Literatur (*Der brave Soldat Schwejk*)<sup>46</sup> und vielfach in politischen Witzen finden wir reiches Anschauungsmaterial dafür, wie sich unterdrückte Gruppen und Klassen in einer Gesellschaft gegen ihre rechtliche und soziale Unterprivilegierung mit den Mitteln der VL zur Wehr setzen.

Maas (1978, 148) weist zu Recht darauf hin, daß wir im *Eulenspiegel* eine reiche Quelle für volkslinguistische Erkenntnisse und ihre praktische Nutzbarmachung haben. So benützt Eulenspiegel in der 33. Historie die systematisch-semantisch mögliche Doppeldeutigkeit von *um* in *um Geld essen* dazu, die damit konventionell verbundene ökonomische Relation umzukehren, etwa in Analogie zu *um Geld arbeiten*; die Wirtin weigert sich natürlich, ihn für sein Essen zu entlohnen, läßt Eulenspiegel aber immerhin, ohne daß er

geschiedenen einzelnen Wörter die zu ihnen gehörenden Buchstaben wie in einem Kasten zusammenhalten.“ Diese metasprachlichen terminologischen Bemühungen stehen allerdings eigentlich schon jenseits dessen, was sich in der natürlichen VL sonst abspielt; das Beispiel zeigt aber auch andeutungsweise die Schwierigkeiten auf, VL von frühen quasi-wissenschaftlichen Ansätzen zu unterscheiden.

<sup>45</sup> Till *Eulenspiegel*, ed. Hermann Bote 1510/11 in Straßburg, Frankfurt a. M.: Insel 1978.

<sup>46</sup> Hašek 1949.

bezahlt hätte, von dannen ziehen. In der 10. Historie verwendet Eulenspiegel die Beinahe-Homophonie des Minimalpaars *Henep* ‘Hanf’/*Senep* ‘Senf’ dazu, den ihm von seinem Junker gegebenen Auftrag, immer wenn er dem Henepkraut begegne, „einen großen Haufen darein zu scheißen“, auf einen anderen Auftrag, den ihm der Koch gibt – nämlich Senep aus dem Keller zu holen (Eulenspiegel kennt die Bezeichnung Senep für Senf nicht) –, anzuwenden.

Eine detaillierte Analyse aller 96 Historien vom Eulenspiegel unter volkslinguistischen Kriterien würde erweisen, daß der gewitzte einfache Mann wenigstens grundsätzlich in der Lage war, mit den phonologischen, morphologischen, syntaktischen, semantischen und pragmatischen Subtilitäten sprachlicher Ausdrücke und ihren Verwendungsbedingungen entsprechend seinen jeweiligen praktischen Intentionen und Bedürfnissen umzugehen.

Sollte sich die zu Beginn des Kapitels vorgeschlagene Explikation des Terminus VL als grundsätzlich tragfähig erweisen, so wäre damit zum einen wenigstens ansatzweise ein Forschungsgebiet der Sprachwissenschaft umrissen, dessen weitere Bearbeitung sich in Zusammenarbeit mit einschlägigen Nachbardisziplinen als fruchtbar erweisen müßte, zum anderen wäre auch für die Sprachwissenschaftshistoriographie ein Kriterium gefunden, das es gestattete, im Sinne einer epistemologischen Differenzierung Entwicklungen in der Geschichte nach ‘vorwissenschaftlichen’ und ‘wissenschaftlichen’ Ansätzen zu unterscheiden.

## SPRACHTHEORIE UND GRAMMATIK BEI DEN STOIKERN

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die verschiedenen Stadien der jüngeren historiographischen Bemühungen um eine Darstellung des Themas dieses Kapitels mit ihren jeweils verschiedenen wissenschaftstheoretischen und einzelwissenschaftlichen Voraussetzungen und Motivationen (die gesamthistorischen Bedingungen mit eingeschlossen) nachzuzeichnen. Unter anderem würde sich aus einer solchen Geschichte der jüngeren der stoischen Logik und Sprachwissenschaft zugewandten wissenschaftsgeschichtlichen Forschungen ergeben, zu wie verschiedenen – sogar in Kernbereichen widersprüchlichen – Auffassungen Philosophen wie Hegel, Logikhistoriker wie Prantl (1855) und Bocheński (1956), Philologen wie Schmidt (1839) und Pohlenz (1939); Logiker wie Lukasiewicz (1927, 1934) und Mates (1953) und neueste Forschungen von Egli (1967, 1978), Graeser (1978) und Frede (1974, 1978) gelangen. Die materialen Voraussetzungen für eine derartige Untersuchung sind durch die sehr verdienstvolle Arbeit von Hülser/Egli (1979) geschaffen worden, in der die Autoren aus Anlaß einer sorgfältig kommentierten und mit reichen bibliographischen Hinweisen versehenen deutschen Übersetzung von Rudolf T. Schmidts *Stoicorum Grammatica* (1839) eine Vorstudie zu einem solchen Unternehmen vorgelegt haben. Im Rahmen eines Kapitels einer Einführung in die Geschichte der Sprachwissenschaft müssen wir uns jedoch weitere Ausführungen hierzu versagen; unsere Absicht ist es vielmehr, durch ein kritisches Referat einiger weniger neuester Beiträge dem an dieser Epoche der Sprachwissenschaft Interessierten einen Einblick in einige zentrale linguistische Positionen der Stoa zu vermitteln. Dabei wird auch bewußt darauf verzichtet, großräumige und wissenschaftsgeschichtlich anspruchsvolle Spekulationen über die Bedingungen des Zustandekommens (oder der Möglichkeit) stoischen Sprachdenkens<sup>47</sup> oder der geistesgeschichtlichen Zusammen-

<sup>47</sup> Cf. Paul (1978, 216 ff.) für sehr kritische, aber substantiell nicht sehr weit ausgeführte Forschungen in diese Richtung.

hänge<sup>48</sup> und der Weiterentwicklung und Rezeption der stoischen Lehrinhalte anzustellen oder auch nur darüber zu referieren.<sup>49</sup>

Wir vertreten die schlichte Meinung, daß zunächst einmal substantielle Informationen über die Rekonstruktionen der einschlägigen stoischen Lehren vermittelt werden sollten, bevor der sich diesem Gebiet zuwendende Sprachwissenschaftler sich mit weiterreichenden Fragen der genannten Art sinnvoll beschäftigen kann. Diese Meinung bedeutet jedoch nicht, daß nun einfach historisch oder positivistisch sogenannte Fakten und Daten mehr oder weniger systematisch zusammengefaßt werden sollen; wir werden uns vielmehr bemühen, bei dem folgenden Referat aus der neuesten Sekundärliteratur – wo es immer sinnvoll erscheint – die vorgetragenen Forschungsergebnisse *kritisch* in bezug auf wissenschaftstheoretische Alternativen und linguistische Modelle für die jeweilige Interpretation von Primärtexten zu befragen, sie also nicht einfach als Elemente eines Forschungsberichts betrachten.

Zunächst geben wir einige biographische Informationen, um wenigstens ein Minimum an historischem Hintergrund für die Entstehungszeit und die Entwicklung der älteren Stoa bereitzustellen.

Zenon, der allgemein als Begründer der Stoa angesehen wird, stammt aus Citium auf Zypern und lebte ca. von 350–260 v. Chr.<sup>50</sup> Von fast allen Autoren, die sich mit der Stoa eingehender beschäftigt haben, wird der Tatsache, daß Zenon semitischer bzw. phönizischer Abstammung war, für die Ausbildung der naturphilosophischen und ethischen Lehren der Stoa großes Gewicht beigemessen.<sup>51</sup> Zenon mußte in jungen Jahren nach Athen gekommen sein; er

<sup>48</sup> Cf. Pohleaz 1938, 1939, <sup>3</sup>1964.

<sup>49</sup> Cf. Russell <sup>2</sup>1961, Kap. XXV–XXVIII, in denen Russell entsprechend dem vollen Titel seines Werkes *History of Western Philosophy and its Connection with Political and Social Circumstances from the Earliest Times to the Present Day* eine gerade für den Nichtspezialisten sehr lesbare Übersicht über und Einsichten in die Gesamtentwicklung des Hellenismus gibt. Insbesondere finden sich in diesen Kapiteln brauchbare Informationen über Einflüsse der verschiedenen philosophischen Richtungen dieser Epoche aufeinander (Kyniker, Skeptiker, Epikuräer) und deren Einfluß auf die älteren Stoiker, wie Zeno, Cleanthes und Chrysipp.

<sup>50</sup> Pinborg (1975, 77) gibt 335–263, Sandys (<sup>2</sup>1906, 148) gibt 364–263.

<sup>51</sup> Cf. die ausführlichen Aufsätze von Pohlenz (1926, 1938). Besonders in seinem Aufsatz von 1926 ("Stoa und Semitismus") versucht Pohlenz nicht ohne Überzeu-

war Schüler des Stilpo, eines Zeitgenossen von Aristoteles. Stilpo wird nun einerseits der sog. Megarischen Schule zugerechnet, die von Euklid, einem Anhänger von Sokrates, gegründet wurde, andererseits soll Stilpo auch von den Kynikern („die wie Hunde leben“) beeinflusst worden sein (auch diese Richtung läßt sich von Sokrates herleiten). Mates (<sup>2</sup>1961, 5) faßt die Einflüsse auf Zenon einigermaßen summarisch zusammen, wenn er sagt: “From the Cynics according to the usual account, he took his moral teaching; from the Megarians, his logic.” (Cf. jedoch die genannten Arbeiten von Pohlenz.)

Von Zenons eigener Lehre wissen wir wenig Bestimmtes; wir kennen sie hauptsächlich aus der Überlieferung durch Chrysipp (cf. Pohlenz 1938 und Mates <sup>2</sup>1961, 6f.). Für den Sprachwissenschaftler ist aber die – wenn auch legendäre – Überlieferung interessant, der zufolge Zenon sich über Sprachreformen Gedanken gemacht haben soll, was für jemanden, der Griechisch nicht als Muttersprache gehabt hat und deshalb sozusagen von außen an diese Sprache herantrat, nicht verwunderlich wäre. Zenon soll sich auch durch Wortneuprägungen (entweder semantische Umdeutungen vorhandenen Wortmaterials und/oder neologistische Wortbildungen) hervor getan haben, was ihm von den Athenern übel vermerkt worden sein soll. Noch Cicero wiederholt Vorwürfe dieser Art in seinen Schriften.

Der Nachfolger Zenons war Kleanthes von Assos (311–232); er übernahm Zenons Lehren und gab sie praktisch unverändert an seine Schüler weiter; wir wissen jedoch von Cicero (*de Fin.* IV, 7), daß er als erster der Stoiker eine Abhandlung über Rhetorik geschrieben haben soll. Sein hervorragendster Schüler war Chrysipp (280–ca. 205), er stammte aus Kilikien in Kleinasien.<sup>52</sup> Er wird von der Überlieferung als der zweite Gründer der Stoa angesehen; er

gungskraft nachzuweisen, daß die Sollensethik der Stoiker, die eine frühe Ausprägung des späteren abendländischen Pflichtbegriffs darstellt, nur aus semitischer Quelle zu erklären sei.

<sup>52</sup> Cf. Pohlenz 1926, 257: „[Bei den Stoikern] treffen wir Männer aus Kilikien und Babylon und Syrien und Karthago, und wenn auch über die völkische Zugehörigkeit sich selten Sicheres sagen läßt, so wird man doch z. B. gerade dem eigentlichen Systematiker der Schule, Chrysipp, nach den wohl jetzt endgültig gesicherten Porträt Darstellungen schwerlich für einen reinen Griechen halten wollen.“



war es, der der stoischen Lehre ihre systematische Geschlossenheit gab. Seine wissenschaftliche Produktivität war überwältigend; nach dem Zeugnis von Diogenes Laertios (3./4. Jh. n. Chr.) soll Chrysipp 705 Bücher geschrieben haben, von denen uns aber nur die Titel und eine kleine Zahl von Fragmenten überliefert sind.<sup>53</sup> Aufgrund der Ergebnisse der klassisch-philologischen Forschung können wir davon ausgehen, daß insbesondere der uns hier interessierende Bereich der stoischen Lehre – Logik und Grammatik – im wesentlichen von Chrysipp stammt.<sup>54</sup> Für die Rezeption der stoischen Grammatik und Logik in den spätrömischen Epochen, im Mittelalter und in der Neuzeit sind Augustinus und in eingeschränkter Weise Ammonius und Priscian als Traditionsträger zu nennen.<sup>55</sup>

Es erscheint uns wichtig, ja unerlässlich, wenigstens einige kurze Hinweise auf die Prinzipien der stoischen Philosophie insgesamt zu geben. Damit soll gezeigt werden, daß die Stoiker sich nicht zufällig oder am Rande mit Problemen der Erkenntnis und ihrer sprachlichen Darstellung und Vermittlung beschäftigt haben; für sie war der Bereich der Logik in einem weiteren Sinn auch nicht, wie bei Aristoteles, ein *organon*, ein bloßes Werkzeug oder Hilfsmittel zum Erreichen philosophischer Erkenntnisse.

Die Stoiker teilen die Philosophie in drei Teile: Physik, Logik und Ethik. Die Physik beschäftigt sich mit der Welt, die unserer Erfahrung zugänglich ist, in der Logik (in einem weiten Sinne, sie umfaßt die Rhetorik, die Dialektik und – vermutlich ab Chrysipp<sup>56</sup> – auch eine Art Erkenntnistheorie) geht es um die Art und Weise, wie wir Erkenntnisse gewinnen und anderen mitteilen können; die Aufgabe der Ethik ist es, die Erkenntnisse der beiden anderen Zweige für die Prinzipien einer vernunftgemäßen, mit der Natur im Ein-

<sup>53</sup> Für genauere Angaben zur Quellen- und Überlieferungslage cf. Mates (1961, 8 ff.) und Pinborg (1975, 77 ff.).

<sup>54</sup> Cf. jedoch Sandys (1906, 148), wo darauf hingewiesen wird, daß Varro sich auf Aussagen zur Grammatik von Kleanthes gestützt hat.

<sup>55</sup> Cf. bes. Pinborg 1962, wo die stoische Substanz von Augustins zeichen- und sprachtheoretischen Auffassungen in einer systematischen Interpretation der *principia dialecticae* aufgewiesen wird. Cf. auch Ayers 1979, der ebenfalls auf stoische Grundlagen bei Augustin, aber auch bei einem der ersten Kirchenväter, Tertullian (155–222), hinweist.

<sup>56</sup> Cf. die Argumente in Hülser 1979, I.

klang stehenden Lebensführung zu bewerten. Nach Chrysipp<sup>57</sup> soll im Unterricht die Logik (inklusive Dialektik) den ersten Platz einnehmen, den zweiten die Ethik und die Physik den dritten. Die Stoiker gebrauchten zur Verdeutlichung der gegenseitigen Beziehungen der drei Bereiche ihrer Philosophie verschiedene Vergleiche.<sup>58</sup> Poseidonios (ca. 135–ca. 51)<sup>59</sup> ging von der Voraussetzung aus, daß die Teile der Philosophie unlöslich miteinander zusammenhängen und dieses Verhältnis deshalb mit einem lebendigen Organismus verglichen werden könne: die Physik mit Blut und Fleisch, die Logik mit Knochen und Muskeln, die Ethik aber mit der Seele.

Von eben dieser Voraussetzung, daß für den stoischen Philosophen die Natur und der Mensch als Einheit aufzufassen seien, geht auch J. Christensen in seinem *Essay on the Unity of Stoic Philosophy* aus, wenn er feststellt, daß “the Stoic philosopher is a man caught by the quest for Unity” (1962, 11). Für den Stoiker ist die Welt, die Natur und der Mensch, der Teil von ihr ist, nicht zufällig so, wie sie ist (oder wie sie uns erscheint), sondern sie ist eine von Prinzipien durchwaltete und deshalb grundsätzlich rational erklärbare Einheit. Obwohl die Stoiker damit eine monistische Position einnehmen, heißt dies für sie nicht, daß das, was in der Wirklichkeit Eines ist, nicht doch durch gedankliche Arbeit, durch Reflexion als gegliedert angesehen werden kann. Von daher ist es zu verstehen, wenn die Stoiker Struktur (*lógos*) und Materie (*hylé*) als die beiden primären Konstituenten der Welt auffassen; das erstere entspricht dem aktiven Prinzip, das zweite dem passiven. Als Prinzipien sind sie nicht-körperlicher Natur und ewig, während die Elemente (Luft, Wasser, Erde und Feuer) die körperhafte Materie darstellen, die der zeitlichen Entwicklung der Lebenszyklen der Welt unterworfen ist und die schließlich im Weltuntergang, den sich die Stoiker als Hitzetod (*ekpýresis*) vorstellen, in eins zusammenfällt.<sup>60</sup>

<sup>57</sup> Pohlenz <sup>2</sup>1964 a, 23. Dieses Werk ist übrigens m. E. für den Nichtspezialisten der beste Zugang zu stoischen Texten in deutscher Übersetzung, von Pohlenz knapp, aber luzide kommentiert.

<sup>58</sup> Cf. Pohlenz (ib., 24); diese Vergleiche wurden schon in Lipsius 1604 zitiert.

<sup>59</sup> Cf. Russell (<sup>2</sup>1961, 266) für interessante Hinweise zu diesem eklektischen Stoiker; ausführlich bei Pohlenz 1964, 257–350.

<sup>60</sup> Cf. für weitere Ausführungen Pohlenz (ib., 63 f.).

Für die Stoiker als Monisten gibt es nur eine Substanz: die Natur (oder Gott). Christensen (1962, 13) bietet für diese für uns vielleicht befremdliche Auffassung eine einleuchtende Auslegung an: übersetzen wir diese die stoische Ontologie konstituierenden Prinzipien in ein sprachliches Modell, so könnten wir sagen, daß diese Ontologie durch eine primitive, ideale Sprache ausdrückbar ist, die genau einen sehr komplexen Satz enthält, dessen Subjekt durch den Eigennamen der Welt, oder besser durch einen deiktisch auf sie referierenden Ausdruck repräsentiert würde und dessen Prädikat die Gesamtstruktur der raumzeitlichen Welt repräsentieren würde. Aus diesem einen Satz – sozusagen einer Weltformel – könnten dann je nach Erkenntnisinteresse und Forschungsstand alle wahren Einzelaussagen abgeleitet werden. Dabei ist zu beachten, daß der stoische Weltbegriff kein statischer ist, sondern daß vielmehr die Materie als in steter Bewegung und Veränderung befindlich angesehen wird. Die Stoiker vereinen demnach in ihrer Lehre die parmenideische und die herakliteische Position. Wir werden noch sehen, daß diese dynamische Auffassung der Welt für die Semantiktheorie der Stoa, die sich gerade auch an diesem Punkt von der aristotelischen unterscheidet, entscheidend wichtig ist; Denotata sprachlicher Zeichen sind im Falle von Aussagesätzen (deren Bedeutung jeweils eine Proposition ist), *Ereignisse*, im Falle eines transitiven Verbs sind es "objects-in-some-state-relative-to-something".<sup>61</sup>

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Stoiker Fragen der Erkenntnisgewinnung und Übermittlung in dem Bereich abhandeln, den sie 'Dialektik', das wichtigste Gebiet innerhalb ihrer 'Logik', nennen; wir dürfen heute darunter einen theoretischen Rahmen für Fragen der Erkenntnistheorie, der Logik und der Sprachwissenschaft (in einem weiten Sinne) verstehen. Im Verhältnis zu anderen Wissenschaftszweigen ist die stoische Dialektik jener Wis-

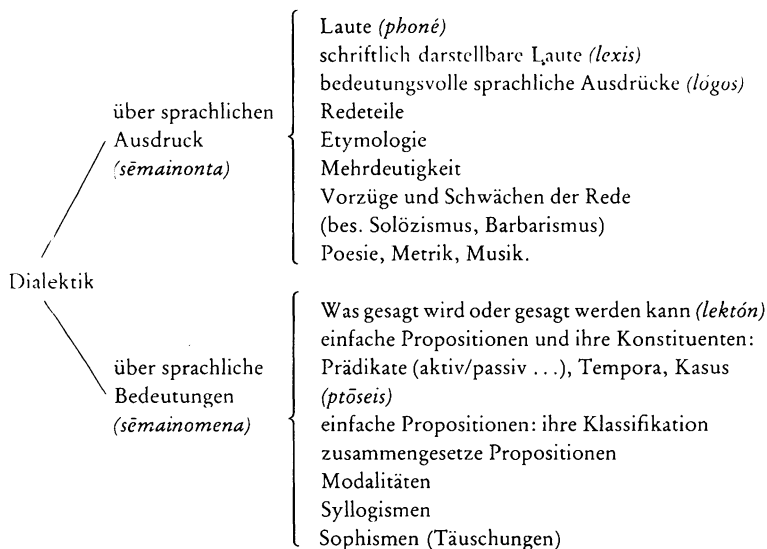
<sup>61</sup> Cf. Christensen (1962, 49ff.), für Erläuterungen zum Terminus 'object' in diesem Kontext. Im übrigen sei hier auf starke Ähnlichkeiten der stoischen Ontologie und Semantik zu Russells Positionen verwiesen, z. B. Russell 1959 (Kap. 14: "Universals and Particulars and Names"; 156–174), wo er u. a. annimmt, daß Qualitäten nicht den Gegenständen inhärieren, sondern daß 'Gegenstände' beschreibbar seien als Bündel von Qualia, die durch die Beziehung der Kopräsenz zusammengehalten werden. Genauere Untersuchungen würden zeigen, daß Russell hier stoischen Positionen ganz nahe steht.

senschaftszweig, in dem über Wahrnehmungen und Erkenntnisse bzw. Aussagen darüber in bezug auf ihre Gültigkeit entschieden wird; um dies in systematischer Weise tun zu können, muß der Philosoph die Konstituenten und Funktionen der Sprache kennen, wie diese zusammenwirken, um mittels wohlgeformter Sätze Urteile und andere Sprechakte vollziehen zu können und um gültige Schlüsse ziehen zu können.<sup>62</sup> Für den Stoiker sind jedoch die Elemente und die Struktur menschlicher Erkenntnisprozesse samt ihrem sprachlichen Ausdruck nicht mit den Elementen und der Struktur der Welt identisch oder damit absolut isomorph. Solange der Mensch nicht über gottähnliche Allwissenheit verfügt, wird er sein Wissen über die Welt zwar immer weiter ausdehnen können, jedoch die gesamte Wirklichkeit nie vollständig erfassen können.

Im folgenden wollen wir versuchen, uns schrittweise der linguistischen Substanz der stoischen Dialektik zu nähern. Zunächst muß festgestellt werden, daß die Stoiker – dies gilt zumindest für die Vertreter der älteren Stoa – innerhalb des von ihnen *Dialektik* genannten Bereichs keine genaue Entsprechung dafür haben, was wir heute bzw. seit der Spätantike (Dionysius Thrax, Priscian) *Grammatik* nennen (wobei festzuhalten ist, daß der Begriff Grammatik in seiner Geschichte und je nach den sprachtheoretischen Voraussetzungen, die ihm zugrunde gelegt werden, in seiner Intension und Extension erheblichen Schwankungen unterworfen war und noch unterworfen ist). Die beiden neuesten Arbeiten (Frede 1978 und Hülser 1979, unveröffentlicht) beschäftigen sich in einem engeren bzw. weiteren Sinne mit der Frage nach dem systematischen Stellenwert einer linguistischen – oder enger gefaßt: einer grammatischen – Theorie im Rahmen der stoischen Dialektik.

Hülsers Arbeit leistet einen Beitrag zur Klärung der begrifflichen und klassifikatorischen Struktur der stoischen Dialektik; Frede geht es mehr darum, herauszufinden, ob und inwieweit bei genauerer Betrachtungsweise die in der Sprachwissenschaftsgeschichtsfor-

<sup>62</sup> Entsprechend den Zielsetzungen dieses Buches werden wir auf die stoische Logik nicht eingehen, obwohl sie mit den linguistischen Aspekten der Dialektik eng verbunden ist und seit Lukasiewicz 1934 und Mates <sup>2</sup>1961 zu den relativ gut erforschten Bereichen der stoischen Philosophie gehört. Für weitere bibliographische Nachweise siehe Hülser/Egli 1979.



schung offenbar allgemein akzeptierte Meinung, daß die Stoiker als die Begründer der abendländischen Grammatik anzusehen seien, genügend fundiert ist bzw. ob die Stoiker im Rahmen ihrer Dialektik grammatischen Problemen einen systematischen Platz eingeräumt haben.

Im folgenden werden wir zunächst versuchen, aus den beiden genannten Arbeiten die wesentlichen Argumente und Ergebnisse zu extrahieren, mit dem Ziel, ein näherungsweise Verständnis der Systematik der stoischen Dialektik zu erreichen. Hülser gibt zunächst die uns durch Diogenes Laertios überlieferte Gliederung des Bereichs der Dialektik, wie sie wohl von Chrysipp konzipiert wurde.<sup>63</sup>

Nachfolger von Chrysipp änderten die Bezeichnungen der beiden Teile der Dialektik in: Über Laute (*peri phōnēs*) – über die Bedeutung (*peri lektōn*). In Übereinstimmung mit ihren physikalischen Prinzipien stellten die Stoiker fest, daß der eine Bereich der Dialektik sich mit körperlichen Gegenständen, der andere dagegen sich mit Unkörperlichem befasse.

<sup>63</sup> In dem Schema haben wir versucht, deutsche Entsprechungen für die von Hülser verwendeten englischen Termini zu finden.

Normalerweise wird angenommen, daß die Stoiker im Rahmen ihrer Dialektik die Sprache zusammen mit ihren verschiedenen Komponenten und Anwendungsmöglichkeiten durch die Ausdruck-Inhalt-Dichotomie zu erfassen suchten und daß die in den weiteren Unterteilungen aufscheinende Systematik keiner weiteren Begründung bedürfe. Hülser stellt nun die Berechtigung dieser Annahme in Frage („... the overall structure of Stoic linguistic theory is as yet unknown“; 1979, I) und versucht, die Systematik der stoischen Dialektik auf historisch-philosophischer Grundlage zu erklären. Er zeigt im zweiten Kapitel seines Beitrags zunächst, daß eine Rekonstruktion mittels strukturalistischer und formallogischer Theorierahmen zu Inkonsistenzen führt; er stimmt zwar Frede (1978) zu, daß sich in der ersten Abteilung der Dialektik (über sprachlichen Ausdruck) Komponenten finden, die unter formalen Gesichtspunkten als Vorform einer Grammatiktheorie angesehen werden können, dies sei jedoch nicht ausreichend für die Annahme, daß die Stoiker über eine wohldefinierte Grammatiktheorie in einem moderneren Sinne verfügt hätten (was auch nicht besonders zu verwundern braucht).

Im dritten Kapitel weist Hülser dann darauf hin, daß nach dem Zeugnis von Diogenes Laertios Zenon unter Diodorus Cronus, einem Vertreter der Megarischen Schule, Dialektik studiert habe und daß die Stoiker die Aufteilung der Logik in Rhetorik und Dialektik möglicherweise von Xenokrates übernommen haben. Danach untersucht Hülser die Frage nach der Grundbedeutung von ‘Dialektik’ und die Geschichte der speziellen Bedeutungen dieses Terminus. Sein vorsichtig formuliertes Ergebnis läuft auf eine Ausgrenzung der jeweiligen Gegenstandsbereiche der beiden Komponenten der stoischen Logik hinaus: die Rhetorik lehrt das gute und wirkungsvolle Sprechen eines Redners und ist deshalb als eine Art angewandter Sprachwissenschaft aufzufassen; Dialektik beschäftige sich dagegen wahrscheinlich mit allgemeinen Verwendungsweisen der Sprache, die eher in einer weiter gefaßten Theorie der Sprache zu beschreiben wären.

Hülser gibt sich aber mit dieser ungefähren Antwort auf seine erste Fragestellung nicht zufrieden, sondern verschärft diese dahingehend, indem er fragt, aus welchen Gründen die Stoiker ihre eigene – neue – Dialektik eingerichtet haben könnten. Er geht von

dem extremen Gegensatz zwischen den ontologischen Ausgangspunkten der Lehren von Parmenides und Heraklit aus. Beide Positionen haben für das Verhältnis zwischen Sprache und Realität verheerende Konsequenzen. Der Hauptgrund für die Konstitution der stoischen Dialektik bestehe nun gerade darin, ontologische (und davon abhängig) sprachtheoretische Annahmen und Kategorien einzuführen, um diese negativen Konsequenzen zu beseitigen. Der Hauptpunkt in der Entwicklung der Dialektik als Wissenschaft, mit der eben dieses Verhältnis zwischen Sprache und Realität geklärt werden soll, sei nun darin zu sehen, daß Kleanthes und Chrysipp den Terminus *lektón* eingeführt haben, um die in einer Sprachgemeinschaft intersubjektiv gültigen Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke zu bezeichnen; m. a. W., sie haben als wesentlichen Teil der Dialektik die Semantik von Sätzen und ihren Konstituenten etabliert. Diesem Reich der Bedeutungen kommt dann konsequenterweise ein eigener ontologischer Status zu, der sich sowohl von Individualvorstellungen als auch von ewigen platonischen Ideen – die von Zenon als “psychological quasi-somethings” (Hülser 1979, IV) uminterpretiert werden – abhebt. Damit sieht Hülser auch den Gegenstandsbereich der zweiten Abteilung der stoischen Dialektik als grundsätzlich geklärt an: es gehe hier um die Sphäre sprachlicher Bedeutungen, der *lekta*, um ihre satzinternen Funktionen und um die Verbindung ‘vollständiger’ *lekta* (= Propositionen) zu gültigen Schlüssen. Wichtig ist dabei festzuhalten, daß das systematische Interesse der Stoiker sich nicht an der Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen entzündete, sondern von deren semantischer Seite – und zwar bei der Bedeutung des Satzes (= *axiōma*, Proposition) – seinen Ausgang nahm. Der Gegenstandsbereich der ersten Abteilung der Dialektik wird von Hülser vor der Folie der Semantik eigentlich nur negativ bestimmt; hierher gehören dann notwendigerweise alle Fragen des sprachlichen Ausdrucks, aber auch noch einige andere (Mehrdeutigkeit, Poesie, Musik [= Prosodie?] u. a.); wichtig ist dabei, daß dieser Gegenstandsbereich systematisch den zweiten Gegenstandsbereich – die Semantik, die Lehre von den *lekta* – voraussetzt. Er betrachtet dieses Ergebnis zwar keineswegs als völlig zufriedenstellend, aber – gemessen an seiner ursprünglichen Fragestellung – als hinreichend adäquat.

Nach diesen hier nur knapp angedeuteten intern-systematischen

Grundsatzfragen, die auch als generelles hermeneutisches Caveat für viele Interpretationsansätze in Richtung einer stoischen Sprachtheorie verstanden werden können, soll nun das Gerüst der stoischen Theorie sprachlicher Zeichen etwas detaillierter dargestellt werden.<sup>64</sup>

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß für die stoische Sprachtheorie der Primat des Satzes – speziell eines Aussagesatzes – gilt; für die Stoiker haben demnach Wörter (modern gesprochen: Wortformen und, davon abgeleitet, Lexeme) im Rahmen ihres theoretischen Ansatzes einen sekundären Status, sie sind als sprachliche Einheiten eines bestimmten Typs nur aus ihrer jeweiligen Funktion als Bestandteile von Sätzen zu konstruieren. Äußert nun jemand einen Satz – nehmen wir ein Beispiel von Seneca<sup>65</sup>, einem Vertreter der römischen Stoa – *Video*  $\left\{ \begin{array}{l} \text{Catonem ambulare} \\ \text{Catonem ambulans} \end{array} \right\}$  so ist das was ich sehe ein Vorgang, ein Ereignis, das ich durch meinen Gesichtssinn wahrnehme und das durch meinen Intellekt verarbeitet wird. Sowohl meine Äußerung – die Lautkette – als auch das wahrgenommene Ereignis gehört in den Bereich des Körperlichen, Materiellen. Derjenige, an den ich meine Äußerung richte, kann nun aufgrund seiner grundsätzlich gleichen perzeptuellen Ausstattung die Äußerung, und unter der Bedingung, daß sein Wahrnehmungsraum mit dem meinigen im wesentlichen identisch ist, auch das betreffende Ereignis wahrnehmen. Eine Verbindung zwischen den beiden Wahrnehmungen, daß nämlich die Äußerung auf das von mir wahrgenommene Ereignis, daß Cato geht, verweist, kann aber der Hörer nur dann herstellen, wenn er meine Äußerung nicht nur als ein Geräuschereignis wahrnimmt und interpretiert, sondern wenn er sie als bedeutungstragende sprachliche Äußerung versteht. Er wird also nur durch seine Kenntnis der von mir verwendeten Sprache imstande sein, die Bedeutung meiner Äußerung als auf ein bestimmtes Ereignis referierend zu

<sup>64</sup> Wir folgen dabei weitgehend den Darlegungen von Christensen (1962, 39–61) und Mates (1961, ch. II: "Signs, Sense and Denotation").

<sup>65</sup> *Epist.* 117, 13: „[. . .] video Catonem ambulans: hoc sensus ostendit, animus credit. Corpus est quod video, cui et oculos intendo et animum. Dico deinde: Cato ambulat. Non corpus, inquit, est quod loquor, sed enuntiativum quiddam de corpore, quod alii effatum vocant, alii enuntiatum, alii dictum.“



verstehen. Sextus Empiricus gibt für diesen dritten Faktor, der zum Zustandekommen von sprachlicher Kommunikation essentiell notwendig ist und der nach stoischer Auffassung unkörperlicher, nichtmaterieller Natur ist, u. a. auch die folgende negative Erklärung: es ist dasjenige, was die Barbaren nicht verstehen, wenn sie Griechisch hören.<sup>66</sup> Für die Stoiker ist demnach die Ebene der Bedeutungen von Äußerungen und ihren Teilen innerhalb der sprachtheoretischen Ansätze in ihrer Dialektik für die Konstitution sprachlicher Kommunikation entscheidend. Nach ihrer Auffassung besteht zwischen einer Äußerung (der Ebene der *phonē*, der Laute) und deren Bedeutung (*lektón*) ein isomorphes Bedeutungsverhältnis; erst über die Bedeutung kann auf für die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft reale Sachverhalte (*to tynchánon* „das, was geschieht“) verwiesen, auf sie referiert werden.

Die Bedeutung einer Äußerung, speziell eines Aussagesatzes – was wir heute oft mit dem Terminus ‘Proposition’ belegen – wird von den Stoikern *axiōma* genannt. (Näheres hierzu siehe weiter unten.)

Christensen (1962, 49) liefert eine interessante Interpretation der stoischen Auffassung von der semantischen Struktur eines Satzes, wobei er einzelne Satzkonstituenten auf Kategorien der stoischen Physik abbildet.<sup>67</sup>

Am Beispiel von *Socrates is-walking* erläutert Christensen, daß hier nach stoischer Auffassung zunächst ein Realitätsausschnitt ausgesondert und auf diesen durch die Verwendung eines Eigennamens (*onoma*) referiert wird. Die Bedeutung eines Eigennamens sei eine ‘Individualqualität’ (*idia poiótēs*). Wenn eine solche Individualqualität einem Realitätsausschnitt zugeschrieben wird, dann wird darauf referiert als einen Bereich, der ausgezeichnet ist durch hochkomplizierte Bewegungsstrukturen, die jedoch als stabil und relativ dauerhaft aufzufassen sind; Sokrates stellt nämlich im Sinne der Physik ein auf einer hohen Ebene anzusiedelndes Spannungsfeld dar. Die Bedeutung von *Sokrates* – das, was auch ‘Individualqualität’ genannt wird – soll sich ergeben aus der Menge wahrer Aus-

<sup>66</sup> Cf. Mates <sup>2</sup>1961, 11.

<sup>67</sup> Cf. Christensen (1962, 44 ff.), wo die wesentlichen Unterschiede zur aristotelischen Auffassung über die semantische Funktion sprachlicher Zeichen dargelegt werden.

sagen, die über Sokrates gemacht werden können. Das Denotatum von *Sokrates* läßt sich als 'individuelles Quale', also als ein durch bestimmte einzigartige Qualitäten ausgezeichneter Gegenstand, auffassen.

In unserem Beispielsatz *Socrates is-walking* wird weiterhin auf einen Realitätsausschnitt Bezug genommen, in dem wir eine Art Bewegung wahrnehmen, die mit bestimmten Bewegungen in anderen Zeit-Raum-Ausschnitten eine große Ähnlichkeit hat; bezeichnet wird dieser Wahrnehmungsausschnitt mittels des 'vollständigen' Prädikatsausdrucks *is-walking*, der zu der Klasse der 'kategoremata' gehört.

Das Denotatum des Prädikatsausdruckes ist ein Bereich oder ein Gegenstand, der als sich-in-einem-bestimmten-Zustand-befindlich aufgefaßt wird. Was wird nun aber durch den Satz *Socrates is-walking* behauptet? Christensens Auffassung ist, daß die Identität der beiden Realitätsausschnitte (*Socrates* und *is-walking*), auf die in je verschiedener Weise sprachlich Bezug genommen wird, behauptet wird.

Hervorgehoben sei hier aber, daß die Stoiker Sätze wie *Socrates is walking* keineswegs als diejenigen mit der einfachsten Struktur betrachtet haben; wie oben ausgeführt wurde, ist ja die Bedeutung von Eigennamen jeweils eine 'Individualqualität'. Als primitivste Ausdrücke, mit denen auf Realitätsausschnitte referiert werden kann, fassen die Stoiker Deiktika wie *dies* etc. auf. In Äußerungen wie *Dies ist . . .* wird mittels des deiktischen *dies* lediglich ein Realitätsausschnitt ohne Qualitätsangabe herausgehoben; dabei wird die objektive Existenz eines 'Etwas' impliziert. Die Minimalbedeutung von Deiktika sei deshalb 'Existenz von etwas'; sie gehören zu den 'Subjekten' (*hypokeimena*), die einen einfachen Satz zusammen mit einem Prädikatsausdruck konstituieren können.

In der folgenden Tabelle (s. S. 57) – die von Christensen (1962, 50) leicht modifiziert übernommen wird – wird das Verhältnis von Ausdrucks-, Bedeutungs- und Denotataklassen der wichtigsten syntaktischen und semantischen Konstitutionen von Sätzen aufgezeigt.

Formal auffällig an Christensens Darstellung ist, daß er seiner Tabelle (50), die zunächst nur unsere Klassen 2.–5. enthält, sozusagen im nachhinein, als Appendix, die Deiktika hinzufügt. Eine eher im-

Ausdrücke	Bedeutungen	Denotata
1. Deiktika	Existenz	'Subjekt' oder 'Substratum' (ein Etwas)
2. Eigennamen	Individualqualitäten	Individuelle Qualia
3. Klassennamen	Allgemeinqualitäten	Qualia
4. Intransitive Verben	vollständige Prädikate	Gegenstand-in-einem- Zustand-sein
5. Transitive Verben <sup>68</sup>	unvollständige Prädikate	Gegenstand-in-einem- Zustand relativ-zu- etwas-sein

plizite Begründung dafür könnte darin gesehen werden, daß für die Stoiker strenggenommen nur die Deiktika referierende Funktion in einem Satz haben, so daß die Zusammenfassung von 'Subjekt' mit anderen Sorten von Denotata in der rechten Spalte der Tabelle mißverständlich sein kann. Eine Klärung dieses Problems mag darin gesehen werden, daß die – oder einige – stoischen Logiker und Grammatiker in ihrer Semantik vermutlich einen Unterschied gemacht haben zwischen der referentiellen Funktion der Deiktika und dem intensionalen Status aller anderen Wortklassen; anders ausgedrückt hieße dies, daß nur mit Deiktika direkt auf irgend etwas (vorzugsweise etwas Körperliches) referiert werden kann, daß dagegen alle anderen Wortklassen bzw. ihre Elemente primär intensionaler Natur sind und als solche nicht zu Zwecken der Referenz herangezogen werden können und sozusagen nur sekundär – via Extensionalisierung etwa im Sinne Quines – denotierende Funktion haben können.<sup>69</sup> Weiterhin ist an Christensens Tabelle auffällig, daß er relationale Partikel (Präpositionen und Konjunktionen)

<sup>68</sup> Christensen (1962, 50) bemerkt zu dieser Tabelle noch, daß sie gegenüber den stoischen Klassifikationen, wie sie sich durch genauere Analyse der Quellen rekonstruieren ließen, vereinfacht sei; so müßten zur 5. Ausdrucksklasse auch noch einige präpositionale und genitivische Konstruktionen gezählt werden (z. B. *am Meer*, *Sohn von*); Ausdrücke wie *rot* müßten – je nach syntaktischer Funktion – zu Klasse 3. bzw. 4. gezählt werden.

<sup>69</sup> Graeser 1978 widmet gerade diesem Problemereich den größeren Teil seines Aufsatzes; in der Formulierung von Lösungsvorschlägen ist er allerdings sehr vorsichtig. Cf. auch Egli (unveröff.), der im 2. Kapitel den stoischen *lekta* sowohl Intensionen und Extensionen zuschreibt.

nicht berücksichtigt, obwohl sie von den Stoikern als eigene Wortklasse unter der Bezeichnung *syndesmoi* durchaus anerkannt waren.<sup>70</sup> Bei Graeser (1978, 78f.) finden wir nämlich folgende Wortklassen genannt, die in der stoischen Tradition allgemein anerkannt waren: Eigen- bzw. Klassenname, Verb, Verbindungspartikel (inklusive Präpositionen) und Demonstrativpronomina (inklusive bestimmte Artikel). Graeser kommt in bezug auf die semantischen Entsprechungen der syntaktischen Kategorien zu keinem wesentlich anderen Ergebnis als Christensen, jedoch problematisiert er bestimmte Aspekte der stoischen Semantik stärker als dieser. So kommt Graeser mehrfach auf den Status der Deiktika (Demonstrativpronomen und definiter Artikel) als Repräsentanten des eigentlichen 'Subjekts' (*hypokeimenon*) einer Proposition zu sprechen. Nach stoischer Auffassung sollen nämlich weder Eigennamen noch *definite Nominalphrasen* in einem strengen Sinne zur Herstellung von Referenz auf irgendwelche Gegenstände geeignet sein; allein deiktische Ausdrücke, mit denen die Existenz eines Gegenstandes aufgewiesen wird, wurden von den Stoikern als die eigentlichen und für die Wahrheitswertzuweisung einer Proposition entscheidenden Referenzmittel anerkannt. Graeser (1978, 79, 83 und 86) bemerkt richtig, daß diese stoische Auffassung Russells Begriff des 'logischen Eigennamens' sehr nahe kommt; dasselbe gilt für die stoische Bewertung der natürlichen Eigennamen (*Sokrates, Dion* etc.), die – ähnlich wie Quine es tut – in logisch primitiven Propositionen, d. h. mit Deiktika bzw. Existenzvariablen als Subjekt, in prädikativer Funktion eingeführt werden.

Demnach müßte unser Beispielsatz *Socrates is-walking* in seiner logisch-semantischen Struktur als ein komplexer Satz analysiert werden, etwa: "Dies ist Sokrates und dieses (mit 'Sokrates' benannte Etwas) geht."<sup>71</sup> Die Homomorphie dieser Analyse mit prädikatenlogischen Formeln eines Russell oder eines Carnap ist augenfällig (allerdings mit der Ausnahme, daß die klassische Prädikatenlogik Eigennamen nicht als Prädikate auffaßt). Nachdem wir bisher die von den Stoikern aufgestellten Wortklassen eher in einer

<sup>70</sup> Pinborg (1975, 81) stützt diese Interpretation mit Quellenverweisen auf Chrysipp und Cicero.

<sup>71</sup> Wir stützen uns dabei vorwiegend auf Nuchelmans 1973, Pinborg 1975, Graeser 1978 und Egli 1978.

gewissen kategorialen Vereinzelung – quasi paradigmatisch – betrachtet haben, soll nun stärker der syntagmatische Aspekt, d. h. die semantischen Strukturprinzipien von Propositionen bzw. Sätzen, hervorgehoben werden.<sup>72</sup>

Die stoischen Auffassungen über das, was heute als der vornehmste Gegenstand der Syntax, der Satz, angesehen wird, zeigen deutlich, daß ausdrucksseitigen Kriterien sprachlicher Äußerungen grundsätzlich kein Gewicht beigelegt wird. Den stoischen Philosophen und Sprachtheoretikern geht es zunächst und hauptsächlich um die ontologische Basis und semantische Strukturierung von Äußerungen; ihr Erkenntnisinteresse gilt demnach primär der logisch-semantischen Struktur, aber auch den pragmatischen Funktionen sprachlicher Äußerungen.

Der zentrale stoische Begriff in diesem Bereich wird durch den Terminus *axiōma* repräsentiert. Nuchelmans (1973, 75) gibt dazu folgende Erläuterung: "[. . .] an *axiōma* is a complete and independent *pragma* which is expressed in a speech act of asserting. The complete and independent *pragma* is the thought of an action or passion and its indispensable complements." Demnach ist also ein *axiōma* das gedankliche Abbild einer Handlung oder eines Leidenvorganges (plus evtl. ergänzende Qualifikationen), das aber – um ein *axiōma* sein zu können – sprachlich geformt sein muß; m. a. W., ein *axiōma* ist eine semantische Einheit, ein *lekton*, grob gesprochen die Bedeutung eines Satzes. Nun haben aber die Stoiker schon sehr wohl unterschieden zwischen dem propositionalen Gehalt eines Satzes, einem bestimmten Sachverhalt und den verschiedenen Sprechakttypen (Frage, Wunsch, Behauptung etc.), die jeweils denselben propositionalen Gehalt aufnehmen können (z. B. 'Plato liebend Dion': propositionaler Gehalt; 'Liebt Plato Dion?', 'Möge Plato Dion lieben!', 'Plato liebt Dion' etc.), so daß – trotz einiger Unschärfen, die sich in Interpretationen zeigen (z. B. Nuchelmans 1973, 75) – *axiōma* tentativ als propositionaler Gehalt eines Satzes gedeutet werden darf.<sup>73</sup> Sowohl Nuchelmans als auch Graser wen-

<sup>72</sup> Im übrigen schlägt Pinborg (1975, 88) genau eine solche Analyse vor, die in sich sicherlich konsistent ist, aber durch die schwierige Quellenlage nicht explizit beweisbar ist.

<sup>73</sup> Graeser (1978, 96f.) stützt diese Annahme mit dem Hinweis auf ein *axiōma* zugrundeliegendes Verb, das in der Philosophensprache soviel wie 'behaupten', 'festle-

den sich mit plausiblen Argumenten gegen die von Mates <sup>2</sup>1961, Bocheński <sup>2</sup>1962 und Popper <sup>2</sup>1968 vertretene Auffassung, daß *axiōma* zu verstehen sei als „objektiver Gedanke“ (Frege) oder als „Satz an sich“ (Bolzano); Graeser versteht dagegen *axiōma* als eine von einem Sprecher jeweils hervorgebrachte Satzbedeutung (im Sinne von propositionaler Gehalt inklusive Quantifikation, Tempus, Modalität), deren Zutreffen auf einen Sachverhalt behauptet, befragt, gewünscht etc. werden kann. *Axiōmata* sind also keine außersprachlichen, schon gar keine platonischen Entitäten.

Einigkeit herrscht in der Überlieferung darüber, daß *axiōmata* als vollständige *lekta* anzusehen sind, im Gegensatz zu den unvollständigen *lekta*, den Konstituenten eines *axiōma*. Sowohl Diogenes Laertios (VII, 63) als auch Augustin machen deutlich, daß die korrelativen Kriterien der Vollständigkeit bzw. Unvollständigkeit der *lekta* letztlich verstehenspsychologisch fundiert sind. So sagt Augustin (*Dialectica* c. 2) in bezug auf unvollständige *lekta*, z. B. *schreibt*, daß der Hörer „expectat aliquid ad completionem sententiae“. Ein *axiōma* konstituiert sich nach Auffassung der Stoiker aus Subjekt (*ptōsis*) und Prädikat (*katēgōrēma*), beides sind Kategorien, die in je verschiedener Weise (entsprechend ihrer verschiedenen satzsemantischen Rollen) durch unvollständige *lekta* ausgefüllt werden.<sup>74</sup> (Cf. oben unsere von Christensen übernommene Tabelle.)

Während die *katēgōrēma*-Kategorie – verstanden als die semantische Entsprechung der syntaktischen Kategorie der Verbalphrase im modernen Sinne – keine grundsätzlichen Probleme aufwirft,<sup>75</sup>

gen' bedeute; *axiōma* wäre dann das, was behauptet, festgelegt wird. Der Bezug auf den Sprechakttyp des Behauptens läßt sich aus der Bevorzugung von Behauptungssätzen für Zwecke der stoischen Aussagenlogik erklären: *axiōmata* werden als die Träger von Wahrheit und Falschheit im logischen Sinne angesehen, dasselbe gilt auch für Modalitäten und logische Beziehungen; cf. Nuchelmans 1973, 77ff.

<sup>74</sup> Cf. Pinborg (1975, 80f.) für eine detailliertere Diskussion.

<sup>75</sup> Cf. Pinborg (1975, 87ff.) für Details. Hervorgehoben sei jedoch folgendes: "The *katēgōrēma* is that which is said of the *ptōsis* or what is effected in it. [. . .] The Stoics distinguished a compound and simple predicate (*syntheton* and *asynteton*). A simple predicate is that which is signified by a verb [. . .]. A compound predicate, accordingly, must be either a noun with copula [. . .] or the combination of a verb and an oblique case [. . .]." Pinborg problematisiert diese Erklärung und bringt dann eine einleuchtende Erklärung für den ersteren Typus: "copula + predicate is to be interpreted as a hidden verb – this would be the exact opposite of the Aristotelian analysis

erweist sich die systematische Deutung des Terminus *ptōsis* in mehrfacher Hinsicht als schwierig. Pinborg (1975, 80 ff.) diskutiert diesen Terminus zunächst als Bezeichnung für eine semantische Kategorie, die allerdings von ihrer satzsemantischen Funktion als Subjekt eines *axiōma* nicht abgelöst werden kann. Zunächst ist Pinborg zuzustimmen, wenn er gegen Long (1971, 105), der *ptōsis* als Bezeichnung für "means of referring [to something]" auffaßt (also die Klasse derjenigen lexikalischen Einheiten [Demonstrativpronomina] und Konstruktionen [definite Nominalphrasen], mittels deren in einem Satz auf Gegenstände referiert wird), festhält, daß *ptōsis* – neben *katēgorēma* – eine semantische Kategorie ist und insofern unter die Oberkategorie des *lekton* fällt. Modern ausgedrückt kann *ptōsis* aufgefaßt werden als Bezeichnung für eine bestimmte Sorte von Prädikaten, die Gegenstände oder abstrakte Qualitäten solcher umfassen<sup>76</sup> und es syntaktisch, zusammen mit deiktischen/quantifizierenden Operatoren, erlauben, auf bestimmte Gegenstände<sup>77</sup> zu referieren<sup>78</sup> (im Gegensatz zu *katēgorēma*, das als Bezeichnung

of the predicate which reduces the verb to copula + participle. To the Stoics, in fact, participles and verbal substantives were equivalent nominalizations of verbs [ . . . ]", also im Vergleich mit der satzsemantischen Funktion des flektierten Verbs als *katēgorēma* etwas Sekundäres. Cf. hierzu unsere anschließende Diskussion des *ptōsis*-Begriffs.

<sup>76</sup> Diese Auffassung kann durch eine Stelle (dies ist die Fortsetzung des Zitats in Fn. 65) aus Seneca (*Epist.* 117, 13) gestützt werden: „[ . . . ] cum dicimus sapientiam, corporale quiddam intellegimus; cum dicimus 'sapit', de corpore loquimur. Plurimum autem interest utrum illum dicas an de illo.“ Seneca stellt hier *sapientia*, ein deverbales Substantiv, der flektierten Verbform *sapit* gegenüber. Ersteres fällt in die semantische Kategorie der *ptōseis*, d. h. Weisheit wird als eine vergegenständlichte, (quasi 'körperliche') Qualität betrachtet, sie wird benannt: „illum dicas“; über sie (als Subjekt eines *axiōma*) kann etwas ausgesagt werden: *Sapit* dagegen repräsentiert ein *katēgorēma*, mit ihm wird etwas über ein Subjekt, z. B. über Sokrates, ausgesagt („dicas de illo“ bzw. „de corpore loquimur“).

<sup>77</sup> Cf. Graeser 1978, 84. Diese 'Gegenstände' werden in stoischer Terminologie *tyntchanonta* ("things happening to exist") genannt; damit wäre auch geklärt, daß die *ptōseis*, die durch nominale Ausdrücke repräsentiert werden, für die Stoiker in irgendeiner Weise 'existieren' oder zumindest – im Falle von Abstrakta – als existierend gedacht werden.

<sup>78</sup> Cf. Pinborg 1975, 82: "*Ptoxis* must [ . . . ] be interpreted as any meaning which functions as object of reference, including meanings that substitute for other meanings and have no exact counterpart in reality, as is the case with the infinitive which is used when the verbal meaning shall function as subject-term." S. 81 formu-

für die Prädikatsorte der Vorgänge, Handlungen gelten darf). Morphosyntaktisch wird demnach der *ptōsis*-Begriff auf jenen des Substantivs bzw. sonstiger Nominalisierungen abgebildet.

Auf der Basis dieser letzten Feststellung sollen nun zum Abschluß unseres Ausflugs in die stoische Grammatik und Sprachtheorie die Zusammenhänge zwischen der semantischen Kategorie *ptōsis* und ihrer Ausweitung oder Übertragung auf das Gebiet der stoischen Kasuslehre diskutiert werden.<sup>79</sup>

Zunächst weist Pinborg darauf hin, daß sich die stoische Verwendung von *ptōsis* von jener bei Aristoteles grundlegend unterscheidet.<sup>80</sup> Uns kommt es im folgenden nicht darauf an, Pinborgs kritischen Forschungsbericht (1975, 82f.) über mögliche etymologische Deutungen von *ptōsis* nachzuzeichnen, vielmehr geht es uns darum, sowohl einen plausiblen Zusammenhang zwischen der satzsemantischen Kategorie *ptōsis* im Sinne von Subjekt einer Proposition (und damit auch der Kategorie der Gegenständlichkeit) und *ptōsis* als semantisch verstandenem Kasusbegriff herzustellen, als auch die interne Systematik des stoischen Kassussystems unter Heranziehung neuer Gesichtspunkte aufzuzeigen.

Wir hatten schon festgestellt, daß zwischen den satzsemantischen Kategorien *ptōsis* und *katēgorēma* das Verhältnis 'Gegenstand' und 'Aussage über diesen Gegenstand' angenommen werden kann.

liert Pinborg unscharf, wenn er sagt, daß "only deictic pronouns refer in the strict sense, whereas nouns always signify something along with their reference, in this aspect partaking in the properties of a predicate; [...]", denn Substantive als Repräsentanten von *ptōseis* referieren gar nicht, sie eröffnen nur die Möglichkeit qua Nominale, daß sie *zusammen* mit deiktischen Elementen für Zwecke des Referierens Verwendung finden können; unsere Auffassung wird durch zahlreiche bei Pinborg selbst zitierte Belege gestützt.

<sup>79</sup> Wir halten uns wieder im wesentlichen an die Ausführungen in Pinborg 1975, 82–87.

<sup>80</sup> Generell ist festzustellen, daß die linguistischen Erkenntnisse der Stoiker sich aus heutiger Sicht als weitaus fruchtbarer erwiesen haben (trotz der schlechteren Quellenlage) als diejenigen, die aus den Werken von Aristoteles (vor allem aus *Peri hermeneias* (*de interpretatione*)) stammen; cf. Pinborg 1975, 72 ff. *Ptōsis* wird bei Aristoteles eher in einem morphosyntaktischen Sinn verwendet, erfaßt werden sollen mit dieser Bezeichnung alle Veränderungen von Wörtern in bezug auf ihre Basisform: Kasus (aber eben nicht der Nominativ, der nach aristotelischem Verständnis eine Basisform ist, dasselbe gilt für den Infinitiv des Verbs), Numerus, Modus, Tempus, Ableitungen (z. B. Adverbien und Adjektive); cf. Pinborg 1975, 76 f.



Müller (1943, 94 f.) interpretiert dieses Verhältnis als jenes zwischen Ursache und Wirkung; dies ist als Projektion des Verhältnisses zwischen den Konstituenten eines *axiōma* auf die ontologische Ebene einleuchtend.<sup>81</sup> Nach stoischer Auffassung ist jede Ursache als etwas Körperliches (*sōma*) aufzufassen, die Wirkung entsprechend als Zustand bzw. Zustandsänderung der betroffenen Körper. Die *ptōseis* sind als Abbildungen solcher Körper auf der sprachlich-semantischen Ebene aufzufassen (grammatisch-morphologisch durch Substantive bzw. Nominalisierungen repräsentiert). Der Nominativ – zunächst als semantischer Kasus des Bewirkenden, des Agens verstanden<sup>82</sup> – wird von Müller und an ihn anschließend von Pinborg (1975, 84 f.) als Kategorie der wichtigsten Ursache (*synektikon*, *causa efficiens*) angesehen; ohne sie kann keine Wirkung (abgebildet in der *katēgorēma*-Konstituente) stattfinden. Andere ‘Ursachen’ werden entsprechend durch andere Kasus Kategorien semantisch abgebildet. Dementsprechend kann als allgemeinste Opposition im stoisch inspirierten Kasussystem angesehen werden das Verhältnis *orthos* : *plagios* (der ‘gerade’ Kasus Nominativ : ‘ungerader’ Kasus); inhaltlich wird dies von Apollonios (*Grammatici graeci* II, 2, 236, 7 f.) gedeutet als das Verhältnis von *energeia* : *pathos*. Dies entspricht überdies der stoischen Unterscheidung zwischen den *katēgorēmata* als ‘aktiv’ : ‘passiv’. Es ist nun allerdings schwierig, diejenigen Kasus, die als *ptōseis plagiai* gelten sollen, in ihren kategorial-semantischen Funktionen sowohl historisch korrekt als auch systematisch konsistent darzustellen.

Die Stoiker hatten ein Paradigma von fünf Kasus aufgestellt; vier davon – der Nominativ, der Akkusativ, der Genitiv und der Dativ – sind gut dokumentiert. In der Sekundärliteratur (cf. Pinborg 1975, 85 f.) gibt es eine Kontroverse über den fünften Kasus. Soll es der Vokativ sein, der von späteren Grammatikern als der fünfte aufgeführt wurde, oder sollte aus intern-systematischen Gründen ein allgemeiner Adverbialkasus – wie der Ablativ der lateinischen Schulgrammatik – dafür eingesetzt werden? Steinthal (21890–91, vol. I,

<sup>81</sup> Er gibt dafür als hauptsächliche Belegstelle Sextus Empiricus, *Adversus mathematicos* IX, 211 an.

<sup>82</sup> Die Umdeutung der Kasusbezeichnungen als Namen für flexionsmorphologische Paradigmata geschieht erst im Rahmen der Entwicklung der späthellenistischen und römischen ‘Schulgrammatik’.

302) und Hjelmslev (1935, 37) haben dieses Problem deutlich gesehen und aus systematischen Gründen gegen die Aufnahme des Vokativs in das Kasussystem plädiert. Tatsächlich finden wir ja in der späteren Schulgrammatik sowohl den Vokativ als auch den Ablativ in einem Sechs-Kasus-System vereint wieder.

Wir konzentrieren unsere Diskussion im folgenden auf den problematischen Status des Vokativs.<sup>83</sup> Einerseits wurde nach dem Zeugnis von Diogenes Laertios (VII, 67) eine Vokativkonstruktion als Äquivalent für eine Proposition (*axiōma*) angesehen; sie repräsentiere ja ein vollständiges *lekton*, andererseits meint Pinborg (1975, 85), daß die grammatischen Ansätze der Stoiker nicht immer konsistent gewesen seien. Sie unterschieden zwar primär nach semantischen Gesichtspunkten, sie seien aber auch oft von formalen, d. h. morphologischen Unterscheidungen ausgegangen, die sie generell auch für semantisch relevant gehalten hätten. Sie könnten deshalb – so Pinborg – den Vokativ als einen Kasus akzeptiert haben, da er eine Verwandtschaft (*syngeneia*) mit dem Nominativ und dem Akkusativ aufweise und weil der Vokativ aufgrund seiner flexionsmorphologischen Ausprägung in die Paradigmata der Deklination der Substantive, wie sie in den Schulen gelehrt wurden, passe. Der letztgenannte Grund leuchtet ohne weiteres ein; wie steht es aber mit der ‘Verwandtschaft’ zwischen Vokativ einerseits und Nominativ und Akkusativ andererseits? Pinborg zitiert Müller (1943, 117f.), der den Vokativ als eine Bedeutung erklärt, die einer Situation entspreche, in der die ‘rufende Person’ (Nominativ) und die ‘gerufene Person’ (Akkusativ) involviert seien. Hier mag dunkel etwas Richtiges gefühlt worden sein.

Unser nachfolgender Versuch einer Klärung kann nicht den Anspruch erheben, genuin stoisches Gedankengut wiederzugeben (es wäre eine Aufgabe der Quellenkundigen, festzustellen, ob und inwieweit unser Klärungsversuch von stoisch inspirierten Texten gestützt werden kann); wir versuchen lediglich, die oben angesprochene *syngeneia* des Vokativs mit dem Nominativ und Akkusativ auf der Grundlage heutiger linguistischer Einsichten möglichst systematisch zu erklären.

<sup>83</sup> Cf. Pinborg (1975, 85ff.) für eine Diskussion der übrigen Kasus, die jedoch ebenfalls nicht unproblematisch ist.

Unsere These ist, daß durch die Einbeziehung des Vokativs in das Schema der vier von den Stoikern allgemein anerkannten Kasus (Nominativ, Akkusativ, Genitiv, Dativ) eine Vermengung zweier radikal verschiedener sprachtheoretischer Ebenen vorliegt: der Ebene der Pragmatik und der Ebene der Satzsemantik. In bezug auf die Ebene der Pragmatik wissen wir spätestens seit Bühler 1934, daß zur kommunikativ wirksamen Konstitution einer jeden sprachlichen Äußerung drei Faktoren zusammenspielen müssen: Sprecher, Angesprochener, Besprochenes (diese Trichotomie entspricht natürlich genau dem System der drei 'grammatischen Personen' *ich – du – er/sie/es*). Die satzsemantische Ebene betrifft typischerweise die Domäne des Besprochenen, wobei natürlich auch der Sprecher sich selbst auf diese Ebene projizieren kann (*Ich bin blöd*), dasselbe gilt für den Angesprochenen (*Du bist blöd*) (der Sprecher bleibt unausgedrückt), im Falle von *Er ist blöd* wird nur das Besprochene, ein Sachverhalt, der einen Dritten betrifft, explizit ausgedrückt (Sprecher und Angesprochener verbleiben im impliziten Raum des Kontexts). Auf dieser Ebene werden die eigentlichen satzsemantischen Kasus wirksam.

Ausgehend von der stoischen Terminologie für den Nominativ, der auch *onomastike* ('Nennfall') genannt wurde, und für den Vokativ ('Anredefall') (= *kletiké* < *kalein* "rufen"), darf vermutet werden, daß einige stoische Grammatiker – und viele nach ihnen – einen vagen Zusammenhang zwischen den beiden genannten sprachtheoretischen Ebenen geahnt haben. Sie hätten dann sozusagen zwei der drei 'Fälle' oder Faktoren der Kommunikationssituation erfaßt: das pragmatische Redeobjekt (dasjenige, über das in einer Proposition etwas ausgesagt wird und das nominativische Funktion hat, das benannt wird) und den Adressaten einer Äußerung, den Angesprochenen (bekanntlich kann diese Funktion in den klassischen Sprachen durch den morphologisch ausgezeichneten Vokativ ausgedrückt werden). Was fehlt, ist der pragmatische 'Fall' des Sprechers.<sup>84</sup> Nennen wir ihn – nach Schmitthenner 1826 –

<sup>84</sup> Historisch interessant ist die Tatsache, daß Schmitthenner 1826 im Rahmen seiner 'Ursprachlehre' gerade dieses 'missing link' des grammatischen Systems der Kommunikationssituation unter der Bezeichnung Lokutiv etabliert hat (allerdings ohne die sprachtheoretischen Konsequenzen dieser kühnen Tat voll zu übersehen; cf. Brekle, 1976: 35 ff., für eine detailliertere Diskussion der Problematik). Gleich-

*Lokutiv*. Aus dem bisher Gesagten dürfte klargeworden sein, daß jede sprachliche Äußerung ein pragmatisches Redeobjekt ('pragmatischer Nominativ', das Besprochene) aufweist, das durch ein Satzsubjekt (das morphologisch durch Nominativformen ausgedrückt sein kann) repräsentiert wird; das pragmatische Redesubjekt, der Sprecher (= Lokutiv) und der Adressat (pragmatischer Vokativ) können, müssen aber nicht in einer Äußerung ausgedrückt sein.<sup>85</sup> Grob skizziert kann man sich das Verhältnis zwischen pragmatischen 'Fällen' und grammatikalisierten Kasus folgendermaßen denken:

System der pragmatischen 'Fälle' (= Personen)		Grammatische Realisierung
<div>1. Person = pragmatisches Redesubjekt Lokutiv<sub>p</sub></div> <div>2. Person = Adressat Vokativ<sub>p</sub></div> <div>3. Person = pragmatisches Redeobjekt Nominativ<sub>p</sub></div>	repräsentiert durch	<div>(<i>ich</i>)</div> <div>(Vokativ<sub>G</sub>) (<i>du</i>)</div> <div>Nominativ<sub>G</sub> {Pronomina Nominalphrasen}</div>

Soweit unser Vorschlag, die in der bisherigen Forschung nur unscharf (der von Pinborg 1975 und Müller 1943 herangezogene Akkusativ hat hier nichts zu suchen) formulierte *syngeneia*-Bezeichnung zwischen Vokativ und Nominativ zu klären.

Nachgetragen sei hier eine Stelle aus den *Scholia in Dionys. Thr.* (Hülser 1982, Fragm. Nr. 787), die unsere Interpretation wenigstens tendenziell stützen könnte:

wohl ist Schmitthenners Formulierung bemerkenswert genug: „Die Fallform für das Subjekt des Satzes unterscheidet sich je nach den drei sprachlichen Personen zu einem *Locutiv*, als der Form für die erste Person, die aber, weil statt ihrer stets das Personwort *ich* gesetzt wird, in keiner Sprache vorkommt, – zu dem *Vocativ*, als der Form für die zweite Person, und zu dem *Nominativ*, als der Form für die dritte Person.“ (1826, 259f.)

<sup>85</sup> Cf. die knappen Ausführungen in Brekle (1972, 128 ff.), wo u. a. auch auf Ross' (1970) Konzept des pragmatischen Hypersatzes, in dem die Austin-Searlschen Auffassungen verschiedener Sprachakttypen sich niederschlagen, Bezug genommen wird.

Man muß wissen, daß auch der Vokativ eine Rede zusammenbringt, so wie der Nominativ, [z. B.] 'Lies, Mensch!'; potentiell ist also auch er ein Nominativ. Das Spezifikum des Nominativs ist jedoch die dritte Person, während sich der Vokativ auf die zweite Person bezieht. Also ist er kein Nominativ. (Cf. auch Hülser 1982, Fragm. Nr. 788 und 791.)

## EIN BLICK AUF DIE ANFÄNGE DER ARABISCHEN SPRACHWISSENSCHAFT

Das Ziel dieses Kapitels ist es zum einen, einen Einblick in die Bedingungen des Zustandekommens und die ersten Entwicklungsphasen der arabischen Sprachwissenschaft zu geben, zum anderen soll die in der Geschichte der arabischen Sprachwissenschaft berühmte Diskussion zwischen Abū Saʿīd as-Sīrāfi, einem herausragenden Vertreter der autochthonen arabischen Grammatiktradition, und dem Aristoteliker Abū Bishr Mattā, einem nestorianischen Christen, nachgezeichnet werden. Die Disputation fand im Jahre 320/932 in Bagdad statt und ist für den Sprachwissenschaftshistoriker auch deshalb interessant, weil hier das Zusammentreffen zweier sich fremder (sprach)wissenschaftlicher Paradigmen in seltener Reinheit beobachtet werden kann.

Im Hinblick auf die Tatsache, daß die meisten Überblicksdarstellungen der Geschichte der Sprachwissenschaft auf den griechisch-römischen Traditionsstrang festgelegt sind, mag dieses Kapitel dazu beitragen, daß auch Nichtsemitisten einen Blick über das Mittelmeer in bisher weitgehend dem Spezialisten vorbehaltene Gefilde der Geschichte unserer Wissenschaft werfen.

### *Bedingungen für die Entwicklung der arabischen Sprachwissenschaft*

In der neueren Forschung scheint Einigkeit darüber zu bestehen, daß der äußere Anlaß für eine genauere Beschäftigung mit der eigenen, der arabischen Sprache in der theologisch begründeten Notwendigkeit zu sehen ist,<sup>86</sup> die überlieferten Normen für die phone-

<sup>86</sup> Cf. die grundsätzlich gleiche Situation auf der Seite der frühen jüdischen Grammatiker; cf. Bacher 1892, 1895 (repr. 1974); cf. hierzu auch den instruktiven Beitrag von Swiggers 1979. Im übrigen ist festzustellen, daß sich jüdische Gramma-

tische und morphologische Korrektheit des heiligen Textes der Muslime, des Korans, gerade auch in den neu eroberten nordafrikanischen und iberischen Provinzen des arabischen Reichs zu sichern.<sup>87</sup> Einerseits war es für die unterworfenen und bekehrten Neubürger dieser Provinzen schwierig, sich die Feinheiten des Arabischen in kurzer Zeit anzueignen, andererseits war die schriftliche Fassung des Korans zunächst nur mittels eines unpunktierten und unvokalisierten graphemischen Systems fixiert, was zur Folge hatte, daß bei mangelnder Eindeutigkeit der Beziehungen zwischen Graphemen und Phonemen (oder gar deren Variantenreihen) und wegen fehlender Eindeutigkeit bei der Vokalzuordnung im konsonantischen Skelett von Wortformen, die für die korrekte morphologische Erscheinungsweise einer Wortform im Text essentiell wichtig ist, vielerlei Fehldeutungen des heiligen Textes auftraten. Die Beschreibungssprache, Methodologie und Methodik für ihre Grammatiken, die sich nach arabischen Quellen aus einfachsten Regelsammlungen und Listen für korrekte Aussprache und korrekte Morphologie (z. B. bei den zahlreichen unregelmäßigen nominalen Pluralformen) entwickelten, wurde im wesentlichen der schon entwickelten Jurisprudenz (*fiqh*), der Koranexegetik (*tafsīr*) und der Wissenschaft überlieferter ethischer und anderer Normen (*ḥadīth*) entlehnt. Zu denken ist aber auch – zumindest in der Frühzeit (ca. 7./8. Jh. n. Chr.) – an eine gegenseitige Befruchtung der verschiedenen Disziplinen, die man sich als eine Art islamische Einheitswissenschaft denken kann, da ein Gelehrter damals diese Gegenstände meist gleichzeitig studierte.<sup>88</sup>

tiker bei der Beschreibung des Hebräischen ganz überwiegend am Vorbild der arabischen Grammatik orientierten.

<sup>87</sup> Zusammen mit dem Bedürfnis, orthographische Systeme zum Zwecke einer gesicherten schriftlichen Repräsentation von Texten – dies gilt insbesondere für die jüngeren europäischen Sprachen – zu schaffen, darf das Motiv einer möglichst wort- oder gar lautgetreuen Sicherung heiliger oder klassischer Texte, deren Sprachzustand sich von jenem der sich historisch verändernden Umgangssprache entfernt hat, für die Entwicklung grammatischer Untersuchungen als weitverbreitet angesehen werden. Letzteres trifft zu für den Kanon der konfuzianischen Texte in China, für die homerischen Epen in Griechenland, für die vedischen Texte in Indien, für die Sagas in Island und für die traditionelle Bardenpoesie in Irland.

<sup>88</sup> Cf. aber Versteegh 1980. In diesem sehr kenntnisreichen Beitrag werden Möglichkeiten diskutiert, wie die Entwicklung der frühen arabischen Jurisprudenz durch

Carter (1972, 70, 82 ff.) macht deutlich, daß für Sībawaih († 177/793), den Verfasser der ersten und bedeutendsten arabischen Grammatik, kurz *Kitāb* ("das Buch")<sup>89</sup> genannt, die Sprache bzw. ihr Gebrauch eine Form des menschlichen Verhaltens war und demzufolge auch mit den Kategorien, Begriffen und Methoden der islamischen Ethik und Jurisprudenz beschrieben und untersucht werden konnte. Carter nennt vier Kriterien der sprachlichen Angemessenheit, die er als direkt aus der islamischen Ethik übernommen betrachtet: *ḥasan* "gut", *qabīḥ* "schlecht"; *mustaqīm* "richtig", *muḥāl* "falsch". Sībawaih hat diese bewertenden Wörter als linguistische Termini technici definiert (im wesentlichen extensio-nal durch Beispiele), wobei *ḥasan* und *qabīḥ* die strukturelle Wohlgeformtheit bzw. Nichtwohlgeformtheit sprachlicher Äußerungen (phonologisch, morphologisch und syntaktisch) bezeichnen; *mu-staqīm* und *muḥāl* die hörerbezo-gene Verständlichkeit bzw. Nicht-verständlichkeit einer Äußerung qualifizieren.<sup>90</sup>

Carter (1972, 83 ff.) gibt noch weitere Beispiele für die Übertragung von bewertenden Ausdrücken aus dem individuell-menschlichen, aber auch aus dem sozialen Bereich auf verschiedene linguistische Ebenen (z. B. 'gesunder' vs. 'gebrochener' Plural bei Substantiven); ebenfalls wurden Verwandtschaftsbeziehungen (Mutter – Töchter) zur Kennzeichnung syntaktischer Strukturen verwendet.

Weiterhin macht Carter deutlich, daß Sībawaih auch methodische Prinzipien aus der islamischen Jurisprudenz übernommen und auf sprachliche Gegebenheiten angewendet hat. Eine Schlüsselkategorie hierbei ist die Analogie (*qiyās* "Regel"); mit analogisch operierenden Schlußverfahren vermag Sībawaih sowohl induktiv Generalisierungen über einer Menge sprachlicher Daten vorzunehmen als auch deduktiv allgemeine Aussagen auf Einzelfälle anzuwenden. Dieselben Verfahren (Subsumtion einzelner Tatbestände unter

späthellenistische Einflüsse via Syrien und Persien teilweise mitbestimmt worden sein könnte und daß auf diesem Wege eine wenn auch indirekte Beeinflussung der frühen arabischen Grammatik durch hellenistische Prinzipien, z. B. jenes der Analogie, möglich erscheint.

<sup>89</sup> Aus der überaus reichen Literatur zum *Kitāb* seien nur einige neuere Arbeiten genannt: Carter 1972, 1973, 1980; Mosei 1975, 1980.

<sup>90</sup> In Carter 1973 werden diese Interpretationen, auf eine Reihe von Belegstellen aus dem *Kitāb* gestützt, noch weiter begründet.



allgemeinere Kriterien bzw. Anwendbarkeit allgemeiner Tatbestandskriterien auf Einzelfälle) sind in unserer Rechtsprechung auch heute noch gültig.

Insgesamt wendet sich Carter gegen die seit Merx 1889 immer wieder vertretene These eines mehr oder weniger direkten Einflusses hellenistisch-römischer Grammatiktypen bzw. einzelner Beschreibungsbegriffe auf die Entwicklung der frühen arabischen Sprachwissenschaft. Zu diesem Ergebnis kommt neuerdings auch Versteegh (der 1977 immerhin von einem diffusen Einfluß der rhetorischen Schulen in den eroberten hellenistischen Provinzen auf die Entwicklung grammatischer Fragestellungen auf arabischem Boden gesprochen hat):

Das System der arabischen Grammatik war aber keinesfalls das Ergebnis fremden Einflusses: die arabische Grammatik ist eine Schöpfung der arabischen Grammatiker. (Versteegh, unveröff., 4.2.1.)

### *Erste Entwicklungsphasen der arabischen Sprachwissenschaft*

In der historiographischen Tradition der arabischen Grammatiker wird berichtet, daß es Abū l-Aswad ad Du<sup>c</sup>alī († 69/688?) aus Basra gewesen sei, der einen ersten Ansatz zu einer arabischen Grammatik gemacht habe. Nachdem er eine Anzahl besonders grober Verstöße gegen die Normen der arabischen Sprache – der Sprache des Propheten und des Korans – gehört habe, fühlte er sich veranlaßt, wenigstens die wichtigsten Regeln der Grammatik niederzuschreiben, mit dem Ziel, die Korrumpierung des Arabischen in seiner reinen Form zu verhindern. Abū l-Aswad habe auch als erster nach dem Vorbild der schon entwickelteren syrischen Schrift ein arabisches Vokalisierungssystem geschaffen. Mag diese Überlieferung auch legendäre Züge aufweisen, so geht doch die heutige Forschung davon aus, daß sie hinsichtlich der Motivation und Zielsetzung einen historisch richtigen Kern hat.

Über die weitere Entwicklung bis zu al-Ḥalīl († 175/781), einem der Lehrer Sibawaihs, wissen wir wenig; was an gesicherten Daten vorliegt, beschränkt sich im wesentlichen auf die zahlreich überlieferten Titel grammatischer Texte aus dieser Periode. Die Texte selbst sind größtenteils nicht erhalten, jedoch zeigen die in den

Titeln aufscheinenden Themen, daß ein starkes Interesse für philologische und lexikographische Probleme, insbesondere was mögliche Koran-Lesarten betrifft, vorhanden gewesen sein muß. Inwieweit diese frühesten 'Grammatiker' systematische Ansätze für eine Grammatik des Arabischen entwickelt haben, ist jedoch nicht klar.

„Unter den ältesten arabischen Sprachgelehrten nimmt Ḥalīl b. Aḥmad (100–170 h.)<sup>91</sup> eine hervorragende Stellung ein“ (Reuschel 1959, 7). Zum nicht geringen Teil verdankt al-Ḥalīl diesen Ruf der Tatsache, daß er von Sībawaih in seinem *Kitāb* 608mal zitiert wird. Aus der arabischen Historiographie wissen wir aber, daß er als erster die Regeln der arabischen Prosodie in eine feste Form brachte; weiterhin wird ihm das älteste arabische Wörterbuch, in dem die Wörter nicht alphabetisch, sondern nach ihren lautphysiologischen Kriterien geordnet sind, zugeschrieben. Reuschel versucht zu zeigen, daß al-Ḥalīl darüber hinaus auch schon über ein festes grammatisches Beschreibungssystem verfügte, im Kern mit jenem in Sībawaihs *Kitāb* identisch.

Seltsamerweise ist über den Verfasser des *Kitāb*, des 'Korans der arabischen Grammatik', nur wenig bekannt. Sībawaih stammt aus Persien, er soll ca. 40jährig zwischen 777 und 809 n. Chr. gestorben sein.

In umgekehrtem Verhältnis dazu steht die Bedeutung seines Werks: bis in die Neuzeit hinein hat fast jeder arabische Grammatiker umfangreiche Kommentare zum *Kitāb* verfaßt<sup>92</sup>, und während der letzten 100 Jahre versuchten sich abendländische Sprachwissenschaftler immer wieder an Interpretationen, Übersetzungen und Rekonstruktionen der linguistischen Substanz der 574 Paragraphen des Riesenwerks (über 900 Quartseiten in den gedruckten Ausgaben), dem in früheren Zeiträumen höchstens noch Pāṇinis streng systematische Darstellung des Sanskrit gleichkommt.

Sībawaih wollte mit seinem *Kitāb* eine erschöpfende Beschrei-

<sup>91</sup> Reuschel (1959, 7) nennt Fn. 2 verschiedene Todesdaten; sie schwanken zwischen 160 und 175 h (Jahr nach dem islamischen Kalender).

<sup>92</sup> Nach Versteegh (unveröff.) sind die wichtigsten Kommentare zum *Kitāb* jene von Abu Saʿīd as-Sirāfi († 368/979) und von ar-Rummāni († 384/994); Sirāfi repräsentiert die klassisch-arabische Richtung der Grammatik, während Rummāni versuchte, das *Kitāb* – unter dem Einfluß einschlägiger Werke griechischen Ursprungs – mit Hilfe logischer Kategorien zu analysieren.

bung des Arabischen, wie es sich im Koran und in der frühen arabischen Poesie manifestiert, geben; die Frage, inwieweit das Werk inhaltliche Originalität besitzt, ist angesichts des Reichtums an detaillierten Beschreibungen der syntaktischen, morphologischen und phonologisch-phonetischen Regularitäten (und Irregularitäten) des Arabischen auf der Basis einer weitgehend theoretisch konsistenten und erklärungskräftigen Beschreibungssprache eigentlich irrelevant. Diese Reihenfolge der Darstellung der verschiedenen grammatischen Ebenen wurde übrigens erst von az-Zamahšari († 538/1144) – vermutlich unter westlichem Einfluß – durchbrochen; seine Reihenfolge ist wortklassenorientiert: Nomen, Verb, Partikel (die Phonetik erscheint ebenfalls an letzter Stelle).

In der heutigen Arabistik ist man sich darüber einig, daß das *Kitāb* trotz ständiger Bezugnahme auf Koran-Beispiele keine normative Grammatik im strengen Sinne ist; Sībawaih nahm als Korrektiv zum Sprachzustand des Korans die lebendige Sprache der Beduinen. Er ging dabei davon aus, daß bei einigen Wüstenstämmen das Arabische in seiner reinsten Form gesprochen wurde und daß die Beduinen immer versuchten, Mehrdeutigkeit (lexikalisch und syntaktisch) zu vermeiden (im übrigen weist Sībawaih immer wieder auf faktisch vorkommende sprachliche Varianten hin). Er behandelt die geschriebene Sprache so, als ob sie eine quasi-phonologische Transkription der gesprochenen Sprache wäre. Dies hängt sicherlich mit seiner Grundannahme zusammen, daß der Gebrauch einer Sprache eine soziale Aktivität sei, die als Minimalkontext einen Sprecher und einen Hörer voraussetzt (beiden Kommunikationsinstanzen räumt Sībawaih konsequenterweise auch bestimmte Funktionen im Rahmen seiner grammatischen Regeln ein).

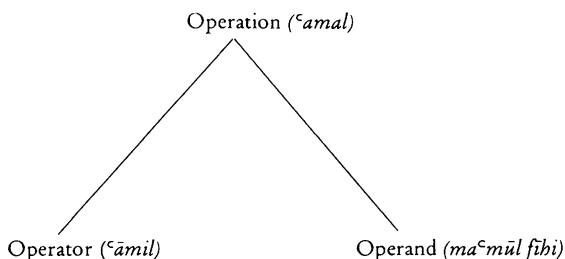
Für die frühen arabischen Grammatiker war ihre Sprache Teil der von Gott geschaffenen Natur und somit ein funktional ausgewogenes System. Wie der Mensch in der Gesellschaft, hat auch jedes Element der Sprache im morphologischen und syntaktischen Verband eines Textes seinen eigenen Platz und seine eigenen Rechte. Aufgabe des Grammatikers ist es, Kriterien und Regeln dafür zu geben und für jede Abweichung von einer Grundform bzw. Normalkonstruktion (*aṣl*) eine Begründung (*ʿilla*) zu geben. Das methodische Instrument dafür liefert das Prinzip des *qiyās*, womit zuerst lediglich Kriterien oder Regeln für die Abweichung von

Grundregeln gemeint waren, das später jedoch zu einem Analogieverfahren, einem Vergleichsverfahren, in dem ein zu erklärender Einzelfall mit seiner Grundform auf der Basis einer gemeinsamen Ursache korreliert wird, ausgebaut wurde. Schon die frühen Grammatiker unterschieden zwischen der Ebene der Morphologie (*taṣrīf*) und der Syntax (*naḥw*). Die semantische Seite der Sprache war für die arabischen Grammatiker nur insoweit von Belang, als sie die satzsemantischen Funktionen ('grammatikalische Bedeutungen') von morphologischen oder syntaktischen Kategorien berücksichtigten. Sie erkannten zwar an, daß jedes Wort eine phonetische (*lafz*) und eine semantische (*manʿā*) Seite habe, daß aber die semantische Analyse *sui generis* den Rhetorikern, die Intentionen und Wirkungen des Sprachgebrauchs untersuchten, und den Lexikographen vorbehalten sei.

In dem hierarchischen syntaktischen System der frühen arabischen Grammatik, in dem Wortklassen und Strukturen verschiedene "Rechte" (*ḥuqūq*), "Bestimmungen" oder "Pflichten" (*ahkām*) haben, spielt das dependenzgrammatisch zu verstehende Prinzip des *ʿāmil* eine entscheidende Rolle: jedes morphosyntaktisch relevante Affix muß durch das Vorhandensein einer regierenden Konstituente (*ʿāmil*) erklärt werden. Diese Funktion kann grundsätzlich nur durch Verben und Partikel ausgeübt werden (Verben regieren den Akkusativ, Partikel den Genitiv). Ist in der jeweils konkreten Äußerung keine regierende Konstituente explizit vorhanden, so muß der Grammatiker nach einem subintelligierten Regens (*ʿāmil mʿanawī*) suchen; er hat also die Aufgabe, eine Äußerung syntaktisch vollständig zu rekonstruieren (z. B. grammatische Ellipsen auszufüllen), um so die Voraussetzungen für das korrekte Verstehen einer scheinbar defizienten Äußerung zu schaffen. Es geht dabei nicht darum, abstrakte syntaktische Strukturen aufzufinden, sondern weit eher – etwa im Sinne Harrisscher 'Oberflächentransformationen' – einen morphosyntaktisch vollständigen, konkreten Satz als Paraphrase des zu beschreibenden defizienten Satzes aufgrund gegebener Kriterien und Regeln aufzubauen.

Bei Carter 1973 finden wir einen Versuch, wesentliche Momente von *Sībawaihs* Grammatiktheorie auf Positionen des klassischen nordamerikanischen Strukturalismus (Bloomfield und Nachfolger)

abzubilden. An einer Stelle (1973, 150) vergleicht er Sībawaihs Kriterien für den Beginn und das Ende einer Äußerung mit Harris' (1951) Kriterien. Sībawaih erkennt, daß syntaktisch wohlgeformte Äußerungen mit einer Pause enden; der Beginn jeder solcher Äußerungen sei gekennzeichnet durch eine explizit vorhandene oder implizit verstandene Vokativ-Konstituente (hier fühlt man sich deutlich an Ross' Vorschlag erinnert, jedem Satz einen pragmatischen Hypersatz – z. B. *ich erkläre Dir, daß . . .* – voranzustellen). Das Satzende ist bekanntlich im klassischen Arabisch durch sog. Pausalformen gekennzeichnet, wovon Sībawaih im zweiten Band des *Kitāb* ausführlich handelt. Weiterhin möchte Carter zeigen, daß Sībawaih “in his analysis of speech [. . .] consciously and systematically reduced the language to a set of functions, using a method which has intrinsic similarities with contemporary immediate constituent analysis” (1973, 150). Nach meiner Einschätzung leistet aber Carters Vergleich von Sībawaihs Methodik mit jener der “immediate constituent analysis” gerade nicht das, was man von einem linguistischen Theorierahmen, der zum Zwecke der Analyse oder Rekonstruktion anderer linguistischer Ansätze herangezogen wird, erwarten muß. Carter selbst bezeichnet die dem *Kitāb* zugrundeliegende Theorie – zunächst etwas vage – als funktionalistisch, wird dann aber deutlicher, wenn er grammatische und pragmatische Operationen (z.B. Negation, Konjunktion, Frage, Bestätigung, Anrede etc.) in einer Operator-Operand-Struktur zu erfassen sucht. Dabei wird auch deutlich, daß die oben schon angesprochene Kategorie des *ʿāmil* nicht der Kategorie der Rektion im Sinne der abendländischen Grammatiktradition voll äquivalent ist. Tatsächlich scheint es so zu sein, daß Sībawaih ca. 70 grammatische Funktionen bzw. Operationen unterschieden hat, die alle nach dem Schema



fungieren, z. B. Negation: Negator → Negiertes. Hervorzuheben ist, daß Sībawaih als Konsequenz der pragmatischen Fundierung seiner Grammatik auch den Sprecher zu den möglichen Operatoren rechnet.

Es wäre wünschenswert, daß von seiten der Arabistik ein weiterführender Versuch gemacht würde, die Prinzipien, Kategorien und Verfahren, die den grammatiktheoretischen Kern des *Kitāb* ausmachen, in konsequenter und konsistenter Anwendung neuester Erkenntnisse über mögliche syntaktische Theorien für natürliche Sprachen herauszuarbeiten und schließlich in einer stringenten Rekonstruktion zu vereinigen.

Die einheimische historiographische Tradition hat Sībawaih als Vertreter, ja als Meister (*imām*) der sog. Schule von Basra (am Persischen Golf) betrachtet. Die mit der basrischen Richtung konkurrierende Schule von Kufa<sup>93</sup> (bei Baghdad) soll sich erst nach Sībawaihs Tode, also ab dem 9. Jh. n. Chr. richtig entwickelt haben.<sup>94</sup> Grob läßt sich der Unterschied zwischen diesen beiden Schulen so kennzeichnen, daß die Basrer sich vor allem darum bemühten, eine geschlossene systematische Grammatik zu entwerfen, während sich die Kufer mehr um philologische Details, wie sie insbesondere bei der Interpretation poetischer Texte auftreten, kümmerten. In ihrem grammatischen Instrumentarium unterschieden sich die beiden Richtungen nicht grundlegend; für beide war das Analogieprinzip (*qiyās*) grundlegend, das sie jedoch nach verschiedenen strengen Kriterien angewandt haben. Die Kufer handhabten dieses Prinzip sozusagen kreativer, sie extrapolierten damit auch nichtbelegte Formen, während für die Basrer als Hauptbedingung einer gültigen Anwendung dieses Prinzips das Kriterium der textuell belegten Überlieferung wichtiger war: nur belegte Wortformen und Konstruktionen konnten die Basis einer *qiyās* sein.

Das 10. Jh. n. Chr. wird in der Historiographie als die Baghdader Periode bezeichnet. Der Beitrag der arabischen Grammatiker in diesem Zeitraum bestand zum einen darin, aus den überlieferten

<sup>93</sup> Von diesem Ortsnamen leitet sich auch die Bezeichnung für die älteste arabishe Schrift, die Kufische, ab. Sie wurde später durch die heute noch übliche Neski-Schrift abgelöst.

<sup>94</sup> Versteegh (unveröff.), auf den wir uns weitgehend stützen, gibt 4.2.2.2. Einzelheiten mit Namen, Daten und Werktitel aus der Epoche der zwei Schulen.

Analysen (sowohl der Basrer als auch der Kufer) eine Auswahl zu treffen, aber auch partiell neue Lösungen vorzuschlagen; zum anderen versuchten sie – und hier macht sich eine neue Richtung bemerkbar –, den überlieferten Beschreibungen und Regeln ein festeres theoretisches Fundament zu geben. Eines der Hauptziele war dabei, eine Art von Erklärungsadäquatheit für grammatische Beschreibungen dadurch zu erreichen, daß rationale Gründe (*ʿilal*) für die Regeln einer Grammatik angegeben wurden. Für diese Zielsetzung sind besonders zu nennen Ibn as-Sarrāğ († 316/928) und Ibn Ğinnī († 392/1002); letzterer wird als der bedeutendste Grammatiker dieser Periode angesehen. Beide bekannten sich übrigens zur muʿtazilitischen Richtung innerhalb des Islams (eine rationalistische, sozusagen aufklärerische Koran-Theologie). Für die Muʿtaziliten war der Koran etwas von Menschen Geschaffenes; allgemein verstanden sie den Menschen als ein freies, selbstverantwortlich handelndes Wesen. Konsequenterweise waren sie auch vom auf menschlichen Konventionen beruhenden Ursprung der Sprache überzeugt. Ibn Ğinnī nimmt diese These auf und erörtert sie im Vergleich mit der von Ibn Fāris († 395/1004) vertretenen Position vom göttlichen Ursprung der Sprache; er schlägt aber auch noch eine dritte Alternative (Ursprung der Sprache in Naturlauten) vor und kommt letztlich zu dem Ergebnis, daß es auf die Frage des Sprachursprungs keine endgültige Antwort gebe.

In die Baghdader Periode fällt auch ein eindeutig feststellbarer Einfluß der griechischen Wissenschaftstradition – Bagdad war das Zentrum der Übersetzungen<sup>95</sup> –; dieser Einfluß erstreckte sich auf alle weltlichen Wissenschaften. Im Vordergrund stehen zwar die Medizin und die Naturwissenschaften, jedoch hat al-Fārābī († 339/950) selbst und über seinen Schüler Ibn as-Sarrāğ die arabische Sprachwissenschaft mit vor allem aristotelischen Doktrinen im philosophischen und logischen Bereich beeinflusst.<sup>96</sup> In diesen Kontext gehört die im nächsten Abschnitt vorgestellte Disputation zwischen as-Sirāfī und Mattā.

Über die nachklassische Periode (etwa ab dem 12. Jh. n. Chr.)

<sup>95</sup> Cf. hierzu Versteegh 1980, 41 ff.

<sup>96</sup> Zu al-Fārābī (lat.: Alfarabius) sprachtheoretischen Auffassungen cf. Haddad 1967 und Gätje 1971; zu al-Fārābī Position, das Verhältnis von Logik und Grammatik betreffend, cf. Haddad 1969.

soll entsprechend den Zielsetzungen unseres kurzen arabistischen Kapitels nichts berichtet werden. Versteegh (erscheint, 4.2.2.4.) gibt darüber einen gut dokumentierten Überblick.

Als Nachbemerkung soll auf Carters Edition (1981, Übersetzung und Kommentar) von aš-Širbīnīs († 1570 n. Chr.) Kommentar zur *Einführung in die Grammatik des Arabischen* (= *at-Ājurrūmiyya*) des Ibn Ājurrūm († 1323 n. Chr.) hingewiesen werden. Damit liegt ein Werk aus der Spätphase der arabischen Grammatiktradition vor, das auch von Nichtspezialisten benutzt und studiert werden kann. Carter (1981, V):

If the *Ājurrūmiyya* is the quintessence of Arabic grammar, then aš-Širbīnī's commentary on it is surely the essence [. . .] it is the distillation of some nine centuries of linguistic speculation; what is left is both wholly unoriginal and entirely typical of a discipline which had already reached its peak more than two hundred years before aš-Širbīnī's death in 1570. It is, therefore, an ideal introduction to the vast technical literature devoted to the preservation and propagation of one of the world's few divine languages [. . .]

Im folgenden sollen die wesentlichen Punkte samt Rhetorik und Argumentationsstrategien einer Disputation nachgezeichnet werden, die im Jahre 320/932 in Baghdad zwischen Abu Saʿīd al-Sīrāfi und Abū Bishr Mattā ibn Yūnus stattgefunden hat. al-Sīrāfi (= S.) (290–368/893–979) war ein Theologe, Jurist und Grammatiker, der die klassische arabische Tradition verkörperte. Mattā (= M.) (ca. 256–328/870–940) ein nestorianischer Christ aus Mesopotamien und ein Vertreter der aristotelischen Logik.<sup>97</sup>

Als Textgrundlage nehmen wir die neueste französische Übersetzung (Abderrahmane 1978) dieser für die Geschichte der arabischen Sprachwissenschaft wichtigen Disputation, die von Abū Ḥayyān al-Tawḥīdī (310–414/922–1023) einige Jahrzehnte nach ihrem Stattfinden aufgrund des Berichts eines Augen- und Ohrenzeugen, ʿAlī Ibn ʿIsā ar-Rummānī († 384/994), niedergeschrieben wurde.<sup>98</sup>

<sup>97</sup> Zu den Lebensdaten gibt es verschiedene Angaben; cf. z. B. Mahdi (1970, 54) und Abderrahmane (1978, 310); in diesen Arbeiten sind auch weitere primär- und sekundärbibliographische Angaben zu finden, die wir hier, da es uns primär um eine internalistische Darstellung geht, nicht im einzelnen aufführen.

<sup>98</sup> Abderrahmane 1978 basiert auf Sandūbī (1929, 68–87), hat jedoch auch eine frühere englische Übersetzung (Margoliouth 1905), die auf andere Quellen zurückgeht, konsultiert.



Aus der Tatsache, daß al-Tawḥīdī sowohl bei S. als auch bei al-Rummānī arabische Grammatik studiert hat,<sup>99</sup> erklärt sich – zumindest zum Teil – die beträchtliche Ungleichgewichtigkeit in der Darstellung der jeweiligen Argumentationen von S. und M.: S.s Äußerungen werden weitaus detaillierter und umfänglicher referiert als diejenigen von M. Hierauf ist natürlich bei der Interpretation und Bewertung der jeweiligen Argumente zu achten.

al-Tawḥīdīs Bericht über die Disputation beginnt mit einer Schilderung der äußeren Umstände ihres Zustandekommens. Demnach fand sie unter dem 'Vorsitz' des Wesirs al-Faḍl ibn Jaʿfar ibn al-Furāt (Minister des Abbasiden-Kalifs al-Muqtadir) in dessen Salon unter Anwesenheit zahlreicher Gelehrten und Notabeln statt (solche Streitgespräche waren zu jener Zeit in Bagdad eine feste Institution).

Der Wesir fordert einen der anwesenden einheimischen Gelehrten auf, mit M. über die Qualitäten der von diesem vertretenen aristotelischen Logik, die es allein gestatte, das Richtige vom Falschen, das Gute vom Schlechten, das Sichere vom Zweifelhaften etc. zu unterscheiden, zu streiten und M. zu widerlegen. Schon daraus wird deutlich, daß es sich letztlich um einen ideologischen Kampf zwischen den einheimischen arabischen wissenschaftlichen (inklusive theologischen) Doktrinen samt ihren Grundlagen und einer fremden, griechischen Wissenschaft, die insbesondere über syrische Zwischenstufen im 10. Jh. n. Chr. durch Übersetzungen ins Arabische die einheimischen Doktrinen zu beeinflussen begann, handelt. S. erklärt sich schließlich bereit, den Disput gegen M. zu führen.

Nach der überlieferten Darstellung beginnt S. den Disput, indem er M. auffordert, über die Logik zu sprechen. S. gibt auch gleich zu Beginn eine Bedingung an, deren Erfüllung er für essentiell erachtet, damit für ihn und die Anwesenden die Diskussion sinnvoll und zufriedenstellend sein kann: nur dann, wenn die Anwesenden den Sinn dessen, was M. vorträgt, erfassen können, sei es möglich, die Vorteile und Nachteile von M.s Behauptungen abzuwägen. S. impliziert damit, daß die im Disput verwendete Sprache, die Terminologie und die damit verbundene Begrifflichkeit allen gemeinsam sein

<sup>99</sup> Mahdi 1970, 58; Abderrahmane (1978, 310) berichtet jedoch, daß al-Tawḥīdī auch Schüler von Abū Sulaymān (dieser wiederum ein Schüler von M.) gewesen sei.

müsse (eine Forderung, die, wie noch zu sehen sein wird, keineswegs selbstverständlich ist).

In seiner Antwort vergleicht M. die Logik, die ein Instrument sei, um gültige, sinnvolle Äußerungen von sinnlosen und das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, mit einer Waage, die es erlaube, jeweils einen Überschuß oder einen Mangel festzustellen. Seine Erwiderung beginnt S. – rhetorisch geschickt (dies gilt für die meisten seiner Repliken) – mit einem kategorischen „Du irrst dich“ bzw. mit pragmatischen Äquivalenten wie „Du hast unrecht“ oder einmal sogar mit „Deine Antwort ist dumm“. In der Sache läuft S.s Gegenargument darauf hinaus, daß er den menschlichen Verstand als dasjenige betrachtet wissen will, mittels dessen wir vernünftig reden und wissenschaftliche Forschung betreiben. Auf M.s Vergleich mit der Waage eingehend, gesteht S. zwar zu, daß damit Gewichtsunterschiede gemessen werden könnten, jedoch sei es unmöglich, mittels einer Waage die Natur der gewogenen Sache zu erkennen. Erkenntnisse letzterer Art müsse man aber haben, um zu wahren Aussagen gelangen zu können. Im übrigen könne man nicht alles wiegen; je nach der Art eines Gegenstandes und des Erkenntnisbedürfnisses würden Instrumente für verschiedene Längen- oder Flächenmaße oder auch nur eine Schätzung angemessen sein. Wenn dies schon für sichtbare Körper gelte, dann mit viel größerem Recht für geistige Gegenstände. Denn die Wahrnehmungsempfindungen seien ja Reflexe von Ideen, die durch Wahrnehmungen mehr oder weniger genau erfaßt würden. Damit gibt S. seinen platonistischen Standpunkt zu erkennen, im Gegensatz zu M.s „akademischem Aristotelismus“<sup>100</sup>.

S. führt zum Ende seiner Antwort auf M.s ersten Beitrag, den er in der Substanz als widerlegt betrachtet, ein Zusatzargument ein, mit dem Ziel, M.s Logik von einer anderen Seite her unter Feuer zu nehmen:

Wenn die Logik von einem Griechen in natürlicher Übereinstimmung mit der Struktur der griechischen Sprache, wie sie von allen Griechen konventionell anerkannt ist, geschaffen worden ist, woher kommt es dann, daß die Türken, Hindus, Perser und Araber diese Logik als Gegenstand ihres Nachdenkens nehmen und sie als Richter darüber, was sie akzeptieren bzw. ablehnen, annehmen sollten?

<sup>100</sup> Cf. Mahdi 1970, 59: “. . . the underlying philosophic [sic] issue in the debate is a conflict between popular Platonism and academic Aristotelianism . . .”

M. geht daraufhin auf S.s Gegenargument zu seiner instrumentalen Explikation der Logik nicht mehr ein, sondern nimmt S.s Bedingungssatz von der Abhängigkeit der Logik von der Struktur des Griechischen scheinbar an (ein verhängnisvoller Fehler für die weitere Entwicklung seiner Argumentation) und versucht zu zeigen, daß die Menschen sich in ihren begrifflichen Operationen gleich verhalten (sein Beispiel  $4 + 4 = 8$ ); die Logik sei eben genau das Studium der vom Verstand erfaßten Gegenstände.

S. räumt ein, daß wenn das, was der Verstand – ausgedrückt durch Wörter – zu erkennen versuche, sich auf solche Begriffe und Operationen wie in H.s Additionsbeispiel reduzieren ließe, keine Meinungsunterschiede bestehen würden. S. bestreitet aber M.s Bedingungssatz (er macht also genau nicht M.s Fehler, die Voraussetzungen eines Arguments des Gegners nicht zu untersuchen). S. weist M.s Beispiel als Täuschung zurück und stellt seinerseits eine bedingte verneinte Frage, die eine positive Antwort nahelegt:

Wenn man zu den erkennbaren Gegenständen und zu den Begriffen nur durch die Vermittlung der Sprache gelangt, ist es dann nicht notwendig, alle Eigenschaften der Sprache zu kennen?

In seiner Reaktion darauf unterlaufen M. gleich zwei Fehler: einmal antwortet er mit einem einfachen „Ja“ (damit zeigt er, daß er sich auf Arabisch nicht korrekt ausdrücken kann; er hätte sagen müssen „Doch“ [arab. *balā*]), zum anderen versäumt er es wieder, S.s Bedingungssatz inhaltlich anzugreifen. Natürlich rügt S. sofort M.s Verstoß gegen die arabische Sprachnorm, und M. akzeptiert dies.

S. beharrt dann auf seiner zuvor schon vorgebrachten Voraussetzung von der Abhängigkeit der Logik von der Struktur des Griechischen (die M. nicht explizit zurückgewiesen hatte) und knüpft daran gleich eine für M.s Position schädliche Konsequenz:

Du lädst uns ein, nicht die Logik, sondern eher die griechische Sprache zu studieren. Nun kennst du aber diese Sprache selbst nicht, sie ist eine tote Sprache. Wenn Du aus dem Syrischen übersetzt, was geschieht dann mit den Ideen, die sich auf dem Wege der Übersetzung vom Griechischen ins Syrische und dann ins Arabische verändern?

M. bestreitet nicht, daß es sich beim Griechischen um eine tote Sprache handele, behauptet aber, daß eine Übersetzung die einmal gewonnenen Erkenntnisse und darin ruhenden Wahrheiten getreu vermitteln könne. Allerdings geht M. wiederum nicht auf S.s beinahe schon polemische Feststellung ein, daß er Arabern zumuten wolle,

gar nicht die Logik, sondern die tote griechische Sprache zu studieren. (S. zeigt damit zum einen seinen Stolz auf seine eigene lebendige Sprache, das Arabische, das als Verständigungsmittel für alle damaligen wissenschaftlichen Probleme dienen kann, zum anderen – wie der Fortgang der Diskussion zeigt – impliziert er damit zumindest seine Skepsis gegenüber der Möglichkeit, die semantischen und insgesamt die kommunikativen Konventionen, die das Verständnis von Äußerungen in einer Sprachgemeinschaft detailliert steuern, im Falle einer toten Sprache exakt rekonstruieren zu können.)

Im folgenden vertieft S. seine Skepsis gegenüber der Möglichkeit sinngetreuer Übersetzungen noch weiter, indem er eine Reihe starker Bedingungen aufstellt, die ein Übersetzer bei seiner Arbeit erfüllen müßte (der Sinn des Originaltexts darf in keiner Weise verzerrt werden; es darf nicht zuviel hineingelesen werden, es darf aber auch nichts fehlen; die Hierarchie der Begriffe darf nicht verändert werden u. ä.). S. kommt zum Schluß, daß all dies kaum möglich sei, weil die jeweiligen speziellen einzelsprachlichen Strukturen einem solchen Ziel im Wege stünden.

Auf den sich anschließenden Teil der Disputation, der durch S.s Vorwurf an M., ob denn nur griechische Wissenschaft und Philosophie zur Wahrheit zu führen vermögen, gehen wir hier nicht weiter ein. (Es geht auf seiten von S. um eine mit scharfer Rhetorik geführte Argumentation mit dem Ziel, die Erkenntnisse der griechischen Philosophen im Vergleich zu den Erkenntnissen von Wissenschaftlern aus anderen Kulturbereichen zu relativieren.)

Im Verlaufe der Disputation wird immer deutlicher, daß S. es ist, der die Diskussion steuert; durch seine Behauptungen, Schlußfolgerungen und Fragen sieht sich M. immer mehr in die Ecke getrieben. Dies wird beim folgenden Punkt ganz deutlich, wenn S. den M. ersucht, auf der Basis der aristotelischen Logik Auskunft zu geben über die Bedeutung(en), die syntaktischen Regeln und die Gebrauchsbedingungen der arabischen Konjunktion *wa* ("und").

M. zieht sich zurück; er habe die arabische Grammatik nicht studiert, der Logiker habe dies nicht nötig, wogegen der Grammatiker sich sehr wohl der Logik bedienen müsse. Die Logik studiere die Begriffe, der Grammatiker die Wörter. Der Begriff oder die Bedeutung sei höher einzuschätzen als das Wort.

S.s Gegenposition hierzu: die Logik, die Grammatik, das eindeutige und korrekte Sprechen etc. (S. zählt verschiedene Typen von Redehandlungen auf) gehören aus Gründen der Ähnlichkeit und Analogie in *eine* Domäne der Wissenschaft. Diese unitaristische Haltung, die uns heute seltsam modern anmutet, belegt S. mit mehreren Beispielen (z. B. widersprüchliche oder sinnlose Äußerungen).

Für S. heißt dies jedoch nicht, daß er Grammatik und Logik miteinander identifiziert. Unter "Logik" (*manṭiq*) versteht S. etwas Prozessuales, genauer den jeweiligen Gebrauch einer Sprache, der den Kriterien der Vernünftigkeit (z. B. Konsistenz) und Wahrheit genügen soll; Grammatik sei dagegen die Menge von Regeln, die aus den gesellschaftlich akzeptablen Mengen von sprachlichen Äußerungen hinsichtlich ihrer Phonologie, Morphologie, Syntax und Semantik extrahiert werden können.

Nachdem S. noch einmal festgestellt hat, daß sowohl das grammatisch korrekte Sprechen (*lafz*) als auch die vernünftige, 'logische' Qualität von Äußerungen (*nutq* = verbale Basis zu *manṭiq* "Logik") zwar auf verschiedenen Ebenen, aber immer innerhalb einer bestimmten Sprache und Beschreibung derselben anzusiedeln sind, begründet er diese Unterscheidung mit Erklärungen, die auf letztlich platonistischen Prämissen beruhen: der wesentliche Unterschied zwischen einem Wort als Einheit der sprachlichen Ausdrucksebene und seiner Bedeutung bestehe darin, daß das erstere etwas Natürliches, etwas Materielles sei und demzufolge vergänglich sei, die Bedeutung dagegen etwas Geistiges, etwas, das im Verstand und in der Vernunft – die göttlichen Ursprungs seien – beheimatet und deshalb als 'intelligible Ideen' unzerstörbar sei. S. vergleicht dieses Verhältnis mit der Beziehung zwischen einem tönernen Gefäß, in dem sich die Idee eines Gefäßes in Form und Funktion materiell manifestiert. Nur durch eine solche materielle Manifestation können Menschen Zugang zu Ideen finden und sie anderen mitteilen.

Im Fortgang der Disputation arbeitet S. seine grundsätzliche Differenz mit M.s Auffassungen noch deutlicher heraus: Für S. kann – nach dem eben Gesagten – M.s Logik nur Teil einer Theorie der griechischen Sprache sein; da das Griechische des Aristoteles aber keine lebende Sprache mehr ist und sie deshalb von M. nur unvollständig beherrscht werden kann, da außerdem das Syrische als

Übersetzungszwischenstufe eingeschaltet wurde und – ein immer wieder von S. gegen M. geradezu genüßlich vorgebrachter Vorwurf – M. des Arabischen kaum mächtig ist (diejenige Sprache, in der er gezwungen ist, seine Lehre vorzutragen), sieht S. keine Notwendigkeit – sogar kaum eine Möglichkeit –, sich mit M.s Auffassungen ernsthaft auseinanderzusetzen. Nach S.s Grundsätzen erfüllt jemand, der einer bestimmten Sprache nicht vollständig mächtig ist und darüber hinaus auch nicht ihre Grammatik kennt, gar nicht die Voraussetzungen, über die Kunst des vernünftigen Redens zu diskutieren; der Zugang hierzu führt nur über die möglichst vollständige Beherrschung einer Sprache und ihrer Grammatik.

Man könnte also sagen, daß S. gewissermaßen eine ‘ordinary language philosophy’ *avant la lettre* vertritt, insofern für ihn Sprache sowohl Mittel der Verständigung als auch Erkenntnisquelle zur Lösung sprachtheoretischer und damit auch logischer Probleme ist.

Weiterhin wendet sich S. gegen die von M. zumindest implizit (durch seine als Übersetzer praktizierte Überzeugung, daß der Sinn eines Textes in einer bestimmten Sprache genau in eine andere Sprache übertragen werden könnte) vertretene These von der kategorialen und semantischen Gleichartigkeit verschiedener Sprachen; S. versucht demgegenüber Beweise für die Verschiedenheit der Sprachen unter dem genannten Gesichtspunkt beizubringen:

Keine Sprache entspricht einer anderen unter allen Gesichtspunkten wie z. B. der Semantik des Nominal-, Verbal- und Partikelbereichs, der Arten der Zusammenfügung [Satz- und Wortbildung], der Metaphorik, der Regeln ihrer Prosa und Poesie etc.

Nachdem M.s Inkompetenz im Bereich der arabischen Grammatik offenkundig geworden war, stellt ihm S. eine Frage, die mehr mit ‘logischen’ Beziehungen zwischen Begriffen als mit sprachlichen Formen zu tun hat:

S.: „Was sagst du zu dem Satz ‚Zayd ist der beste der Brüder‘?“

M.: „Er ist richtig.“

S.: „Und was sagst du von diesem: ‚Zayd ist der beste seiner Brüder‘?“

M.: „Er ist auch richtig.“

S.: „Wenn beide richtig sind, worin besteht dann der Unterschied zwischen beiden?“

An dieser Stelle fügt der Berichterstatter al-Tawhīdī folgende Bemerkung über M.s Verhalten ein: „Bei dieser Frage zeigte M.

Ermüdungserscheinungen und neigte sich auf die Seite; sein Mund wurde trocken.“

S. fährt fort:

„Du hast dumm und ohne Urteilsvermögen geantwortet. Deine Antwort auf die erste Frage war richtig, obwohl du nicht weißt warum; deine Antwort auf die zweite Frage war falsch, obwohl du auch hier nicht weißt warum.“

M.: „Sei deutlicher, welches sind die Fehler, die du so sehr verdamms?“

S.: „Um die Antwort zu bekommen, mußt du in meine Lehrveranstaltungen kommen.“ [. . .]

Wir bekommen hier einen deutlichen Eindruck davon, wie der Dialog damals abgelaufen ist und wie S. seine Überlegenheit rhetorisch-polemisch gegenüber M. und zum Vergnügen der übrigen Anwesenden zeigt.

S. weigert sich zunächst, dieses einfache Problem zu klären, er ist besorgt, daß sich sonst der Wesir langweilen könnte. Dieser bedrängt S. jedoch, das Problem aufzuklären. Wie S. dies bewerkstelligt, darf als ein Kabinettstückchen in angewandter Mengenlehre bezeichnet werden (er macht es ganz ausführlich, didaktisch sehr geschickt, so daß es schließlich der Dümme begreifen muß):

[. . .] Der Unterschied zwischen beiden Sätzen besteht darin, daß die Brüder von Zayd etwas anderes sind als Zayd, Zayd ist in ihnen nicht enthalten [er ist kein Element dieser Menge]. Der Beweis dafür ist, daß wenn jemand fragt „Welches sind die Brüder von Zayd?“ es falsch ist zu antworten: „Zayd, <sup>c</sup>Amr, Bakr, Ḥālid“; es kann nur heißen „Bakr, <sup>c</sup>Amr, Ḥālid“, Zayd fällt nicht unter sie. Da Zayd außerhalb seiner Brüder steht, ist er folglich ein Glied [Element] für sich. Deshalb ist es ausgeschlossen, daß er „der beste *seiner* Brüder“ sein kann, wie auch dein Esel nicht der beste der Maultiere sein kann, da der Esel sich von den Maultieren unterscheidet wie Zayd von seinen Brüdern. [Natürlich nur hinsichtlich des jeweiligen Disjunktseins der Mengen bzw. des Nichtenthaltenseins des Individuums Zayd in der Menge seiner Brüder.]

Dagegen ist der Satz „Zayd ist der beste der Brüder“ korrekt, denn hier ist er einer der Brüder; er ist ein Element [der Menge] der Brüder. Es ist klar, daß wenn man dich fragt „Welches sind die Brüder?“ du antworten wirst: „Zayd, <sup>c</sup>Amr, Bakr, Ḥālid“; dies ist ähnlich deiner Äußerung „Dein Esel ist der lebhafteste der Esel“.

[. . .]

Nach diesen Ausführungen bezeugt der Wesir Ibn al-Furāt seine große Wertschätzung für die Wissenschaft von der Grammatik.

S. wendet sich nach einigen Erläuterungen über die Gegenstände der Grammatik wieder M. zu und stellt die rhetorische Frage:

Weißt du nicht, Abu Bishr, daß das Wort *Rede* ein Substantiv ist, das sich auf Gegenstände bezieht, die auf mehreren Ebenen strukturiert sind?

Auch diese Frage erläutert S. durch einen Vergleich auf einer elementaren Ebene: Ein Gewand bedarf zu seiner Herstellung verschiedener Materialien und Verfahren: Wolle muß gesponnen werden, beim Weben ergeben die Kettenfäden ohne die Schußfäden kein Gewebe, beide sind notwendig. Der Aufbau der Rede ist der Herstellung eines Gewandes recht ähnlich. Die überzeugende Klarheit der Rede erinnert an den Glanz des gereinigten Gewebes, die Feinheit der Fäden ähnelt der Eleganz der Wortwahl etc. Ein Gewand kann nur entstehen, wenn alle notwendigen Produktionsgänge durchlaufen werden.

Nach alldem versucht sich M. ein letztes Mal zur Wehr zu setzen, indem er S. androht, daß dieser, wenn M. ihn mit logischen Problemen überschütte, in derselben mißlichen Lage sei, in der M. sich beim jetzigen Stande der Diskussion befindet.

Doch S. läßt sich davon überhaupt nicht beeindrucken; in seinem längsten Redebeitrag (in der Textfassung von Abderrahmane 1978: 319–322) läßt er – wenn wir der Darstellung des Berichterstatters al-Tawḥīdī glauben wollen – M. überhaupt nicht mehr zu Wort kommen.

S. nennt noch einmal seine Bedingungen, unter denen er sich bereit erklärt, über alles, was M. vorbringt, mit ihm zu diskutieren: M.s Äußerungen müssen entsprechend den sprachlichen Konventionen einer Gesellschaft sinnvoll sein, wenn jedoch seine Äußerungen diesem Kriterium nicht genügen, würde er nicht antworten.

Im einzelnen wirft S. in seiner Generalabrechnung seinem Gegner Unfähigkeit vor: er beherrsche das Arabische nicht, er wolle die Unwissenden mit seiner Pseudo-Wissenschaft verwirren, er sehe in den syllogistischen Figuren des Aristoteles etwas Magisches etc. Statt dessen plädiert S. für eine „natürliche Logik“, die sich aus der geübten Urteilskraft eines gebildeten Menschen mit Gottes Hilfe von selbst ergebe. In diesem Zusammenhang stellt S. den künstlichen logischen Schemata des M. Maximen entgegen, die sich aus der natürlichen vernünftigen Verwendung der Sprache von selbst ergeben (und die entfernt an Grices Konversationsmaximen erinnern):



Verstehe erst einmal selbst, was du sagst [bzw. sagen willst], dann versuche dich so auszudrücken, daß die anderen dich verstehen können, und verwende die Wörter genau ihrer Bedeutung entsprechend, so daß dabei keine Unschärfen auftreten.

Als positives Beispiel hierfür und um die Kraft der natürlichen Logik zu zeigen, führt S. die Praxis der islamischen Theologen und Juristen an, die unter anderem sogar in der Lage seien, aus der Aussage nur eines Prozeßbeteiligten die möglichen Gegenpositionen abzuleiten und die Wahrheitsanteile beider Positionen zu bestimmen.

S. schließt seine Ausführungen mit einer Anrufung Allahs, der uns vor Irrtum schützen möge, uns seine Hilfe gewähren möge, damit wir sinnvoll sprechen und unsere Handlungen richtig und gerecht ausführen können.

## ZUR SPRACH- UND GRAMMATIKAUFFASSUNG VON JUAN LUIS VIVES (1492–1540)

In diesem Kapitel soll keine Epoche oder Schule dargestellt werden, vielmehr sollen einige kommunikations- und sprachtheoretische Aspekte aus dem enzyklopädisch ausgedehnten Werk eines der hervorragendsten Vertreter der Renaissance und des Humanismus beleuchtet werden. Obwohl Vives zu den Denkern gehört, die sich mit sprachlichen Problemen auf vielseitige Weise auseinandergesetzt haben, ist er von der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung bisher fast ganz vernachlässigt worden.<sup>101</sup> Andere Wissenschaften dagegen, z. B. die Psychologie und Pädagogik, haben Vives seit dem ausgehenden 19. Jh. als einen ihrer Gründerväter für sich reklamiert.<sup>102</sup> Philosophiehistoriker haben Vives immer als einen herausragenden Vertreter eines aufklärerischen Humanismus anerkannt und seinen Einfluß auf Denker wie Bacon und Descartes gebührend gewürdigt.<sup>103</sup>

Als Orientierungshilfe für ein weiterführendes Studium der Sprachwissenschaft im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus sei auf Percivals Kapitel "The Grammatical Tradition and the Rise of the Vernaculars" in Band 13 (231–275) von *Current Trends in Linguistics* (1975) verwiesen. Eingangs problematisiert Percival den Terminus Renaissance als Epochenbegriff. Er betrach-

<sup>101</sup> Im Index von vol. 13 (1975), *Historiography of Linguistics* der Reihe *Current Trends in Linguistics* (ed. Sebeok) taucht der Name Vives genau einmal auf, und dabei handelt es sich aber nur um einen bibliographischen Verweis auf Coseriu 1971 a, mit dem wir uns noch auseinandersetzen werden. Nuchelmans (1980, 147f.) diskutiert Vives kurz im Zusammenhang mit terminologischen Fragen (*enuntiatio* für 'Aussagesatz' und *objectum/dictum* für 'Subjekt/Prädikat').

<sup>102</sup> Cf. z. B. Höffding 1895: vol. I, Buch 1; Hoppe 1901; Hause 1890, Burger 1914; Ilg 1931; Dilthey 1914 betrachtet Vives als den ersten bedeutenden Autor der Neuzeit auf dem Gebiet der Anthropologie. Zur Rezeption der einschlägigen Arbeiten von Vives in den Staatswissenschaften cf. Kohut 1983.

<sup>103</sup> Cf. z. B. Bonilla y San Martín 1903, Cassirer 1906, Lefèvre 1957, Monsegú 1961, Noreña 1970.

tet nach Abwägung verschiedener Positionen die Sprachwissenschaft der Renaissance als eine Weiterentwicklung eines Zweiges der mittelalterlichen Grammatikforschung und begrenzt diesen geographisch auf die Provence und auf Norditalien – chronologisch läßt Percival diese Entwicklung im 13. Jh. beginnen. Im übrigen gelehrt Europa dauerte dagegen die Herrschaft mittelalterlicher sprachlogischer und grammatiktheoretischer Doktrinen (besonders die Richtung der *grammatica speculativa*<sup>104</sup>) mindestens bis zum Ende des 15. Jh. (wobei auch dann kein radikaler Bruch oder Paradigmenwechsel angenommen werden darf, da wichtige Elemente der mittelalterlichen Sprach- und Grammatiktheorie noch in Werken des 17. Jh. zu finden sind<sup>105</sup> und kaum merklich in das Paradigma der rationalistischen Grammatik übergehen). Percival gibt schließlich zwei Kriterien an, die ihm für die Unterscheidung zwischen mittelalterlicher und der Sprachwissenschaft der Renaissance und des Humanismus brauchbar scheinen; ein wissenschaftsinternes: das Einsetzen radikaler Kritik am traditionellen Kategoriegebäude der mittelalterlichen Sprachlogik und Grammatiktheorie (hier nennt Percival insbesondere das epochemachende Werk des älteren Scaliger *De causis linguae latinae* [1540]; ein früheres und methodologisch stärker reflektiertes Beispiel bietet Vives mit seiner Schrift *In pseudodialecticos* [1519], den Percival aber nicht erwähnt). Als zweites Kriterium kann mit guten Gründen gelten das Erscheinen erster Versuche, sog. Vulgärsprachen (*linguae vernaculae*) grammatisch zu beschreiben. Percival gibt als deutliches Beispiel dafür Nebrijas *Gramática sobre la lengua castellana* (1492) an. Wie Percival zeigt (247f.), war man im Mittelalter und noch bis zur Mitte des 16. Jh. der Meinung, daß andere Sprachen als das Lateinische und Griechische (und schließlich das Hebräische) in keinem Grammatikschema (und das hieß natürlich das traditionelle priscianische Schema der Lateingrammatik) erfaßt werden könnten. Es ist nun nicht überraschend, daß es ein Italiener war – Leon Battista Alberti –, der um die Mitte des 15. Jh. mit seinen *Regole della lingua fiorentina* zeigte, daß es möglich war, für eine 'Vulgärsprache' eine Grammatik zu schreiben.

<sup>104</sup> Cf. Bursill-Hall 1971.

<sup>105</sup> Z. B. Caramuel 1654 und – von diesem beeinflusst – Wilkins 1668; cf. auch Salmon 1979.

In seinem Renaissancekapitel legt Percival den Schwerpunkt auf grammatische und lexikalische Werke im engeren Sinne; von daher ist es verständlich, daß er Autoren wie Juan Luis Vives und Nikolaus von Kues, deren Werke stärker zur Philosophie und Pädagogik bzw. zur Theologie tendieren, in seiner Diskussion nicht berücksichtigt.

Im übrigen bietet Percival aber einen guten Überblick über die Entwicklung der grammatischen Tradition von der Mitte des 14. bis zum Ende des 16. Jh. Inhaltlich beschäftigt er sich mit den spätmittelalterlichen lateinischen Grammatiken italienischer und provenzalischer Herkunft, den lateinischen Grammatiken der Humanisten, den griechischen Grammatiken des späten Mittelalters und der Renaissance und schließlich mit den Versuchen, den sog. Vulgärsprachen ein grammatisches Gerüst zu geben. Dieses Schema verwendet er sowohl für die Beschreibung primärer Quellen als auch für seine Diskussion der Sekundärliteratur.

Außer auf Percivals keineswegs nur als Forschungsbericht zu wertende Arbeit sei aus der nicht sehr zahlreichen neueren Sekundärliteratur zur Sprachwissenschaft der Renaissance und des Humanismus noch kurz auf zwei recht verschiedenartige Studien hingewiesen:

a) auf Claude-Gilbert Dubois' *Mythe et Langage au seizième siècle*, Bordeaux: Ducros 1970 (von Percival nicht erwähnt). Wie schon der Titel vermuten läßt, behandelt Dubois gerade nicht grammatische Manifestationen des Sprachdenkens im 16. Jh. Sein Ziel ist es vielmehr, denjenigen Reflexionen und Spekulationen über uns heute eher abseitig anmutende Aspekte der Sprache nachzuspüren, die in Bereiche der Mythologie der Sprache, des Sprachursprungs, der frühen Psychologie und Pathologie der Sprache, der Semiotik und Sprachsymbolik und des Sprachokkultismus hineinreichen. Die meisten dieser Fragestellungen des 16. Jh. erscheinen uns heute fremdartig; ein Grund dafür liegt sicher darin, daß sich seit dem 17. Jh. – bis heute – der Blickwinkel, unter dem Sprache betrachtet wird, in Abhängigkeit von einem sich zunehmend methodologisch verschärfenden Wissenschaftsideal wesentlich verändert – und das heißt auch: verengt – hat.

b) auf Read/Tretheweys "Two Renaissance Contributions to the Semantic Analysis of Language", *Vox Romanica* 35 (1976), 1–12. Im Sinne einer vorsichtigen Rekonstruktion oder Abbildung zentraler semantischer Positionen in Nebrijas *Gramática sobre la lengua castellana* (1492) und in Meigrets *Le Tretté de la Grammeire Francoeze* (1550) auf moderne sprach- und semantiktheoretische Ansätze gelingt es den Autoren, weiterführende Erkenntnisse der beiden bedeutenden Grammatiker über Sprachwandel, sprachliche Relativität, Strukturprinzipien des Wortschatzes, kontextuelle Einflüsse auf Wort- und Satzbedeutungen, Fragen der Homonymie und

Synonymie und der semantischen Kategorisierung des Wortschatzes (z. B. relationale Wörter) herauszuarbeiten.

Bevor wir zur Diskussion einiger kommunikations- und sprachtheoretischer Positionen aus Vives' Werken selbst kommen, soll in den folgenden zwei Abschnitten 1. eine kurze Darstellung der äußeren Lebensumstände zusammen mit der intellektuellen Entwicklung unseres Autors gegeben werden; daran schließt sich 2. eine Übersicht über die nicht sehr umfangreiche Sekundärliteratur zu den uns hier primär interessierenden linguistischen Aspekten von Vives' Werk.

Juan Luis Vives wurde am 6. März 1492, dem Jahre der Vollendung der *Reconquista*, in Valencia, der damals größten Stadt Spaniens, geboren. Er entstammt einer bürgerlichen Familie konvertierter Juden, ein Umstand, der für seinen weiteren Lebensweg zweifellos von wesentlicher Bedeutung gewesen ist. Während seiner Schul- und Studienzeit in Valencia wurden 1500 seine Tante Leonor Vives und sein Vetter Miguel wegen ihrer Rückkehr zum Judentum von der Inquisition zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Im Jahre 1509 verließ Vives Spanien – er sollte nie mehr zurückkehren –, um seine Studien an der Pariser Sorbonne fortzusetzen. Bis 1512 studierte er an der Fakultät der Freien Künste vor allem die damals noch herrschende scholastische Logik bzw. Dialektik. Er bekam den Doktorgrad verliehen, war aber der scholastischen Subtilitäten überdrüssig und verließ Paris, um sich in Brügge, der blühenden flandrischen Handelsstadt, als Privatgelehrter niederzulassen.<sup>106</sup> Dort knüpfte er auch erste Beziehungen zu Humanisten wie Erasmus, Craneveldt und Linacre. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich als Privatlehrer bei Bernard Valdaura, einem wohlhabenden Kaufmann, dessen Tochter Margarita er später (1524) heiratete. Anlässlich einer kurzen Rückkehr nach Paris machte er 1514 die Bekanntschaft des bedeutendsten französischen Humanisten und Philologen Guillaume Budé (Budaeus).

Während seines ersten Aufenthalts in Brügge verfaßte Vives zahlreiche kleinere theologische, philosophische und philologische Ab-

<sup>106</sup> Cf. Ijsewijns detaillierte Studie über Vives' Aufenthaltsorte in den Jahren 1512–1517 (Ijsewijn 1977).

handlungen (cf. Guy 1972, 211); es war jedoch seine polemische Schrift gegen die Pariser Sophisten und Pseudo-Dialektiker<sup>107</sup>, die ihm die Anerkennung bedeutender Humanisten wie Thomas More und Erasmus sicherte (cf. Fantazzi 1979, 7) und ihm eine Professur an der Universität von Löwen (1519–1522) eintrug. In Löwen kam er mit Gelehrten und Studenten zusammen, die in der kirchlichen Hierarchie später hohe und höchste Ämter bekleiden sollten (Papst Adrian VI. und Guillaume de Croy, Erzbischof von Toledo, der Vives am Hofe von Karl V. einführte). In dieser Zeit begann Vives – zusammen mit de Croy – auf Ersuchen von Erasmus an einer großen kritischen und kommentierten Ausgabe von Augustins *De Civitate Dei*<sup>108</sup> zu arbeiten.

Obwohl Vives sich zunehmender internationaler Anerkennung erfreuen durfte, waren seine Einkommensverhältnisse eher dürftig; um seine mageren Vorlesungsgelder aufzubessern, war er gezwungen, den Kindern in der spanischen Kolonie in Löwen Unterricht zu geben. Einen Ruf an die spanische Universität Alcalá de Henares, wo er die Nachfolge des berühmten Grammatikers Nebrija antreten sollte, lehnte er ab (zweifelloos aus Furcht vor den Verfolgungen der spanischen Inquisition, die denn auch nicht davor zurückschreckte, im Jahre 1529 die sterblichen Überreste seiner 1508 verstorbenen Mutter zu exhumieren und zu verbrennen). Die Ablehnung des spanischen Rufs fiel ihm um so leichter, als er durch Vermittlung seines Freundes und Förderers Franciscus Craneveldt<sup>109</sup>

<sup>107</sup> *In pseudo-dialecticos*, Schlettstatt 1519; kritische Edition (Einführung, Übersetzung und Kommentar) von C. Fantazzi 1979. Für diese Schrift gilt, was Maas (1978, 150) generell über Bedingungen eines veränderten Wissenschaftsverständnisses so formulierte: „Auch wenn die Reflexionsform nicht die der herrschenden Schule ist, so wird sie vorwiegend doch in Auseinandersetzung mit dieser erworben (indem die schulische Abstraktionsform gegen den Strich gebürstet wird).“

<sup>108</sup> Erstausgabe Basel 1522. 1546 von den Löwener Theologen wegen darin ausgedrückter unorthodoxer Ansichten verdammt und 1596 von Clemens VIII. auf den römischen Index verbotener Bücher gesetzt (cf. Fantazzi 1979, 8).

Ein ähnliches Schicksal mit beträchtlichen geistesgeschichtlichen Auswirkungen sollte über 100 Jahre später das Augustinus-Buch (1640) des Bischofs Jansen von Ypern haben. Beide Fälle dokumentieren überdeutlich die Unfähigkeit Roms, sich auf rationale Weise mit kritischen theologischen Positionen auseinanderzusetzen (zu Jansen und die Auswirkungen auf die Gemeinschaft der ‘Messieurs de Port-Royal’ cf. Brekle et al., unveröff.).

<sup>109</sup> Der Briefwechsel zwischen den beiden Humanisten liegt vor in: *Litterae*

1522 eine Professur am Corpus Christi College in Oxford antreten konnte. Dort vertiefte er seine Beziehungen zu englischen Humanisten wie John Fisher, Thomas Linacre, William Latimer, aber auch zu politischen Größen wie Kardinal Wolsey und dem Kanzler Thomas More. Über More erhielt Vives auch Zugang zum englischen Hof; er wurde Lehrer von Maria Tudor, der Tochter von Heinrich VIII. und Katharina von Aragon. Während seines Aufenthaltes in England verfaßte Vives zahlreiche pädagogische und politische Schriften, geriet aber dadurch mehr und mehr in Gegensatz zu den politischen Intentionen des Kardinals Wolsey. Vives unterbrach seine Beziehungen zu Brügge nicht; im Jahre nach seiner Heirat – 1525 – verfaßte er eine bedeutende sozialpolitische Abhandlung *De subventione pauperum*, die er dem Magistrat seiner Wahlheimat widmete.<sup>110</sup> Anders als bei seinen politischen Mahnschreiben, die er an Heinrich VIII. und Karl V. richtete, hatte Vives mit *De subventione pauperum* auch praktischen Erfolg, insofern einige flandrische Städte sich anregen ließen, die Armenfürsorge zu verbessern<sup>111</sup> – was aber den Generalvikar von Tournai – Nicolas de Bureau – nicht daran hinderte, Vives wegen seiner sozialkritischen Positionen der Häresie anzuklagen. Seine sonstigen politischen Schriften zeigen deutlich, daß Vives in der Reihe der Pazifisten und Sozialreformer einen hervorragenden Platz einnimmt.<sup>112</sup>

1529 verließ Vives England für immer, nachdem er bei Heinrich VIII. wegen seiner Loyalität zu Katharina von Aragon in ihrem Scheidungsstreit in Ungnade gefallen war. Während der elf Jahre, die ihm bis zu seinem Tode (6. Mai 1540) verbleiben sollten, lebte

*virovum eruditorum ad Franciscum Craneveldium*, ed. Henri de Vocht, Löwen 1929.

<sup>110</sup> Cf. die kommentierte Ausgabe dieses Werkes von Armando Saitta, Firenze 1973, und die neueste Diskussion politologischer und sozialwissenschaftlicher Ansätze in Vives' Werken in Kohut 1983. Hier finden sich auch reichhaltige Angaben zur Sekundärliteratur.

<sup>111</sup> Cf. Guy (1972, 138 ff.) und Fantazzi (1979, 10).

<sup>112</sup> Cf. auch Noreña (1970, 291 ff.), wo Vives' gespanntes Verhältnis zur amtskirchlichen Praxis und Ideologie beleuchtet wird. Guy 1972 gibt in den Kapiteln IV.–VI. (« La philosophie politique », « La doctrine de la paix » und in « La réforme sociale ») ebenfalls einen guten Überblick über diesen wichtigen Aspekt von Vives' Persönlichkeit und Schaffen.

und arbeitete er zurückgezogen in Brügge. In dieser Zeit entstanden seine wichtigsten philosophischen, sprachwissenschaftlichen und psychologischen Werke. Zuvörderst ist hier sein enzyklopädisches Werk *De disciplinis* (1531) zu nennen, das oft als Vorspiel zu Bacons *Instauratio* betrachtet worden war. Es besteht aus einem wissenschaftshistorischen bzw. -kritischen Teil (*De causis corruptarum artium*), in dem er die Entwicklung und den Zustand der ‘freien Künste’ erörtert (Grammatik, Dialektik, Rhetorik; Naturwissenschaften und Mathematik; Ethik und Rechtswissenschaft). Im zweiten Teil (*De tradendis disciplinis*) handelt er den Bereich der Pädagogik und Didaktik ab, wobei er der Rolle der Sprache besondere Aufmerksamkeit widmet. Zusammen mit seinen anderen pädagogischen Schriften (*De ratione studii puerilis* [verfaßt 1523, gedruckt 1540], *De institutione feminae christianae* [1523] und seiner in Gesprächsform gehaltenen *Exercitatio linguae latinae* [1539], die weit ins 17. Jh. hineinwirkte) errang er sich einen bedeutenden Platz in der Entwicklung der neueren Pädagogik und Didaktik.<sup>113</sup> Guy (1972, 212) zählt schließlich noch die philosophischen Abhandlungen *De prima philosophia*, *De explanatione cuiusque essentiae*, *De censura veri*, *De instrumento probabilitatis* und *De disputatione* als zu Vives’ Hauptwerk *De Disciplinis* gehörig. Zusammen mit *De censura veri* hat Vives’ umfangreiche Schrift *De ratione dicendi* (1532) besondere Bedeutung für die Sprach- und Literaturwissenschaft. Sechs Jahre später erschien seine psychologische Abhandlung *De anima et vita*, in der er die Weisheit der antiken Philosophie mit seinen eigenen Beobachtungen und subtilen Einsichten in das Wesen des menschlichen Geistes verband.<sup>114</sup> Von Vives’ Werken existieren über 500 Ausgaben, es gibt ca. 60 Übersetzungen in verschiedene Sprachen (meist spanisch, französisch, englisch). Außer der spanischen Übersetzung der *Opera omnia* (ohne den Augustin-Kommentar und die Briefe an Craneveldt) von Lorenzo Riber (Madrid: Aguilar 1947) gibt es aber keine vollständige Übersetzung des Gesamtwerks in eine moderne Sprache. Durch den 1964 von der Gregg Press (London) veranstalteten Nachdruck der *Opera omnia* (ed. Gregorio Mayans y Siscar; Valencia 1782, 8 vol.) sind aber die

<sup>113</sup> Cf. z. B. Ilg 1931 und Guerlac 1974.

<sup>114</sup> Foster Watson nannte Vives deshalb “the father of modern psychology”; cf. Watson 1916.



wesentlichen Schriften unseres Autors heute wieder gut zugänglich.<sup>115</sup>

Für die vergangenen 30 Jahre ließen sich nur vier Veröffentlichungen nachweisen, die sich primär und direkt mit sprachwissenschaftlichen Aspekten der Werke von Juan Luis Vives auseinandersetzen: es sind dies je zwei Beiträge von P. A. Verburg (1951, 1952) und von E. Coseriu (1971a, 1971b).

Verburg widmet in seiner großen Dissertation von 1951 unserem Autor ein Kapitel (1951, 149–162), in dem er die einschlägigen Arbeiten von Vives *in puncto* Sprachtheorie kurz, aber treffend analysiert. Verburg betrachtet Vives als den ersten Humanisten, der sich über die Beziehungen zwischen der Sprache (der menschlichen Sprachfähigkeit) und den Einzelsprachen Rechenschaft gibt. Genauer betrachtet heißt dies, daß Vives nicht nur das Lateinische als das bevorzugte Ausdrucksmittel für wissenschaftliche und andere 'gehobene' Kommunikationsbedürfnisse ansieht – obwohl er alle seine Werke in einem exzellenten Latein verfaßt hat –, sondern die sich konsolidierenden 'neuen' Sprachen als gleichwertige Ausdrucksmittel mit jeweils eigenen Sprachgebrauchsnormen auffaßt. Damit zeigt Verburg auch, daß Vives kein Interesse an fremdbestimmter sprachlicher Normierung hatte, sondern schon in seiner Frühschrift *In pseudo-dialecticos* (1519) einen deskriptivistischen Standpunkt eingenommen hatte, der sich nicht nur auf die Grammatik, sondern auch auf die Rhetorik und Dialektik erstreckte. Vives vertrat damit die Auffassung, daß Sprache, so wie sie faktisch gesprochen und geschrieben wird, 'richtig' und darüber hinaus im Sinne einer 'natürlichen' Rhetorik und Logik auch effektiv und in sich schlüssig sei. Dieser Position kann man dann grundsätzlich zustimmen, wenn man annimmt, daß der individuelle Sprachgebrauch – der natürlich immer wieder 'fehlerhaft' ist – durch die rückkoppelnde und rückgekoppelte Kontrolle der Sprachgemeinschaft in Richtung auf jeweils geltende sprachliche, rhetorische und logische Normen korrigiert wird.

<sup>115</sup> Es ist aber wünschenswert, daß weitere Arbeiten von Vives in einer den heutigen textkritischen Bedürfnissen entsprechenden Form herausgegeben werden; Vorbild ist Fantazzis kritische Ausgabe (mit englischer Übersetzung) von *In pseudo-dialecticos* (Leiden, Brill 1979).

Diesem Thema spürt Verburg auch in anderen Arbeiten von Vives nach. Speziell in der empirisch-psychologisch orientierten Spätschrift *De anima et vita* (1538) weist Vives auf die Wichtigkeit der Muttersprache für die kognitive und soziale Entwicklung eines Menschen hin, eine Einsicht, die in den Sozialwissenschaften erst heute richtig gewürdigt wird.

In seiner Zusammenfassung legt Verburg besonderen Wert darauf, Vives als einen Vertreter einer 'ordinary language philosophy' (avant la lettre!) darzustellen: Kenntnisse aller Art, konventionelles Handeln und Verhalten lernt der Mensch primär mit und aus seiner Muttersprache (cf. besonders p. 159f.).

Verburg 1952 ist eine kurze Mitteilung über einige sprachwissenschaftliche Aspekte von Vives' Werken, die er schon in seiner größeren Arbeit angesprochen hatte.

In beiden seiner kenntnis- und inhaltsreichen Aufsätze beklagt Coseriu (1971a, 1971b) zunächst das geringe Interesse, das die Historiographie der Sprachwissenschaft und der Logik dem Werke Vives' bisher entgegengebracht hat. In seinem Beitrag zur Wandruszka-Festschrift (1971a) analysiert Coseriu eingehend die Übersetzungstheorie von Vives. Sie ist für ihn „auch für die moderne Theorie des Übersetzens, ja sogar für die Theorie des Sprachvergleichs nicht ohne Interesse“ (571). Coseriu bezieht sich hauptsächlich auf Vives' Abhandlung *Versiones seu interpretationes*, die im III. Buch, Kap. 12 des Werkes *De ratione dicendi* (Löwen 1532) zu finden ist.

Vives lehnt sich bei seiner Definition der Übersetzung eng an antike bzw. spätantike Vorbilder (Cicero, Hieronymus) an: „Versio est a lingua in linguam verborum traductio sensu servato“ (ed. Mayans II, 232). Coseriu stellt fest, daß Vives mit *sensus* die 'Textbedeutung', d.h. die jeweils besondere Bedeutung oder den Sinn eines Textes oder Textteils meint; diesem Begriff von *sensus* steht der Begriff 'significatio' als der einzelsprachlichen Systembedeutung lexikalischer Einheiten und grammatischen Strukturen gegenüber.

Als besondere Leistung von Vives stellt Coseriu heraus, daß er sehr genau zwischen drei Arten des Übersetzens unterscheidet; diese Arten seien „einerseits objektiv feststellbare Arten bzw. ideale Möglichkeiten dieser Tätigkeit, andererseits aber zweckbedingte Übersetzungsformen“ (573). Vives unterscheidet zwischen

1. Übersetzungen, in denen der Textsinn beim Übergang von der Ausgangssprache (*lingua priora*) in die Zielsprache (*lingua posteriora*) bewahrt bleibt (*solus spectatur sensus*);
2. Übersetzungen, bei denen die sprachliche Form, die Konstruktion oder Ausdrucksweise erhalten bleibt (*sola phrasis, et dictio*);
3. Übersetzungen, bei denen sowohl die Bedingung von 1. als auch von 2. erfüllt wird (*et res et verba ponderantur*).

Die Entscheidung darüber, welche Übersetzungsart gewählt werden soll, hängt davon ab, um welche Textsorte es sich handelt:

1. Texte, in welchen das *Was* des Gesagten überwiegt;
2. Texte, bei denen das *Wie* des Gesagten wichtig ist;
3. Texte, bei denen es darauf ankommt, beides, die semantische Substanz und ihre morphologisch-syntaktische Ausprägung, zu übertragen.

Ein entscheidendes Kriterium für 'jede gute' Übersetzung, das Vives aufstellt und das heute mehr denn je beachtet werden sollte, besteht darin, daß der Übersetzer nicht nur über eine gute Allgemeinkenntnis der betreffenden Sprachen verfügen, sondern gerade auch mit dem im Text behandelten Fachgebiet (*ars*) bestens vertraut sein müsse: . . . *fiunt vero falsae interpretationes vel linguarum ignorantia, vel materiae, qua de agitur; verba enim finita sunt, res infinitae* . . .; Mayans, II, 234.

In seinem Beitrag vertieft Coseriu diese Unterscheidungen noch und kommt zu dem Schluß, daß Vives' Übersetzungstheorie es verdiene, an die Seite von Luthers fast gleichzeitig erschienenem *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530) gestellt zu werden.

In seinem zweiten Aufsatz (1971b) beleuchtet Coseriu in komprimierter Form wesentliche Aspekte des Vivesschen Sprachdenkens; unter Verwendung zahlreicher Originalzitate werden in sehr kurzen Abschnitten die Umriss einer vivesianischen Sprachtheorie aufgezeigt.

1. Vives betrachtet die Sprache einerseits als Ausdruck des ganzen menschlichen Bewußtseins (*animi index lingua*, De trad. disc. 298), andererseits als unabdingbares Instrument des menschlichen Zusammenlebens (*sermo societatis humanae instrumentum*, De trad. disc. 298; *humanae consociationis vinculum*, de rat. dic. 89).
2. Obwohl Vives an zahlreichen Stellen seiner Werke über die Sprache, ihren Aufbau und ihre Funktionen im allgemeinen handelt, gilt sein Hauptinteresse doch den Einzelsprachen in ihrem historischen Gewordensein und ihren dadurch bedingten strukturellen Unterschieden.

Vives unterscheidet sorgfältig zwischen der dem Menschen 'natürlichen' oder angeborenen Fähigkeit zu sprechen, d. h., irgendeines oder mehrere der vielen Kommunikationssysteme zu erlernen, und ebendiesen Einzelsprachen, die er als menschliche *artes*, d. h. als von den Menschen entwickelte Kommunikationsmittel versteht. Nach seiner Auffassung ist dem Menschen die Vernunft (*ratio*) und das Sprechen(können) (*sermo*) von Natur aus zu eigen; die verschiedenen Einzelsprachen seien aber von den jeweiligen Gesellschaften und Völkern auf dem Wege der Konvention, der Übereinstimmung entwickelt worden; deshalb bestehe auch zwischen den Wortformen und ihren Bedeutungen in den einzelnen Sprachen eine 'künstliche' Beziehung (das, was Aristoteles κατὰ συνθήκην nennt oder was später mit den Termini *ad placitum*, *arbiträr* zu erfassen versucht wurde).<sup>116</sup> Als grundsätzliche Ausnahme von diesem Prinzip anerkennt Vives nur die tatsächlich oft onomatopoetisch motivierten Interjektionen.

Für Vives sind die Einzelsprachen Medium und 'Schatzkammer' (*sacrarium*) der Kultur (*eruditio*) eines Volkes, durch sie kann man Zugang zu den Kulturgütern und dem Wissen eines Volkes gewinnen. Darin erblickt er auch die eigentliche Rechtfertigung für das Studium verschiedener Sprachen, nicht nur der klassischen, sondern gerade auch der sog. Vulgärsprachen. Als Methode empfiehlt Vives – wenn immer es möglich ist – das Direktstudium, d. h. den Erwerb einer Fremdsprache in direktem Umgang mit den entsprechenden Sprachgemeinschaften.

3. Vives' grammatiktheoretische Positionen erscheinen Coseriu als „besonders wichtig und einsichtig“ (241). Die Aufgabe der Grammatik bestehe nicht darin, sprachliche Richtigkeit festzusetzen (*jubere*), sondern darin, den Sprachgebrauch festzustellen und seine Regularitäten zu lehren (*docere*). Für Vives impliziert diese Auffassung weiterhin, daß der Grammatiker bei seiner Beschreibung einer Sprache nicht die in einem Textkorpus (etwa Ciceros Reden) vorliegende Satzmenge zu beschreiben hat, sondern darüber hinaus Regeln aufzustellen, „nach denen auch solche Sätze gebildet werden können, die im realisierten Sprachgebrauch nicht bzw. noch nicht festgestellt worden sind“ (243 f.).
4. In diesem Abschnitt seines Beitrags rühmt Coseriu Vives' „sprachwissenschaftliche Informiertheit . . . sowie seine Fähigkeit, sprachliche Fakten genau zu beobachten und auszulegen“ (244). So stellt Vives in *De anima* II. 7 fest, daß „melius

<sup>116</sup> Cf. hierzu Coserius einschlägigen Aufsatz „L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffes“ (1967).

omnes quacunque linguam intelligimus quam loquimur“, d. h., die Fähigkeit, Gesprochenes zu verstehen, darf bei Sprachteilhabern grundsätzlich als besser entwickelt angesehen werden als ihre Fähigkeit, größere Redezusammenhänge selbst zu konstituieren.

Das lateinische Genus faßt Vives als eine Kategorie auf, „die erst bei der Kombination von Substantiven mit Adjektiven, nicht aber bei den Substantiven allein in Erscheinung tritt“ (245); m. a. W., Genusmarkierungen treten explizit nur an Determinantien von Substantiven auf und dienen dazu, die syntaktische Kohärenz einer Konstruktion anzuzeigen.

5. Hier geht Coseriu kurz auf Vives' Ansätze zu einer Zeichentheorie und – spezieller – zu einer semantischen Theorie ein. Kernstücke hierzu finden sich in der Abhandlung *De censura veri*. Coseriu stellt zu Recht fest, daß Vives' semiotische und linguistisch-semantische Überlegungen eine „eingehende und selbständige Untersuchung“ (246) verdienen würden.

Wir werden im letzten Abschnitt dieses Kapitels den Versuch einer rekonstruktiven Interpretation des ersten Kapitels des ersten Buches von *De censura veri in enuntiatione* wagen und gehen deshalb erst dort auf Coserius diesbezügliche Anmerkungen ein.

Im 6. und letzten Abschnitt seines Beitrages charakterisiert Coseriu Vives' Grundeinstellung gegenüber sprachlichen Problemen dadurch, daß dieser grundsätzlich dem *sensus communis*, dem gesunden Menschenverstand, folgen möchte. Nach Coseriu ist Vives

nicht an dem interessiert, was die Sätze bei einer rein formalen und abstrakten Sprachbetrachtung in logischer Hinsicht bedeuten, oder bedeuten könnten, sondern an dem, was mit ihnen eigentlich gemeint ist, wenn sie in der *societas humana* gebraucht werden. (249)

Man kann Coseriu sicherlich zustimmen, wenn er in Vives einen Bruch mit dem in der Scholastik dominierenden „logischen Gesichtspunkt“ konstatiert und dafür das Hervortreten des psychologischen und linguistischen Gesichtspunkts betont (hierfür bringt Coseriu aus Vives' früher Abhandlung *In pseudo-dialecticos* überzeugende Textstellen). Wie noch zu zeigen sein wird, darf dieser Bruch aber als kein radikaler verstanden werden; Vives anerkennt und benützt in seinen Ansätzen zu einer semantischen und syntaktischen Theorie wichtige kategoriale Differenzierungen, wie sie in der Scholastik ausgearbeitet worden waren. Man könnte deshalb eher zu der Überzeugung kommen, daß in Vives der vernünftige Kern scholastischer Doktrinen, dialektisch aufgehoben, durchaus wirksam ist.

Coseriu wirft dann (250f.) – durch seine Fußnote 18 allerdings

etwas abgeschwächt – Vives vor, daß dieser nicht nur die Grammatik, sondern auch die Rhetorik und Dialektik ( $\approx$  Logik) „auf den Sprachgebrauch zurückführen und sie als Wissenschaften des Sprachgebrauches in einer bestimmten Einzelsprache ansehen [wolle], was für die Rhetorik nur begrenzt und für die Dialektik überhaupt nicht vertretbar“ sei. Hier kann man sich fragen, ob Vives' Position tatsächlich „unvertretbar“ ist. Faßt man nämlich Vives' Ansatz als verwandt mit der 'ordinary language philosophy' und einer 'natural logic' auf, so erscheint sein Versuch, Regeln einer Rhetorik und Logik aus vernünftiger umgangssprachlicher Rede abzuleiten, als durchaus diskutierbar.

Im übrigen spricht sich Coseriu über einige von Vives' Erklärungsversuchen, logische bzw. metalogische Probleme betreffend, durchaus positiv aus. So z. B. über seinen Vorschlag, den Sophismus des Haufens (*sorites*) so aufzulösen, daß „bei numerisch unbestimmten Quantifizierungen wie *multum*, *paucum*, *magnum*, *parvum* keine punktuellen Abgrenzungen anzunehmen“ (252) seien. Vives' Lösung der berühmten Antinomie des Lügners und seine allgemeiner begründete Ablehnung der Grundlage der Antinomie basieren deutlich auf Kriterien des *sensus communis*, wie er sich eben gerade in vernünftiger Rede niederschlägt:

[. . .] verba, sicut instrumenta, aliis *rebus* accommodantur, non sibi, neque enim cultellus sibi scindendo est repertus, aut malleus sibi tundendo, sed aliis rebus, sic in verbis semper alia sunt censenda per id quod dicitur, non idem ipsum [. . .]. (*De censura veri*, 182)

Coserius Bewertung hierzu: „. . . daß die Typentheorie [B. Russell] in den Ausführungen von Vives zumindest in nuce schon enthalten ist“ (254). Coseriu sieht auch völlig richtig, daß Antinomien für Vives primär keine logischen Probleme sind, sondern „er fragt sich, was mit solchen Ausdrücken eigentlich gemeint ist [sein könnte], wenn sie in konkreten Sprachen vorkommen“ (255); mit anderen Worten, Vives fragt sich, ob – und wenn ja, wie – mit solchen Ausdrücken sinnvoll bzw. erfolgreich kommuniziert werden kann (z. B. sprachspielerisch).

Coserius beide Beiträge stellen zusammengekommen nach wie vor eine unverzichtbare Vorarbeit für die noch zu leistende sprachwissenschaftsgeschichtliche Interpretation von Bewertung des Vivesschen sprachphilosophischen und linguistischen *corpus* dar.

*Exemplarische Analyse des 1. Buches von 'De censura veri'*

Coseriu (1971b, 246ff.) hat überzeugend darauf hingewiesen, daß „die bedeutendsten seiner [Vives'] Beiträge zur Theorie des Zeichens und zur semantischen Theorie überhaupt“ in der Abhandlung *De censura veri* (1531b) zu finden sind. Im folgenden soll versucht werden, auf relativ elementarem Niveau die zentralen semiotischen und linguistisch-semantischen Positionen, wie sie sich im ersten Buch (*De censura veri in enuntiatione*) der oben genannten Abhandlung finden, herauszuarbeiten. Punktuell wird dabei auch auf ergänzende Bemerkungen Vives', vor allem aus seiner der Rhetorik gewidmeten Abhandlung *De ratione dicendi* (1532), Bezug genommen. Im Vorwort zu diesem Werk, das er Franciscus Bovadilla, dem Bischof von Coria und Rektor der Universität Salamanca, widmete, bezieht Vives sich übrigens explizit auf die Notwendigkeit erkenntniskritischer und wahrheitstheoretischer Kenntnisse und Überlegungen für gutes und vernünftiges Reden: „Quomodo rationes inquirat sine instrumento verisimilium ac probabiliū? Quomodo vero argumentationis formula vinciet, ne in conficiendo fallatur, sine censura veritatis?“ (II, 91).

*De censura veri* besteht aus zwei Büchern – *De censura veri in enuntiatione* (III, 142–163) und *De censura veri in argumentatione* (III, 163–84) – und muß insgesamt im Zusammenhang mit Vives' erkenntniskritischer Arbeit *De instrumento probabilitatis* (1531c; III, 82–120) gesehen werden.<sup>117</sup> Im ersten Buch geht es unserem Autor ganz allgemein darum, die Konstruktionsbedingungen sprachlicher Ausdrücke anzugeben, die diese zur Abbildung von Wahrheiten befähigen. Während es im ersten Buch um lexikalisch-semantische Kategorialisierungen und um semantisch motivierte

<sup>117</sup> Diese Abhandlungen gehören sowohl inhaltlich wie entstehungsmäßig zusammen; Mayans druckt sie zusammen mit *De explanatione cuiusque essentiae* im 3. Band seiner Ausgabe hintereinander ab, während Riber (1948) in seiner spanischen Ausgabe alle drei Abhandlungen unter dem Titel *Instrumento de la probabilidad* versammelt und *De explanatione* . . . als Schlußkapitel des 2. Buches von *De censura veri* erscheinen läßt. Übrigens kann Ribers Übersetzung nicht als durchweg verläßlich angesehen werden; in ihr fehlen einige Stellen, andere Stellen sind nicht immer verständnisfördernd übersetzt. Dies gilt zumindest für die spanische Übersetzung von *De censura veri*.

Wir zitieren nach der Ausgabe von Mayans 1782 nach Band- und Seitenzahl.

Satzkonstituentenprobleme (im einfachen und komplexen Satz) geht, beschäftigt sich Vives im zweiten Buch mit den Grundsätzen der argumentativen Verknüpfung von Sätzen (wobei die Syllogistik in einem besonderen Abschnitt abgehandelt wird). Man könnte auch sagen, daß im ersten Buch im wesentlichen die sprachlichen Bedingungen für den Ausdruck kontingenter und synthetischer Wahrheiten in einfachen und komplexen Sätzen untersucht werden (nur nebenbei werden analytisch wahre Sätze vom Typ *homo est animal rationale* behandelt); im zweiten Buch die Grundsätze für die Darstellung und Gewinnung analytischer Wahrheiten aus Satzsequenzen abgehandelt werden.<sup>118</sup>

Das erste Buch besteht seinerseits aus drei Abschnitten:

- a) Darstellung semiotischer und semantischer Grundsätze, darauf folgend die Skizze eines kategorialen Rahmens, mit dem Ziel, die Konstituenten von wahrheitsfähigen Sätzen semantisch zu analysieren (III, 142–148);
- b) Skizze eines satzsemantischen Rahmens, mit dem Ziel, die Bedingungen der semantischen Verknüpfung von Satzkonstituenten zu einer Satzbedeutung – die Wahres oder Falsches repräsentieren kann – aufzustellen (*de enuntiatione*, III, 148–155);
- c) Kriterien für die Entscheidung, ob ein Satz als wahr oder falsch einzuschätzen ist (*de censura veri et falsi*, III, 155–163).

Daß die gesamte Abhandlung *De censura veri* unter der erkenntnistheoretischen bzw. -kritischen Fragestellung, wie Wahrheit festgestellt bzw. ausgedrückt und mitgeteilt werden kann, steht, macht Vives zu Beginn des ersten Buches deutlich; seine semiotischen und semantisch-syntaktischen Überlegungen sind demzufolge immer von diesem Ausgangspunkt aus zu sehen. Spezieller fragt er zunächst, wie diejenigen Ausdrücke beschaffen sein müssen, mit denen Wahres ausgedrückt bzw. anderen mitgeteilt werden kann („quàm apte enuntiatum sit ad veritatem expromendam“). Ohne vorläufig auf die Art und Beschaffenheit der Äußerungstypen einzugehen, mit denen dieses Ziel erreicht werden kann, nimmt er zunächst zwei von ihrer Syntax und Semantik her gesehen extreme Äußerungstypen in den Blick: einfache Äußerungen, in denen keine argumentativen Prozesse versteckt sind, und komplexe Äußerun-

<sup>118</sup> Cf. den Einleitungssatz zum 2. Buch: „Argumentatio est, connexio enuntiationum ut prius ex posteriori sequi, et quodam modo nasci videatur, et cum eo quasi necessario cohaere . . .“ (III, 163).



gen, mit denen argumentative Zusammenhänge ausgedrückt werden („*simplicia effata* quae nondum in argumentationem coguntur, et *argumentationum complexio*“).

Bevor Vives diese Unterscheidung weiter betrachtet, wendet er sich – sozusagen in einem weit ausgreifenden Exkurs, der den Rest des ersten Kapitels des ersten Buches einnimmt – einer Analyse der Bestandteile von Äußerungen zu. Vives unterscheidet dabei zwischen den kleinsten und einfachsten Bestandteilen und den zusammengesetzten; erstere sind die Laute und Buchstaben, die in der Grammatik die bescheidenste Rolle spielen („*minutissimae ac tenuissimae sunt in grammatica litterae*“<sup>119</sup>), das andere sind die vollständigen Wörter, deren Aufgabe darin besteht, etwas zu bedeuten („*voces integrae*, quae ad aliquid significandum sunt institutae“). Das mit dem Stichwort *significare* angeschlagene semantische Thema entwickelt nun Vives in Anlehnung an die formale scholastische Definitions- und Expositionslehre systematisch weiter.

Innerhalb eines allgemeinen semiotischen Rahmens handelt er die Ausgangsfrage „*Significare quid?*“ in der Weise ab, daß sprachliche Zeichen als ein Typus unter vielen anderen informationsübermittelnden Zeichenträgern erscheinen. Generell definiert er: *bedeuten* heißt, ein Zeichen hervorbringen, jemandem etwas anzeigen („*est autem significare, signum facere, indicare aliquid alicui*“). Seine Beispiele für Träger von Bedeutungshandlungen sind: ein Mensch bedeutet einem anderen etwas mittels Lauten und Buchstaben, mittels des Mienenspiels des Gesichts, mit der Hand, mittels Gesten. Die so hervorgebrachten Zeichen haben jeweils eine Bedeutung, die etwas repräsentiert oder anzeigt; z. B. deiktische Gesten oder Zeichen (Richtungsweiser an Straßen, Wirtshaus schilder, Schilder an Geschäften, die anzeigen, daß etwas verkauft wird). Ohne weitere Erläuterung stellt Vives dann fest, daß gesprochene und geschriebene Wörter („*Voces prolatae et scriptae*“) ebenfalls unter diesen

<sup>119</sup> Im 4. Kapitel (*Sonus et syllabae*) des 1. Buches von *De ratione dicendi* geht Vives ausführlich auf die rhetorischen Qualitäten einzelner Laute und Lautverbindungen ein; er berücksichtigt dabei besonders ihre onomatopoetischen, prosodischen, euphonischen und kakophonischen Eigenschaften. Cf. z. B.: „*Inter elementa litterarum sunt quae habent amplum sonum, ut quae implent os: a, b, m, p: Sunt quae exilium, ut quae compressu labiorum exprimuntur: c, i, t, u: Sunt quae medium: e, o, l, n*“ (II, 105).

allgemeinen Zeichentyp fallen. Er schließt seine Explikation des *significare* mit der Feststellung, daß ein vernunftbegabtes Wesen (*animus*) einem anderen alles das ‘bedeuten’ oder erkennbar machen kann, was dieser auf die eine oder andere Weise versteht (*intellegit*).

Wir haben hier zwar die traditionellen Begriffe versammelt, mittels deren schon in der Antike semantische Prozesse definiert wurden: verschiedene Träger von Bedeutungshandlungen, den Sender und den Empfänger der Produkte aus solchen Handlungen (Gesten, Wörter etc.); das, was ‘bedeutet’ wird, das *significatum*, bleibt jedoch zunächst unterbestimmt: “etwas” (*aliquid*) oder “das, was jemand auf irgendeine Weise versteht”).

In seinen weiteren Erörterungen versucht Vives, zu einer weiteren Klärung dessen, was bedeutet wird, zu gelangen. In dem oben angesprochenen Verstehen von Bedeutungshandlungen unterscheidet er zwei Aspekte: das Erkennen des Zeichens (als solchem) und das Erkennen seiner Bedeutung („*cognitio signi, et significati*“). Sein Beispiel ist das Zeichen *homo* und – extensional gesehen – “die Menschen” als seine Bedeutung. Erkennt man etwas nur als Zeichen, so hat man es unvollständig erfaßt; erst das Wissen um seine Bedeutung ergibt eine vollständige Erkenntnis. Vives versteht den Begriff der Bedeutung ganz klar als einen relativen: ein Zeichen hat Bedeutung nur für einen bestimmten Sender- bzw. Empfängerkreis: bestimmte Zeichen werden nur von Pferden verstanden, andere von Hunden;<sup>120</sup> die Griechen, Römer und Spanier haben in ihren Sprachen jeweils ihnen eigene Zeichen.<sup>121</sup> Vives berichtet weiter

<sup>120</sup> Dieses zoo-semiotische Thema nimmt Vives zu Beginn des 1. Buches von *De ratione dicendi* wieder auf, wenn er von der Notwendigkeit der Kommunikation zwischen Mitgliedern einer Gesellschaft spricht – dies gilt für ihn nicht nur für menschliche, sondern auch für tierische Gesellschaften, z. B. die Bienen und Ameisen (er bezieht sich hierbei auf Plinius’ Naturgeschichte): „... bestiae, quae ad imaginem quandam societatis congregantur, signa quaeapiam edunt propinquiora humano sermoni, velut apes bombos, quibus se invicem et de mane ad laborem excitant [. . .] Formicae occurru illo suo, et resistentia in angustis tramitibus, collocutionis inter se atque adeo percuntationis quoque speciem vel doctis hominibus praebuere, [. . .]“ (II, 93).

<sup>121</sup> Man vergleiche die ironisch-polemische Behandlung dieses Themas (gegen Scholastiker, die sich ihr eigenes Latein zurechtzimmern) in Vives’ Frühschrift *In pseudo-dialecticos* (1519; Fantazzi 1979, 53 f.): „... subinde illud detortis mutibus magno cum fastidio obiectant: ‘Nomina significant ad placitum’. Sane ita est, sed

von einem Beispiel der Sophisten: *bux*; den Römern, Katalanen und Ägyptern bedeutet diese Zeichenform nichts, den Phrygiern dagegen sei sie das Zeichen für Brot. Er erwähnt auch spezielle Gruppensprachen, bei denen die Zuordnung von Zeichen zu ihrer Bedeutung explizit konventionell oder durch stillschweigendes Einverständnis geregelt sei („sunt voces peculiariter paucis quibusdam notae, ipsorum vel conventur, vel tacito consensu“): die Blindensprache in Spanien, die Zigeunersprache, die Gaunersprache. Dasselbe gilt für die Geheimcodes der Diplomaten und für die zwischen Cicero und Atticus benutzte ‘Privatsprache’.

Vives erkennt aber auch, daß die Sprecher-Hörer-Relativität von Wörtern und Sprachen bis zu einem gewissen Grade bei den sog. Interjektionen aufgehoben sein kann; während alle anderen Wörter nach Aristoteles κατὰ συνθήκην, d. h. konventionell, nach Verabredung und Übereinstimmung der Sprecher etwas bedeuten, haben die Interjektionen eine natürliche Bedeutung, insofern sie Affekte direkt ausdrücken. Einige sind aber gleichwohl einzelsprachlich gebunden, z. B. lat. *evax*, gr. *euge*; sie zeigen ihre Natürlichkeit nur durch ihre besondere Aussprache oder parasprachliche Modifikationen.

Nach solchen Überlegungen und Einschränkungen definiert Vives nun zu Beginn des dritten Abschnittes (Buch I, Kap. 1; III, 143) das bedeutungstragende Wort einer Sprache folgendermaßen:

*Communis nota, qua inter se aliqui alius notiones suas explicant, id est, quae mente concipiunt.*

Wir paraphrasieren folgendermaßen:

Ein in einer Sprachgemeinschaft gültiges Zeichen, mittels dessen Mitglieder dieser Gemeinschaft einander ihre Begriffe (das, was sie mit ihrem Verstand erkennen) mitteilen.

An dieser Definition, die sich grundsätzlich an klassischen Vorbildern orientiert, erscheinen uns gleichwohl zwei Momente bemerkenswert:

uidendum est tamen ex quorum placito & uoluntate nomina significant. Non enim arbitrio Parthorum aut Indorum significant nomina Romana, nec e contrario, pro Romanorum libito Parthica uel Indica, sed pro arbitrio Romanorum Romana, pro arbitrio Parthorum Parthica.“

1. ihre pragmatisch-kommunikative Orientierung; Vives betrachtet hier sprachliche Zeichen und ihre semantische Funktion nicht abstrakt, sondern versucht, letztere an den Mitteilungsbedürfnissen der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft festzumachen;
2. Vives bezieht das, was bedeutet wird – seine *notio* –, entgegen klassischem und scholastischem Vorbild *nicht* auf Gegenstände, die mit Wörtern als einzelne bezeichnet werden können, zurück. Anders gesagt, die Welt der Dinge, die in der scholastischen Lehre von den *suppositiones* der Wörter erfaßt werden sollte, bleibt bei seiner Definition unberücksichtigt. Für Vives scheint der Begriff, über den Menschen gemeinsam als Bedeutung eines Wortes verfügen, wichtiger zu sein als irgendwelche Gegenstände, die unter einen Begriff fallen mögen. Vereinfacht ausgedrückt: Vives' Definition ist intensional und psychologisch ausgerichtet, die Bezeichnungsfunktion von Wörtern spielt bei ihm in diesem Zusammenhang keine Rolle.<sup>122</sup>

Weiter oben wurde *communis nota* durch "ein in einer Sprachgemeinschaft gültiges Zeichen" paraphrasiert; dies erfährt durch Vives' Feststellung im Anschluß an seine Definition eine Bestätigung, daß der tatsächliche Gebrauch eines Zeichens der entscheidende Faktor für seine Bedeutung ist („*usus est dominus significatum*“). Für Vives sind demnach die Bedeutungen von Wörtern keine abstrakten – oder gar platonischen – Wesenheiten, sondern Produkte ständig ablaufender sozialer Interaktionen, die ihnen konventionell ihre kommunikativ notwendige Stabilität sichern. Unser Autor nimmt in diesem Zusammenhang besonders die diachronisch-semantische Dimension in den Blick; er bringt altlateinische Beispiele, die schon von Ennius zitiert werden, die aber zu Ciceros Zeiten eben nicht mehr zu den in seiner Sprachgemeinschaft gültigen Zeichen gehören.<sup>123</sup>

Die oben schon angesprochene Definition des bedeutungstragenden Zeichens wird nun (III, 143 f.) ergänzt durch eine präzisere

<sup>122</sup> Es ließe sich dafür argumentieren, daß Vives hier recht hat: mit einem einzelnen Wort, einem Lexem oder auch dem Exemplar (token) eines Lexems läßt sich in einer normalen kommunikativen Situation nicht bezeichnen, dazu bedarf es schon der Verwendung eines Wortes – normalerweise eines Substantivs – zusammen mit deiktischen oder quantifizierenden/identifizierenden Wörtern (*dieser Hund ist schwarz, alle Hunde bellen etc.*).

<sup>123</sup> Das diachronisch-semantische Thema wird mit dem Versuch einer Periodisierung für die Entwicklung des lateinischen Wortschatzes, ausführlicher entwickelt in *De ratione dicendi* I, c. II. Generalisierend zitiert Vives Horaz – man bemerke den Vergleich der Sprache mit einem Organismus: „*Scite Horatius haec in modum ac morem silvae mutari ait, interire vetera, nova exoriri*“ (II, 96).

Explikation des Bedeutungsbegriffs (*significatio* = *notatio*); verdeutlicht wird dabei, worauf oben schon abgehoben wurde, daß Vives' Bedeutungsbegriff ein wesentlich psychologischer und kein extensional-gegenständlicher ist: „vocum significatio, hoc est, notatio, animum spectat, non res.“

Seine Argumentation, warum dem so sei, läuft folgendermaßen: Wörter und Ausdrücke wie *Hector*, *chimaera*, *bellum Punicum* bezeichnen keine existierenden Gegenstände, gleichwohl bedeuten sie aber etwas; für den Verstand sind es Bezeichnungen (*notae*) irgendeines Gegenstandes, der zwar von seiner natürlichen Existenz getrennt ist, jedoch im Verstand eines Menschen vorhanden ist – in ihm auf eine bestimmte Weise lebt – und verstanden wird.

Trotz seines grundsätzlich mentalistischen Ansatzes verfällt Vives aber keineswegs einem radikalen Psychologismus (gar mit einer solipsistischen Komponente); er unterscheidet deutlich – mit Anklängen an die scholastische Lehre von den *modi significandi* – zwischen zwei Arten des Bedeuten:

- a) manche Wörter bedeuten etwas, das sich *nur* im Verstand, in der Vorstellung eines Menschen befindet – was von ihm irgendwie – z. B. qua Tradition – gewußt, angenommen oder sonstwie als für ihn relevant seiend betrachtet wird (z. B. historische, fiktive oder ideologisch verankerte Gegenstände oder Wesenheiten);
- b) andere Wörter bedeuten etwas, das mit der 'Wirklichkeit', mit dem vom Menschen als in der einen oder anderen Weise erkannten Wesen (*natura*) der Gegenstände zusammenhängend oder auf ihm beruhend angesehen wird.

*Nota bene*: beide Arten des Bedeuten bedürfen der Erkenntnisfähigkeit des wahrnehmenden, erkennenden und kommunizierenden Menschen, insofern liegen beiden mentale Prozesse zugrunde; verschieden ist sozusagen der 'input': bei a) sind es tradierte oder selbsttätig entwickelte Vorstellungen oder Begriffe; bei b) sind es Erkenntnisse und Begriffe, die im praktischen und sozialen Umgehen mit vorfindlichen Gegenständen entstanden sind und entstehen.<sup>124</sup>

Im weiteren unterscheidet Vives die Art und Weise, in der deklinierbare Wörter bedeuten von jener der nicht deklinierbaren Wör-

<sup>124</sup> Der Leser mag selbst beurteilen, ob der Text und Ko-Text diese Interpretation hergibt: „alia dicuntur significare aliquid quod in solo sit animo, alia aliquid quod in natura rerum.“

ter: im ersten Fall macht sich der Verstand von realen oder fiktiven Gegenständen Vorstellungen (die normalerweise begrifflich verdichtet sind); im zweiten Fall – z. B. bei Quantifikatoren wie *omnis*, *aliquis*, *quidam* – bedeuten die Wörter Modalitäten (Seinsweisen) von Gegenständen. Vives sieht aber selbst sofort, daß diese Kriterien nicht immer eindeutig zutreffen („*licet inter adverbia sint quaedam quae aliquid significant*“). Als zusätzliches Kriterium führt er noch ein, daß die Wörter der zweiten Art für sich allein nichts bedeuten; sie üben ihre Bedeutungsfunktion nur im syntaktischen Verband mit anderen aus.

Damit gelangt er zu der klassischen Unterscheidung zwischen selbstbedeutenden (*significativa*) und mitbedeutenden (*consignificativa*) Wörtern,<sup>125</sup> die er im wesentlichen ontologisch begründet. Wie so oft fügt Vives auch hier eine Beobachtung hinzu, die seinen wachen Sinn für die Verbindung von Theorie und Praxis zeigt: bestimmte Sprachvarietäten – „*veteres illae et rudes linguae, ut sermo puerilis*“ – zeigten in ihrem Gebrauch eine geringere Häufigkeit des Vorkommens synkategorematischer Wörter verglichen mit jüngeren und kultivierteren Sprachen. Dies gälte auch für Lernprozesse: ungebildete oder retardierte Menschen lernen Dingnamen – kategorematische Wörter – leichter als Wörter der zweiten Art („*rudes, aut tardi, facilius rerum nomina assequuntur quàm haec secundaria*“) – man fühlt sich beinahe an Basil Bernsteins soziolinguistische Code-Unterscheidung erinnert.<sup>126</sup>

Übergangslos (145 oben) beginnt Vives dann seine – wie Coseriu (1971b, 247) es nennt – „semantische Theorie des Wortschatzes“ abzuhandeln. Wörter, miteinander verglichen, können auf mehrfache Weise dasselbe oder Verschiedenes bedeuten. Zunächst differenziert er zwischen jenen Wörtern, die strikt synonym sind,

<sup>125</sup> V. zitiert verschiedene Benennungsvarianten: nach Ammonius: *semainómena* – *synsemainómena*; *categorematica* – *syncategorematica*; *praedicativa* – *compraedicativa*; *primigenia* – *posterioralsecundaria*.

<sup>126</sup> Im Vorwort zu seiner rhetorischen Abhandlung *De ratione dicendi* (II, 90) kommt Vives ebenfalls auf sozial bedingtes Sprachverhalten zu sprechen: „*Non enim est aliud tantopere hominis prudentis, ac sermone apte uti, et dextre, ut quemadmodum oporteat, cum multis, cum paucis, cum eruditis, cum rudibus, cum pari, cum inferiori, cum minori quoque tempore ab loco, de re quaque ita loquatur, et dicat. Neque opus ullum aliud acumen exigit mentis subtilius, iudicium acrius, rerumque usum diuturniorem; . . .*“

eine jeweils identische Bedeutung haben (z. B. bedeutet *equus*, sooft es auch immer vorkommt, "Pferd"), und denjenigen, die auf unvollständige Weise dasselbe bedeuten (z. B. *valde: multum; bellum: duellum*). Andere wiederum bedeuten kraft ihrer appositionell-explikativen Beziehung dasselbe (z. B. *Socrates: Sophronisci filius, Scipio: domitor Africae, homo: animal ratione praeditum*). Beim ersten Fall liegt die semantische Beziehung der Identität vor, beim zweiten jene der Synonymie, beim dritten die der Gleichheit oder Äquivalenz; zwischen Wörtern, die nicht zu diesen drei Typen gehören, besteht die semantische Beziehung der Diversität. In diesem Zusammenhang wirft Vives die Frage auf, ob Wörter, die in verschiedenen Sprachen dasselbe bedeuten – z. B. lat. *homo*, gr. ἄνθρωπος Synonyme voneinander seien. Er entscheidet die Frage negativ, mit der Begründung, daß sie eben für die Römer und die Griechen nicht dieselbe Bedeutung hätten („non idem utique genti significant“); dies ist wohl so zu verstehen, daß Vives die Synonymiebeziehung nur zwischen Wörtern einer Sprache gelten lassen möchte, d. h., für den Griechen bedeutet *homo* entweder nichts oder jedenfalls nicht dasselbe wie ἄνθρωπος. Überdies verweist er auf seine frühere Maxime, der zufolge Zeichen immer nur relativ zu einem bestimmten Sprecher- und Hörerkreis Bedeutung haben.

Nach der Sinnrelation der Synonymie diskutiert Vives verschiedene Diversitätsrelationen:

1. die Beziehung zwischen *voces superiores* und *inferiores* (*animal: homo; coloratum: album; homo: hic homo . . . homo: Trojanus*); wir würden heute bei den ersten beiden Beispielen von Hyperonymie sprechen, bei den beiden letzten von der Klasse-Element-Beziehung.
2. Wörter, die keine semantischen Gemeinsamkeiten haben, sind divers zueinander: hier wird im einzelnen unterschieden zwischen der Adversativität (*album, et nigrum sub colore*), der Negation (*bonum, non bonum*), der Privation (*videns, et caecum*), der Relationalität („*collatae sunt, quae relationem ad aliquid habent sine quo non intelliguntur, ut, pater, filius; duplum, dimidium*“), der Zusatz „neque enim essentiae suae rationem per se tuentur“ – daß diese Wörter von sich aus ihre Essenz nicht konstituieren können – zeigt, daß Vives einen recht klaren Begriff der Relationalität hatte. Als semantische Restrelation, die zwischen Wörtern anzusetzen sei, die nicht den obengenannten Kriterien entsprechen, setzt er die der Dispartheit an.<sup>127</sup>

<sup>127</sup> Bemerkt sei, daß sich Vives' Sinnrelationen, als semantische Strukturbeziehungen unter den Elementen des Wortschatzes einer Sprache verstanden, mit

Im restlichen Teil des 1. Kapitels des ersten Buches von *De cersura veri* (III, 146–148) stellt Vives verschiedene semantische Kategorien und Prozesse vor, die auch heute noch im wesentlichen im Rahmen der lexikalischen Semantik abgehandelt werden.

Unter den *categorematica*, den ‘selbstbedeutenden’ Wörtern, unterscheidet er Dingnamen (nach Quintilian *nomina rerum*), die absolut Gegenstände benennen („significant sine *adjecto*“; z. B. *homo*, *capra*, *lapis*, *aurum*); andere, *appellationes* genannt, bedeuten „cum *adjecto*“ – etwas wird einer Substanz hinzugefügt (z. B. *magister*, *dominus*, *pater*, *dives*, *pauper*, *consul*, *iudex*). Diese Unterscheidung können wir heute nachvollziehen, wenn wir die erste Art als einstellige Prädikate auffassen, die zweite als relationale (zwei- oder mehrstellige) Prädikate (etwa „Herr über –“, „Vater von –“ etc.), wobei – im Gegensatz zur ersten Art – Prädikate wie *dominus*, *pater* etc. logisch-semantisch (was sich manchmal auch an ihrer Morphologie zeigt) abgeleitet sind, d. h., das elementare relationale Prädikat einer propositionalen Struktur – z. B. ‘x scribere y’ – wird einem der beiden Argumente inkorporiert, so daß sich z. B. *scriptor* ergibt.

Vives’ Unterscheidung zwischen Konkreta und Abstrakta verläuft nach der klassischen Substanz-Akzidenz-Lehre (cf. III, 146, 2. Abschnitt).

Ebenfalls traditionell – mindestens auf Boethius zurückgehend, den Vives (147) zitiert, ist seine Differenzierung zwischen Dingnamen (*rerum nomina*), die objektsprachlich fungieren – also Begriffe von Dingen repräsentieren –, und „Namensnamen“ (*nominum nomina*), die metasprachlich fungieren, also terminologisch fixierte Bezeichnungen für Sprachliches sind (z. B. *nomen*, *verbum*, *inflexio* . . .; *enuntiatio* . . .). Traditionell wird die erste Art der Repräsentation, die objektsprachliche, „prima ratio, intentio, impositio“ genannt, die zweite Art „secunda . . . impositio“.<sup>128</sup>

Als nächstes (III, 147 oben) kommt Vives zur Unterscheidung zwischen Eigennamen, Klassennamen und Kollektivnamen: *Socrates* bedeutet nur Eines (*unum tantum*), nämlich der Sohn des

denjenigen zeitgenössischer Linguisten (cf. z. B. Lyons 1977, dt. 1980, Kap. 9) als zumindest kompatibel zeigen.

<sup>128</sup> Cf. auch Coserius knappe Ausführungen zu den hier vorgestellten Themen (Coseriu 1971 b, 247f.).



Sophroniscus<sup>129</sup>; *homo* und *pöpus* bedeuten beide eine Mehrheit als Einheit (*plura ut unum*). Sie unterscheiden sich aber darin, daß *pöpus* eine relativ ungeordnete Menge („ut in *acervo*“) als Ganzes bedeutet, bei *homo* – gleichgültig auf welches Element dieser Klasse angewandt – immer das Kriterium des „animal rationabile“ erfüllt sein muß. Weiterhin gehören die eben diskutierten Beispiele zu den eindeutigen Wörtern (*univoca*) – das gilt auch für *pöpus* – *pöpus*, weil Wörter, „quae nota aliqua distinguuntur, *aequivoca* non sunt, ut prolatione, scriptione, genere, numero“. Mehrdeutige Wörter (*aequivoca*, *plurivoca*, *ambigua*) haben mehrere Bedeutungen, die nichts miteinander gemeinsam haben (z. B. *taurus* „Stier“ und „kleinasiatisches Gebirge“; dies wäre übrigens nach Vives' eigenem Kriterium kein gutes Beispiel, wollte man nach der Schreibung unterscheiden *taurus* – *Taurus*). Im Zusammenhang mit der Mehrdeutigkeit von Wörtern diskutiert Vives schließlich auch noch metaphorische – bedeutungsübertragende – oder wie er es auch nennt, analogische oder proportionale Prozesse.<sup>130</sup> Er sagt, es gäbe auch Wörter, die schrittweise zu einer vom Ausgangspunkt verschiedenen Bedeutung gelangen können, es müsse jedoch immer etwas da sein, das den Übergang motiviere oder das Verständnis der Metapher erleichtere („semper inesse oportet aliquid transitum praebens, nempe rerum quamdam inter se conformitatem, aut proportionem“). Metaphern oder Analogiebildungen sind nach Vives nicht mehrdeutig; sein Kriterium ist: was im Satzzusammenhang (*in proposito*) nicht mehrdeutig ist, darf nicht als mehrdeutig betrachtet werden. Dies ist klarerweise ein ko- und evtl. sogar kontextuelles Kriterium, d. h., Vives scheut sich nicht, bei der Erörterung wortsemantischer Probleme Kriterien aus der Satz- oder gar Textebene heranzuziehen.

<sup>129</sup> Man bemerke, daß Vives die Problematik der Bedeutung bzw. der Bezeichnungsfunktion von Eigennamen nicht anspricht.

<sup>130</sup> Im Rahmen seiner der Rhetorik gewidmeten Abhandlung *De ratione dicendi* kommt Vives im 1. Buch, Kap. 2 *Verba* natürlicherweise anhand zahlreicher der klassischen und biblischen Literatur entlehnten Beispiele auf metaphorische Prozesse zu sprechen. Neben Wörtern, die auf natürliche Weise bedeuten, die ihre Bedeutung schon seit jeher mit sich führen (z. B. *homo*, *ferrum*, *arbor*) gibt es andere „quae a loco naturali in alium transierunt [. . .] Transitus hic a Graecis metaphora, a nostris translatio nominatur: sed nec ita tamen transeunt, ut locum suum amittant penitus [. . .]“ (II, 97).

Als letztes im ersten Kapitel kommt Vives kurz auf das Verhältnis von einfachen und zusammengesetzten Wörtern zu sprechen, wobei er von unserer heutigen Auffassung wesentlich abweicht. Einfache Wörter sind für ihn jene, die jeweils unter die acht Wortklassen (*partes orationis*) fallen oder die als ihnen gleichwertig angesehen werden (z. B. *pater familias*, *magister populi*, *dictator*). Ihre Aufnahme in den Wortschatz begründet er – was auch heute ohne weiteres akzeptabel ist – aus der Armut einer Sprache (*linguae inopia*) bzw. ihres Lexikons. Zusammengesetzte („*compositae* sive *complexae*“) Wörter sind für ihn solche Konstruktionen, die aus zwei oder mehreren Wörtern bestehen und durch eine Partikel (*vinculum*) verbunden sind. Er gibt u. a. folgende Beispiele: *ego cum Joannio*, *affectus est tempestas*, *ò factum bene*. Damit faßt Vives unter „*voces complexae*“ sowohl Satzkonstituenten (Nominalphrasen etc.) als auch – was unten noch deutlich wird – vollständige Sätze.

Ganz zum Schluß entschuldigt sich Vives, daß er seine Darlegungen nur grob formuliert habe; die Ungebildeten sollten ihn aber besser verstehen können, wenn sie nur seine Ausführungen genau untersuchten.

Ausgangs des ersten Kapitels war schon die Rede gewesen von „*voces compositae* sive *complexae*“; genau dieses Thema nimmt Vives im zweiten Kapitel (*de enuntiatione*) wieder auf. Es gibt solche Wortsequenzen, die einen unvollständigen Sinn ergeben, die sozusagen in der Luft hängen und denen etwas fehlt („*imperfectum red-dant sensum, et quasi suspensum, in quo desideretur aliquid*“), z. B. *homo in campo*, *Socrates et Joannes*, *hominem amare*; andere jedoch sind vollständig, sie stellen den Hörer zufrieden („*aliae perfectum, et acquiescit qui audit*“), z. B. *Petre lege*. Ausdrücke letzteren Typs werden „*orationes*“ – vollständige Äußerungen oder Sätze – genannt. Sätze im indikativischen Modus (solche, die bedeuten, daß etwas ist, gewesen ist oder sein wird) fallen in den Kernbereich von Vives' Abhandlung: mit ihnen wird nämlich das Wahre bzw. das Falsche ausgedrückt. Bei dieser Gelegenheit – wie auch sonst – zeigt unser Autor seine Belesenheit, indem er die von verschiedenen antiken Autoren für diesen Satztyp vorgeschlagenen Termini aufzählt.<sup>131</sup>

<sup>131</sup> III, 149: „... hae orationes multis nominibus signatur; ab Aristotele ἀποφάνσεις, id est, *pronuntiationes* . . . ab aliis ἐπαγγέλλαι, *quasi enuntiationes*, est enim

Er erkennt klar die Differenz zwischen der grammatischen Form und der kommunikativen Intention – dem eigentlich Gemeinten: der Konjunktiv in *vellem prandere* ist indikativisch gemeint: *volo prandere* (cf. die heute zahlreichen Äußerungen mit *würde!*); dasselbe gilt auch für sog. rhetorische Fragen („an est aliquis seditioso scelerator?“): hier wird nicht gefragt, sondern behauptet oder ermahnt („non tam rogandi causa fiunt quàm urgendi“). Vives sieht also recht deutlich die nichteindeutige Beziehung zwischen grammatischem Satztyp und Sprechakttyp. Ähnliches gilt für implizite Sätze, die eindeutig zu verstehen sind, wenn man den Kontext zu Hilfe nimmt („quae ex priorum sensu patefiunt“).

In den folgenden Abschnitten diskutiert Vives zentrale semantisch-syntaktische Kategorien und Konstituenten von wahrheitsfähigen Sätzen. Er übernimmt hier im wesentlichen scholastische Positionen, die er ohne inhaltlichen Kommentar, dafür aber mit zahlreichen Beispielen versehen, referiert.<sup>132</sup>

Diskutiert werden sogenannte ‘kategorische’ oder ‘prädikative’ Sätze, die Vives “Aussagesätze” (*enuntiativae*) nennt („aliquid de aliquo enuntiari“). Nach morphosyntaktischen Kriterien werden einfache und zusammengesetzte oder verbundene Sätze unterschieden. „Subjectum“ ist diejenige Satzkonstituente, von der etwas ausgesagt wird (nämlich das „praedicatum“); ausgesagt, prädiziert werden kann positiv oder negativ (z. B. *judex sedet, non sedet*). Die Prädikatskonstituente umfaßt in einem Satz alles, was nicht zum Subjekt gehört (z. B. *Socrates/disputat bene mane in Academia deambulans*).<sup>133</sup>

In der Binnenstruktur von Sätzen unterscheidet er Konstituenten mit verschiedenen determinierenden Funktionen (z. B. Adjektiv –

ἐπαγγέλλειν, *declarare, enuntiare, aperire*, ab Stoicis ἄξιώματα, quod Cicero *effata* vertit . . .“

<sup>132</sup> Im folgenden versuchen wir eine eher zusammenfassende Darstellung zu geben.

<sup>133</sup> In bezug auf das Subjekt macht Vives jedoch einen eigenen Definitionsvorschlag: „simplicius fuerit . . . *subjectum* diffinire, cui *aliquid tribui, aut tolli, significatur*, quod a nobis *objectum* nominetur.“ Er wendet sich damit offensichtlich gegen die hergebrachte quasi-etymologische Definition von *subjectum*; d. h. anstatt *subjectum* als das dem Prädikat ‘Zugrundeliegende’ zu verstehen, zieht er es vor, es durch seine Affirmations- bzw. Negationsbeziehung („tribui, aut tolli“) zum Prädikat zu definieren. *Praedicatum* ersetzt er durch *dictum*, das ‘(Aus)gesagte’.

Substantiv, Artikel – Substantiv, Adverb – Verb u.ä.), die er mit semantischen Kriterien zu erfassen sucht. Dem Verb schreibt Vives zwei Funktionen zu, nämlich einerseits die Affirmation und Negation, andererseits das Tempus des Satzes auszudrücken. Bei den Tempora gibt es solche, die eine Eigenschaft oder Tätigkeit als habituelle bedeuten, andere bedeuten die jeweils ausgeführte Tätigkeit (z. B. „*iste pingit: actus est; iste bene pingit: moris et consuetudinis*“; III, 151). Im Bereich der Quantifikation von Substantiven unterscheidet er traditionell nach Allquantifikation (z. B. *omnis homo docet, nemo docet*), definit-singulärer Quantifikation (z. B. *Socrates disputat, hic homo docet*), indefinit-singulärer Quantifikation (z. B. *aliquis homo disputat*) und indefinit-pluralischer Quantifikation (z. B. *Athenienses pugnant, Romani hanc urbem condiderunt*), letztere könne aber auch in die Allquantifikation übergehen.

Zusammengesetzte Sätze bestehen aus Einzelsätzen, die durch geeignete Partikel verknüpft werden oder die von sich aus die Verbindung anzeigen. III, 153 f. gibt Vives eine traditionellen Linien folgende Aufzählung der verschiedenen Arten von Satzverknüpfungen.

Zum Abschluß unserer paraphrasierenden und teilweise auch interpretierenden Darstellung der wesentlichen linguistisch einschlägigen Inhalte des ersten Buches von *De censura veri* soll wenigstens noch kurz die Hauptthese des 3. Kapitels *De censura veri et falsi*, das insgesamt schon als Überleitung zum zweiten Buch *De censura veri in argumentatione* verstanden werden kann, vorgestellt werden.

Die leitende Maxime von Vives' pragmatisch orientierter Wahrheitstheorie besagt, daß Entscheidungen darüber, welche Äußerung wahr und welche falsch sei, nicht im Rahmen einer bestimmten Wissenschaft zu treffen sind, daß vielmehr in dem jeweiligen Gegenstandsbereich die *viri prudentis*, die im allgemeinen Leben stehen und sich in den Dingen und Verhältnissen auskennen, mit 'common sense' und scharfem Verstand darüber urteilen sollen. Gleichwohl möchte Vives zum Prozeß der Wahrheitsfindung ein *instrumentum* oder *organon* geben. Eine Äußerung ist dann wahr, wenn sie das aussagt, was für einen Gegenstand gilt; falsch, wenn sie das aussagt, was nicht gilt („*vera pronuntiatio est, quae enuntiat id quod re ipsa ita est; falsa, quae id quod non ita est*“; III, 155). Mit

dieser Wahrheitsdefinition steht Vives deutlich in der Traditionslinie Aristoteles – Tarski.

Entsprechend seiner psychologisch-praktischen Orientierung erkennt Vives, daß bei Entscheidungsprozessen darüber, ob eine Äußerung wahr oder falsch ist, viele Faktoren mitwirken; er teilt diese in zwei Bereiche auf: die Natur der Dinge selbst und der erkennende und urteilende Mensch. Er diskutiert weiter die Rolle der Kategorien der Notwendigkeit, der Möglichkeit, der Kontingenz, der Häufigkeit etc. Wichtig ist ihm ferner die Eindeutigkeit sprachlicher Ausdrücke: ein mehrdeutiger oder in seinem Sinn dunkler Satz kann nicht auf seine Wahrheit oder Falschheit hin geprüft werden. Konsequenterweise fordert er, daß Äußerungen auf die Wahrheit aller in ihnen enthaltenen Minimalprädikationen (vermutlich inklusive der Präsuppositionen) zu überprüfen sind. Dazu gehören die Quantifizierung und Qualifizierung von Substantiven ('alle x?', 'ein bestimmtes x?'; 'hat x die Qualität C?' etc.), die affirmative Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat und die weiteren ergänzenden Bestimmungen („verum falsumque inquirendum ex quantitate, ex qualitate, ex copula, et affectionibus“). Im Prinzip haben wir hier einen Ansatz zu einem Kalkül, der Wahrheitswerte von Sätzen berechenbar macht. Im weiteren gibt Vives noch genauere Regeln speziell zur Beurteilung der Quantifikations- und Tempusverhältnisse in Sätzen, die wir jedoch hier aus Raumgründen nicht detailliert analysieren können.

Diese Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, daß eine logische und erkenntnistheoretische Analyse der beiden Werke *De instrumento probabilitatis* und *De censura veri* notwendig wäre, um zu einer schlüssigen Gesamtinterpretation dieser Texte zu gelangen.

BENEDETTO BUOMMATTEI:  
'DELLA LINGUA TOSCANA' (1623, <sup>3</sup>1643)

Eine Übersicht und ein Versuch  
einer partiellen grammatiktheoretischen Analyse\*

Es scheint, daß die Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung Buommatteis Werk bisher keine besondere Beachtung geschenkt hat.<sup>134</sup> Dies ist um so verwunderlicher, wenn man feststellt, daß sein *opus* beinahe zwei Jahrhunderte lang in 15 Ausgaben der Öffentlichkeit immer wieder zugänglich gemacht wurde<sup>135</sup> und man schon allein daraus den Schluß ziehen darf, daß sein Einfluß auf die Entwicklung der Sprach- und Grammatiktheorie zumindest in Italien nicht ganz unbedeutend gewesen sein kann.

Es ist nun allerdings nicht das Ziel dieses Kapitels, die Wirkungsgeschichte von Buommatteis Abhandlung nachzuzeichnen; wir sehen uns auch aufgrund der bisherigen eher mageren Sekundärliteratur zu Buommattei nicht in der Lage, seine sprach- und grammatiktheoretischen Ergebnisse in einen übergreifenden geistes- und ideengeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Vielmehr soll hier

\* Das Folgende entspricht in seiner Substanz im wesentlichen meinem Beitrag zur Coseriu-Festschrift (1981, vol. I, 191–206).

<sup>134</sup> Schon Faithfull (1962, 148, Fn. 2) stellt fest, daß Buommattei nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde und bezeichnet ihn als « il più grande grammatico della lingua italiana [. . .], uno degli arbitri letterari dell'epoca, amico e corrispondente di Milton, il quale non ebbe l'onore di un articolo nell' *Enciclopedia Italiana* ». Faithfull selbst bespricht dann aber in seinem Beitrag auch nur überwiegend auf fünf Seiten (161–166) einige Aspekte von Buommatteis Überlegungen zur Phonetik. Demselben Bereich widmet sich Fiorelli (1960), der allerdings das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, Buommatteis bislang unveröffentlichten Traktat "Della Pronunzia della lingua Toscana" ediert zu haben.

Bezeichnend ist schließlich Muljačić (1971, 264), der kurz und bündig mitteilt: « La grammatica più importante del periodo si deve a B. Buommattei. »

Cf. im übrigen Brekle (1975, 324 ff.) für eine kurze Diskussion weiterer einschlägiger Literatur.

<sup>135</sup> Cf. die Bibliographie der Werke Buommatteis in Brekle 1981, vol. I, 202–205.

– im Sinne einer bescheidenen historiographischen Vorarbeit – versucht werden, im Rahmen eines vorsichtig interpretierenden 'close reading' einige der zentralen sprach- und grammatiktheoretischen Positionen aus dem ersten Buch des 1643 zum ersten Mal vollständig erschienenen Werkes dem heutigen Leser nahezubringen.

Vorausgeschickt sei ein knapper Abriß der Lebensumstände unseres Autors.<sup>136</sup> Benedetto Buommattei wurde 1581 in Florenz geboren. Er entstammte einer alteingesessenen Florentiner Familie. Nach dem Tode seines Vaters (1591), der ihn in die humanistischen Studien einführte, mußte er sich jedoch einer praktischen Tätigkeit zuwenden – er lernte das kaufmännische Rechnungswesen –, um seine Familie materiell unterstützen zu können. Schon im Alter von 15 Jahren arbeitete er als Helfer des Kämmerers des 'Ufficio dell'Abbondanza' und als Buchhalter bei vielen Florentiner Händlern. Als er volljährig wurde, entschloß er sich, seinen Beruf aufzugeben und Priester zu werden. Im Jahre 1600 begann er in Florenz das Studium der Philosophie, der scholastischen Theologie, der Moraltheologie, der Philologie ('Grammatica e Lettere umane') und der Logik; gleichzeitig studierte er in Pisa Jura und Kirchenrecht. 1605 wurde er in die 'Accademia Fiorentina' aufgenommen, die in den ersten Jahrzehnten des 17. Jh. ein bedeutendes wissenschaftliches Zentrum war (1622 hatte Galileo Galilei in dieser Institution das Amt eines Konsuls inne).

1608 wurde er zum Priester geweiht und 1611 zum Doktor der Theologie promoviert. Bis 1615 hielt sich Buommattei in Rom auf; in diese Zeit (1613) fällt die Abfassung des ersten Buches seines Werkes *Della lingua toscana*. Zehn Jahre lang ließ er das Manuskript unter den bekanntesten Gelehrten<sup>137</sup> zirkulieren, ehe es 1623 in Venedig unter dem Titel *Delle cagioni della Lingua Toscana* gedruckt wurde.

In den Jahren 1615–1627 hielt er sich in Florenz, Venedig und Padua auf; neben seiner Tätigkeit als Priester nahm er am gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Leben dieser Stadtrepubliken teil. 1626 wurde ohne sein Wissen von Agnolo Cantini in Venedig

<sup>136</sup> Wir stützen uns dabei auf die Vita Buommatteis aus der Feder von Giovanni Battista Casotti; wir zitieren nach der Ausgabe Venedig 1735.

<sup>137</sup> Cf. Casotti 1735, 6, der uns allerdings keine Namen überliefert.

das erste Buch seiner Grammatik unter dem Titel *Introduzione alla lingua toscana* nachgedruckt.

1627, nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt, wurde Buommattei in die berühmte 'Accademia della Crusca' aufgenommen; er war Mitbegründer der 'Accademia degli Apatisti' und hielt an vielen Florentiner Akademien Reden und Vorlesungen. 1632 wurde er zum 'lettore di lingua toscana' und zum Rektor des 'Collegio universitario Ferdinando' der Universität Pisa ernannt. Die letzten elf Jahre seines Lebens verbrachte er in Florenz als 'lettore' und ab 1640 als Sekretär der 'Accademia della Crusca'; wobei er sich besonders um die neue Edition des *Vocabolario* bemühte. Ein Lieblingsthema bei seinen Vorlesungen war Dantes *Divina Commedia*. 1638/40 veröffentlichte er die 'Division morale dell'Inferno di Dante' und die 'Division morale del Purgatorio di Dante'.<sup>138</sup> 1643 erschien schließlich in Florenz eine weitere Ausgabe seiner Grammatik, die zum ersten Mal auch das zweite Buch 'Della lingua toscana' enthielt. Casotti (1735, 26) berichtet, daß nach Buommatteis Tod (1647)<sup>139</sup> der Senator Carlo Strozzi – «il Padre dell'antichità» – soviel er von Buommatteis hinterlassenen Manuskripten erreichen konnte in seiner berühmten Bibliothek sammelte und aufbewahrte.<sup>140</sup> Neben belletristischen und geistlichen Texten befanden sich darunter auch 15 Kapitel eines 'Trattato della Pronunzia', der von Fiorelli 1960 herausgegeben wurde.

Buommatteis Grammatik besteht aus zwei Büchern; das erste Buch umfaßt sieben 'trattati' (1735, 31–98):

1. Della lingua in commune
2. Dell' orazione
3. Delle lettere

<sup>138</sup> Casotti 1735 berichtet noch von anderen belletristischen und theologischen Arbeiten und Vorträgen; S. 28 wird von einer Lobrede Buommatteis auf seinen Kater Romeo berichtet!

<sup>139</sup> Alle herangezogenen Informationen geben 1647 als Todesjahr an. Lediglich I. Calabresi nennt im *Dizionario biografico degli Italiani*, vol. 15, 266 das Jahr 1648; hierbei dürfte es sich um einen Druckfehler handeln.

<sup>140</sup> Cf. dazu das Inventarverzeichnis von [Guasti, G.]: *Le Carte strozziane del R. Arch. di Stato in Firenze. Inventario. Serie prima*, I, Firenze 1884, 483–486; II, ib., 1891, 452 f., 461–462. Die Manuskripte von Buommatteis Werken liegen in Florenz, die einiger Briefe in der vatikanischen Bibliothek. Weitere Inventarverzeichnisse dazu s. bei Calabresi, 268.



4. Delle sillabe
5. De' dittonghi
6. De gli accenti
7. Delle parole.

Das zweite Buch (1735, 99–237) diskutiert in zwölf 'trattati' die vom Autor im ersten Buch (7. XXI) aufgestellten und begründeten zwölf Redeteile («spezie delle parole» oder «parte d'orazione»).

Insgesamt darf Buommatteis Werk dem Typus der deskriptiven Grammatik zugerechnet werden; er selbst bezeichnet es als sein Ziel «il veri elementi delle regole della nostra Lingua»<sup>141</sup> aufzustellen. Er tut dies jedoch nicht in der eher essayistischen Manier von Bembo's *Prose*, obwohl er dessen Position in der «questione della lingua» teilt, sondern lehnt sich methodologisch und methodisch stärker an Scaligers *De causis linguae latinae* (1540) und vermutlich auch an Sanctius' *Minerva: seu de causis linguae latinae* (1587) an. Unserem Autor geht es jedoch nicht um sprachphilosophische Spekulationen oder um den Aufbau einer Sprachtheorie als solcher, vielmehr sind seine allgemeineren Überlegungen zur Struktur und Funktionsweise der Sprache grundsätzlich an praktischen Fragen der Spracherlernung und der möglichst vollständigen Erfassung der «regole proprie» des Toskanischen orientiert.

Einen guten Eindruck von der Praxisorientiertheit unseres Autors gibt seine Behandlung der Frage, von welcher Art sprachlicher Daten ein Grammatiker oder ein Sprachlernender ausgehen sollte (1. V. *Se le lingue si debban apprendere dagli Scrittori, o dal Popolo*)<sup>142</sup>. Sowohl die Sprache der Schriftsteller als auch die Sprache des Volkes sei für das Erlernen einer Sprache als Ausgangspunkt heranzuziehen; während das Volk die Sprache forme und weiterentwickle, seien es die Dichter und Schriftsteller, welche die Sprache als Schriftsprache stabilisierten. Buommattei erkennt sehr wohl die Begrenztheit eines Textkorpus in bezug auf eine vollständige Erfassung der Regularitäten einer Sprache: er empfiehlt zwar, zunächst

<sup>141</sup> 1735 (a 3) in seiner Widmung an den Großherzog Ferdinando II. Buommattei vergleicht seine Grammatik mit dem Element der Erde, während er den berühmten Arbeiten von Bembo, Castelvetro und Salviati die Elemente Wasser («la dolce eloquenza del Bembo»), Feuer («le sottigliezze di quel che compose la GIUNTA») und Luft («la purità dello stile del Salviati») gegenüberstellt.

<sup>142</sup> Alle Zitate, falls nicht anders vermerkt, aus dem ersten Buch.

sich *in puncto* Syntax und Stil an die Texte der Schriftsteller zu halten, rät jedoch, zur Ergänzung auf die « voce viva del popolo » zu achten, « perchè gli scrittori non dicono tutto ». Den Sprachgebrauch des Volkes sieht er gegeben nicht nur in den untersten Volksschichten (« non la sola fecchia della plebe »), sondern in der gesamten Bürgerschaft (« il corpo tutto della cittadinanza unita insieme »).

Aus sprachpraktischer Sicht sollen nach Buommattei hauptsächlich fünf Komponenten der Sprache berücksichtigt werden:

1. Der Wortschatz (« i corpi de' vocaboli ») nach seiner Zusammensetzung aus einheimischen und fremden Elementen (wobei er abgeleitete und zusammengesetzte Wörter noch besonders erwähnt). Auch hier plädiert er im Interesse der größtmöglichen Ausdruckskraft einer Sprache gegen puristische Tendenzen;
2. die flexivischen Veränderungen der Wörter (« le passioni o accidenti »);
3. die Syntax der Wörter (« i Modi dell' accoppiargli insieme »); Buommattei schätzt bei 2. und 3. die Verlässlichkeit der Schriftsteller in bezug auf sprachliche Richtigkeit höher ein als die des Volkes (« il popolo parla più a caso »); man sollte jedoch den Sprachgebrauch des Volkes als Ergänzung stets im Auge behalten;
4. die verschiedenen Rede- und Schreibstile, auch Textsorten (« le forme del dire »); auch hier plädiert unser Autor sowohl für eine Berücksichtigung der Sprache der Schriftsteller als auch der Volkssprache. In Anlehnung an klassisch-rhetorische Kategorien unterscheidet er folgende Stile: « grave, e burlesca; tragica, e civile; storica, e oratoria; negoziativa, e dottrinale »;
5. die Aussprache (« la Pronunzia »); sie könne man den Schriftstellern nicht entnehmen « perchè tutte le cose si scrivono a un modo, nè posson pienamente accennar coll'ortografia », hier müsse man ganz auf die « viva voce del popolo » zurückgehen.

Buommattei schließt den ersten Traktat des ersten Buches mit einem Kapitel (*Delle cagioni della Lingua*), in dem er die vier aristotelisch-scholastischen 'causae', die er für alle natürlichen und künstlichen Gegenstände als gültige Analyseprinzipien ansieht, auf die Sprache anwendet und so zu einem theoretischen Rahmen vereinigt, in dem er die wesentlichen Funktionen der Sprache abhandeln kann.

Die materiale 'Ursache' der Sprache sind die Wörter, aus denen sich die Rede zusammensetzt.

Die formale 'Ursache' ist die Bedeutung der Wörter, aus denen die Rede zusammengesetzt wird, « perchè s'elle non significassero, elle non sarebbon parole ».

Die 'Wirkursache' der Sprache sind die Menschen, die sie sprechen. Die 'Zweckursache' der Sprache besteht darin, die Begriffe in

der Seele eines Sprechers einem Hörer zu übermitteln. Diese Kommunikationshandlung («Quest' azione che si fa per palesare altrui i concetti dell'animo per mezzo delle parole») wird gemeinhin 'Rede' ('orazione') genannt; in den weiteren 'trattati' des ersten Buches handelt Buommattei von der Rede – der gesprochenen und geschriebenen Manifestierung der Sprache – und den Bedingungen ihres Aufbaus aus den Elementen dreier Ebenen, nämlich Laut/Buchstabe, Silbe und Wort.

Für Buommattei hat der Terminus 'orazione' zwei Bedeutungen: die eine im Sinne der Rhetorik («un' ordinate disposizion di argomentti rettorici», 2. I), die andere im Sinne der Grammatik («una convenevole union di parole, abile a palesare i concetti dell'animo», ib.).

Buommatteis letztgenannte Explikation erfaßt zwei Kriterien eines Satzes oder einer 'Rede': einmal eine den Regeln einer Sprache angemessene, d. h. wohlgeformte Verbindung von Wörtern; zum andern muß eine solche Verbindung von Wörtern aber auch noch geeignet sein, die «concetti» in der Seele eines Sprechers abzubilden.

Das erste Kriterium erläutert Buommattei mit dem folgenden Beispiel:

*Umana cosa è aver compassion degli afflitti*

ist ein wohlgeformter Satz; dagegen sind die zwei folgenden Wortverbindungen nicht wohlgeformt, und zwar gerade deshalb, «perchè elle non sono abili ad esplicar verun concetto dell' animo» (1. I.):

*Degli avere umana è compassione afflitti cosa.*

*Cosa è afflitti compassione umana aver degli.*

Demnach gibt es für Buommattei nicht so etwas wie eine grammatische Wohlgeformtheit von Sätzen an sich, sondern das Wohlgeformtheitskriterium ist bei ihm von der Erfüllung der semantischen Funktion eines Satzes abhängig.

Zum Abschluß von Kap. I versucht er noch den Unterschied zwischen 'orazione' und 'parola' mit dem Hinweis zu erläutern, daß ein Wort nur eine Spezies, einen Artbegriff repräsentieren könne, ein Satz oder eine Rede dagegen bilde «gli' interi concetti» – wie in dem gegebenen Beispiel – ab. Demnach darf man unter «concetto» so etwas wie 'Gedanke' im Sinne einer Satzbedeutung verstehen.

Im zweiten Kapitel des zweiten Traktats vermittelt uns Buom-

mattei seine im wesentlichen empiristisch geprägten Vorstellungen von der Wirkungsweise des menschlichen Geistes im Bereich der Erzeugung und Übermittlung von Begriffen und Gedanken.

Zunächst zieht er einen in der scholastisch-theologischen Literatur wohlverbreiteten Vergleich zwischen den kognitiven und kommunikativen Fähigkeiten der Engel und der Menschen<sup>143</sup> heran. Die Engel bedürfen demnach im Gegensatz zu den Menschen für die erfolgreiche Ausführung eines Kommunikations- bzw. Verstehensaktes keiner sprachlichen Ausprägung ihrer Gedanken. Nach Buommattei bedarf der menschliche Geist («intelletto») der fünf Sinne, die als Diener und Boten für ihn die Verbindung zur Außenwelt herstellen. Die kommunikative Leistungsfähigkeit der fünf Sinne ist nun aber verschieden; dem Gesichtssinn und dem Gehör kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu. Der Sinn des Gehörs bedient sich des Ohrs, um Laute wahrzunehmen, während das Auge das Instrument des Gesichtssinnes ist und als Wahrnehmungsbereich sichtbare Phänomene («colori»)<sup>144</sup> hat.

In den Kapiteln III und IV des zweiten Traktats untersucht unser Autor verschiedene Arten akustischer bzw. optischer Erscheinungen, soweit sie Signal- oder Zeichenfunktion haben. Bei den akustischen Signalen unterscheidet Buommattei zwischen einfachen und besonderen Lauten. Unter die ersteren rechnet er das Händeklatschen, das Fußstampfen, das Schlagen auf Holz, Eisen, Steine etc. Eine der kommunikativen Funktionen dieser akustischen Produktionen sei es, damit die Aufmerksamkeit jemandes zu erregen. Die besonderen Laute, die mit dem menschlichen Artikulationsapparat hervorgebracht werden, zerfallen in zwei Arten, die geformten und die ungeformten Laute. Zu den letzteren gehört das Schreien, das Weinen, das Lachen, das Pfeifen, das Seufzen u. ä. Die geformten Laute dagegen bilden das Material für die gesprochene Sprache; durch diese unterscheidet sich der Mensch von den anderen Tieren. Zum Abschluß von 2. III. betont Buommattei, daß die gesprochene Sprache nicht nur dazu diene, Gedanken zu übermitteln, sondern

<sup>143</sup> Diesen Vergleich treffen wir 1677 wieder in G. de Cordemoys *Discours physique de la parole*; cf. das 7. Kapitel in der Ausgabe 1970 (= vol. 2 *Grammatica Universalis*).

<sup>144</sup> Cf. 2. II: «per colore intendiamo tutto quel che per mezzo della luce si può discernere dall' occhio.»

daß man mit ihrer Hilfe auch jemanden von der Wichtigkeit einer Sache überzeugen könne; dies heißt ja wohl, daß er der gesprochenen Sprache außer der repräsentativen Funktion auch noch andere pragmatische Funktionen zuerkennt.

In 2. IV. unterteilt er optische Signale und Zeichen nach den Merkmalen 'vollständig' bzw. 'unvollständig' (« perfetto/imperfetto »). Zu den letzteren, wir würden heute sagen den nonverbalen Zeichen, gehören: Winken, Augenbrauenheben, Kopf- und Handbewegungen; Erröten, Erblassen u. a. Sie lassen sich nach natürlichen und willkürlichen und diese wiederum nach allgemeinen und privaten Zeichen unterscheiden.

Die 'vollständigen' optischen Zeichen unterteilt Buommattei nach bildlichen und schriftlichen Manifestationsweisen. Bilder ahmen die Natur nach und sind durchaus geeignet, Gedanken auszudrücken und irgendwelche wirklichen Handlungen abzubilden (« battagli, trionfi, cacciagioni, tempeste »). Bildliche, ikonische Abbildungen sind grundsätzlich allgemeinverständlich, schriftliche Zeichenfolgen dagegen nicht; die ihnen zugrundeliegenden Regeln müssen erlernt werden. Gegenüber ikonischen Abbildungen haben aber schriftliche Texte den Vorzug, daß mit ihnen nicht nur Tatsachen oder irgendwelche Sachverhalte abgebildet werden können, sondern auch die damit assoziierten Gedanken, Gründe, Ziele etc.

In 2. V. (« Che differenza sia tra la scrittura, e la voce ») werden die je verschiedenen pragmatischen und medienspezifischen Eigenschaften und Leistungen der gesprochenen und geschriebenen Sprache einander gegenübergestellt. Buommattei stellt zunächst fest, daß sowohl Schriftzeichen wie auch 'geformte' Laute geeignet seien, die Gedanken eines Schreibers/Sprechers jemandem mitzuteilen. Die gesprochene Sprache sei jedoch ausdrucksfähiger als die geschriebene; letztere könne zwar die Gedanken, die argumentativen Zusammenhänge klar darstellen, jedoch fehle ihr die Lebhaftigkeit des Ausdrucks, der der gesprochenen Sprache eigen ist. Letztere fügt der semantischen Substanz einer Rede affektive, allgemeiner gesprochen parasprachliche Elemente hinzu: « alzando, e abbassando; ingrossando, e assottigliando; sostenendosi, e velocemente correndo, secondo que richiede il bisogno. »

Ganz im Sinne der antiken Auffassung – *verba volant, scripta manent* – erblickt unser Autor in der Dauerhaftigkeit und der zeit-

lich und räumlich unbegrenzten Reichweite geschriebener Texte deren wesentlichen Vorzug. Ebenfalls ganz im aristotelischen Sinne versteht Buommattei die Funktion der Schrift dahingehend, daß sie Zeichen für die Abbildung von Lauten bereitstellt.<sup>145</sup> Er schließt das letzte Kapitel des zweiten Traktats mit einem humanistischen Vergleich: die Schriftsprache ähnele einem Tempel, in dem für immer die Weisheit aufbewahrt wird, die Lautsprache dem Orakel des Tempels, das täglich antworte und demjenigen, der sich darum bemüht, Weisheiten vermittele.

Im dritten Traktat wird in 19 kurzen Kapiteln von Buchstaben und Lauten und den diese jeweils konstituierenden Elementen gehandelt; in den ersten drei Kapiteln geht es um theoretische Differenzierungen, während in den übrigen 16 Kapiteln graphemisch-phonologische Regularitäten und Besonderheiten des Toskanischen diskutiert werden.

Zunächst versucht Buommattei interessanterweise, den im 17. Jh. noch weithin systematisch doppeldeutig verwendeten Terminus *lettera/litera*<sup>146</sup> zu disambiguieren: ein Buchstabe ist für ihn ein Teil des Alphabets («scrittura»), während die Elemente der gesprochenen Sprache für ihn einfache Laute sind, die jeweils mit einer einzigen Atembewegung hervorgebracht werden (cf. 3. II.). In 3. I. wird die Frage diskutiert, ob die Buchstaben oder die diese konstituierenden Stücke von Geraden und Kurven<sup>147</sup> die letzten unteilbaren Elemente des Alphabets seien. Buommattei verwirft aber letzten Endes die Möglichkeit, die Formen der einzelnen Buchstaben aus geometrisch-topologischen 'distinktiven Merkmalen' graphemtheoretisch aufzukonstruieren. Er argumentiert, daß solche Linien nicht eigentlich als sprachliche – oder Sprache repräsentierende – Substanzen angesehen werden könnten, weil «ogni buon gramatico la [linea] stimerà cosa informe, come gramatico: perche ella non concorre alla formazion del parlare». Ausgehend

<sup>145</sup> Cf. 3. II.: «... per elemento s'intende la voce: e per lettera il carattere, che la contrassegna... questo carattere A posto nella scrittura non è altro che un segno, col quale s'accenna quel suono...»

<sup>146</sup> In vielen Grammatiken des 17. Jh. umfaßt der Begriff «littera» die drei Komponenten «nomen», «figura» und «potestas». Cf. Abercrombie, D. 1949 "What is a letter?", *Lingua* 2 (1949), 54–63.

<sup>147</sup> 3. I.: «... tutte le lettere son fatte, o di linee rette; o di curve...»

von den Linien und der Kurve I–113 stellt er aber andererseits fest, daß, wenn «quelle linee sono unite in maniera ch'elle formino una lettera A. B. ecco subito creata una parte della favella la quale per esser la più piccola, si può e dee chiamar' indivisibile». Immanent argumentiert wäre die Position eines 'generativen Graphemikers' dann zu halten, wenn man zu den primitiv-geometrischen Buchstabenelementen noch entsprechende topologische Bedingungen und Kombinationsregeln dazugenommen hätte. Buommattei zieht aber aus seinen in diese Richtung laufenden Überlegungen gerade nicht diese Konsequenz, sondern betrachtet die einzelnen Buchstabenformen – qua Typen – als die letzten, nicht weiter teilbaren Elemente des Alphabets.

Bei seinen phonetisch-phonologischen Betrachtungen in 3. II. folgen seine Überlegungen grundsätzlich demselben Schema: aufgrund seiner Beobachtungen und der sich daran anschließenden intuitiven Klassifikation (cf. 3. IV. ff.) behauptet er, daß es wenig mehr als 40 verschiedene Lauttypen im Toskanischen gebe; gleichzeitig betrachtet er es als einen Defekt dieser Sprache, daß man gezwungen sei, diese 40 Lauttypen durch nur 20 Buchstaben («caratteri») abzubilden. Zur individuellen artikulatorisch-phonetischen Bestimmung der 40 Lauttypen sollten die verschiedenen Artikulationsorgane und ihre jeweiligen Positionen herangezogen werden; dies bleibt bei Buommattei aber Programm, «perche ciò è difficile; non è stato sino al presente stabilito il lor numero». Unser Autor verfolgt also auch hier nicht die Möglichkeit, die einzelnen artikulatorischen Merkmale eines Lauts als letzte unteilbare Elemente der Lautsprache zu interpretieren; er bleibt sozusagen auf der taxonomischen, systematisch-phonologischen Ebene stehen.

Die weiteren Ausführungen Buommatteis zur Gliederung von Einheiten auf der Ebene der 'deuxième articulation' – er behandelt im vierten bis sechsten Traktat die Silbe, Diphthonge und Akzente – werden von uns hier nicht weiter kommentiert; abschließend soll aber der siebente und letzte Traktat des ersten Buches («Delle parole»), in dem unser Autor seine morphologischen, morphosyntaktischen und semantischen Prinzipien niedergelegt hat, noch etwas genauer betrachtet werden.

7. I. beginnt mit einer Definition des Wortes als einem lautlich geformten Zeichen für einen Artbegriff («una spezie dell'animo»),

das nach dem Willen des ersten Namengebers («ad arbitrio del primo imponente») für eine Sache gesetzt worden ist. Buommattei vergleicht das Zustandekommen eines Artbegriffes im Geiste eines Sprechers mit der Abbildung eines Gegenstandes in einem Spiegel: so wie der Spiegel dem Auge die Form und das Bild eines Gegenstandes darstellt, so stellen die Sinne dem Geist den Artbegriff und das Bild eines Gegenstandes dar. Er betont dabei aber, daß, so wie der Spiegel und das Auge nicht den Gegenstand (*il viso* "das Gesehene"), sondern das Bild des Gegenstandes empfangen, so auch der Geist nicht den Gegenstand empfängt, sondern das Bild des Gegenstandes; der Gegenstand bleibt also draußen, während der Geist sich das Bild oder die Form des Gegenstandes bildet. Aufgrund dieser Tatsache ist es dem Menschen auch möglich, über irgendwelche Dinge oder Sachverhalte, die er begrifflich und sprachlich verarbeitet hat, auch dann zu reden, wenn sie sich seinen Sinnen nicht darbieten. Mit jedem Begriff ist für Buommattei ein lautlich realisierbares Zeichen verbunden, das seinerseits wiederum durch die Schrift dargestellt werden kann («... se la voce è un segno della spezie; la scrittura è un segno della voce»).

In den Kapiteln II–IV des siebenten Traktats diskutiert unser Autor den Problembereich der Arbitrarität sprachlicher Zeichen. Kurz zusammengefaßt sind seine Ergebnisse die folgenden:

- daß die Menschen Dinge benennen, ist ihnen von ihrer Natur her gegeben; wie sie dies aber tun, ist nicht naturgegeben, sondern 'künstlich' – wir würden heute sagen 'konventionell' – geregelt;
- daß der 'erste Namengeber' – Buommattei weicht hier ausdrücklich von der adamitischen Hypothese der Bibel ab –, ein Individuum oder eine Gruppe von Menschen, den Dingen jeweils ihre Namen gegeben hat. Er gibt sowohl Beispiele aus den alten und neuen Sprachen (*cavallo: equus, hippos; cane: chien, pero, hont* [sic]) als auch Beispiele aus verschiedenen italienischen Dialekten (toskanisch *grembiule*, römisch *zinale*, neapolitanisch *mantesino* etc.).

Die Kapitel V–XIX widmet Buommattei zum größeren Teil einer Darstellung der Morphonologie des Toskanischen. Dabei behandelt er phonotaktische Fragen, Probleme der Elision und Assimilation in bestimmten morphologischen und syntaktischen Verbindungen und die morphonologischen Aspekte der Wortbildung. Für Buommattei sind Silben die unmittelbaren Konstituenten der Wörter, für die Laute gilt dasselbe in bezug auf Silben. Daraus ergibt



sich, daß für ihn die 'deuxième articulation' sich in zwei Ebenen strukturiert.

In den verbleibenden Kapiteln (XX–XXV) des siebenten Traktats geht es Buommattei um Fragen der Semantik und darauf aufbauend um Kriterien zur Gewinnung von Wortklassen und deren Differenzierung von Redeteilen.

In Kapitel XX (« Della significazione delle parole ») wird der Materie der Wörter (ihrem silbischen Aufbau) ihre 'Form', also ihr begrifflicher Gehalt, ihre Bedeutung gegenübergestellt. Aus Silben werden erst dann Wörter, wenn sie einen im Geist eines Sprechers verankerten Artbegriff repräsentieren. Buommattei bringt hier wie auch sonst oft ein Beispiel aus der Literatur,<sup>148</sup> um seine Position zu belegen: wegen seines Übermuts wird Nembrotto (*Inf.* 31) von Gott dadurch gestraft, daß dieser seine Sprache verwirrt; Dante schreibt ihm folgende Äußerung zu:

*Rafel mai amech zabi almi.*

Buommatteis Kommentar dazu: dies sind alles Silben, und nach dem äußeren Eindruck scheinen es sogar Wörter zu sein; da sie aber nichts bedeuten, d. h. da sie keine Artbegriffe repräsentieren, handelt es sich dabei nicht um Wörter unserer Sprache. Als wichtiges metasemantisches Prinzip gilt bei Buommattei, daß alle Wörter Allgemeinbedeutungen repräsentieren («... tutte generalmente significano»). Da es nun aber verschiedene Sorten von Allgemeinbegriffen in unserem Geist gebe, untersucht er im Kapitel XXI (« Division delle parole secondo la forma ») eben diese kognitiv-kategorialen Differenzen und leitet daraus in einer 1:1-Entsprechung<sup>149</sup> zwölf verschiedene Wortarten ab.

Ohne weitere Begründung geht Buommattei davon aus, daß unser Geist über zwei Sorten von Artbegriffen verfügt: "Dinge" (*cose*) und "Handlungen" (*azioni*). Die ersteren umfassen « tutto quel che è sopra, e sotto al Cielo »; wirkliche, vorgestellte und fingierte Dinge; letztere alle natürlichen und göttlichen als auch alle

<sup>148</sup> Die Mehrzahl seiner Beispiele stammt aus Boccaccio-Texten, darüber hinaus wird auch Dantes *Divina Commedia* herangezogen.

<sup>149</sup> 7. XX.: «... perchè tra le spezie dell' animo si truova qualche differenza; di qui è che le parole non hanno tutte il medesimo significato; anzi tanto son tra loro differenti, quanto son differenti tra loro le spezie di che elle son segno.»

wahren oder fingierten Operationen. Der Terminus für Wörter der Dingsorte ist "Nomen" (*nome*), für Wörter der Handlungsorte "Verbum" (*verbo*). Damit hat er die wichtigsten Redeteile erfaßt; die wichtigsten deshalb, weil sich mit ihnen ein vollständiger Satz bilden läßt, z. B. *Ferdinando Governa*. Dieser Feststellung fügt er aber sofort hinzu, daß sowohl *Ferdinando* als auch *Governa* viele "zusätzliche Bestimmungen" (*accidenti*) erfahren können; deshalb benötigt man noch weitere Redeteile, die all das abdecken, was weder unter den Begriff des Nomens noch unter den des Verbums fällt. Interessant ist nun, daß und wie die Kategorie der Präpositionen als nächster Redeteil eingeführt wird. Buommatteis Argumentation verläuft hier folgendermaßen: alles, was ist und alles, was gemacht wird, ist entweder "Grund" (*cagione*) – z. B. Gott – oder "Wirkung" (*effetto*) – z. B. schaffen, – oder aber beides – z. B. Mensch – (er kann einmal als "Wirkung" angesehen werden, insofern er von Gott geschaffen wurde<sup>150</sup>, oder als "Grund", insofern er selbst in der einen oder anderen Weise handelt). Die Natur der Gründe und Wirkungen können nun sowohl durch ein Nomen als auch durch ein Verbum erklärt werden; aber ihre jeweilige Art («il modo») kann dadurch nicht verdeutlicht werden. Deshalb ist es notwendig gewesen, Zeichen zu finden, die genau die jeweilige Art eines "Grundes" angeben: «finale, o formale, o materiale, o strumentale». Wörter mit dieser semantischen Funktion sind nun gerade die Präpositionen.

Weitere Wortarten werden dann ebenfalls auf kognitiv-semantischer Basis eingeführt: Adverb, Partizip, Gerundium, Pronomen, Artikel, kasusanzeigende "Präposition" (*segnacaso* oder *vicecaso*), "Konjunktion, Interjektion" (*interposto*) und "Füllpartikel" (*ripieno*). Diese zwölfte Wortart wird pragmatisch-rhetorisch definiert. Buommatteis Beispiele sind

Egli non sono ancora molt'anni.  
Vedde ben venti lupi.

Hier dienen *egli* und *ben* dazu, den Satz rhetorisch aufzufüllen und

<sup>150</sup> Man beachte die Implikation, die sich ergibt, wenn Buommattei einerseits die Handlung eines Agens als 'Wirkung' auffaßt – im Falle von *schaffen* ("creare"), andererseits aber auch das durch eine Handlung Bewirkte – der gottgeschaffene Mensch – als 'Wirkung' verstanden wird.

die Aussage zu verstärken («dar numero alla frase, e forza al concetto»).<sup>151</sup>

Stolz stellt Buommattei zu Beginn des folgenden Kapitels (7. XXII.) fest:

Dodici abbiám provato esser le spezie delle parole, e dodici affermiamo esser le parti dell' orazione nella nostra lingua Toscana.

Nachdem er sich in 7. XXII. f. unter Beibringung weiterer Argumente für die von ihm postulierte Zwölfzahl der Wortarten und Redeteile einigermaßen polemisch – besonders im Hinblick auf das Toskanische – mit der traditionellen Meinung („Partes orationis sunt octo“) auseinandergesetzt hat, diskutiert er in 7. XXIV. die Frage, welcher Unterschied zwischen der Kategorie des Redeteils und der des Wortes bestehe. Zunächst stellt er fest, daß zwischen den beiden Kategorien nur ein ganz kleiner Unterschied («pochissima differenza») anzunehmen sei, weil nämlich ein Wort, soweit es etwas zum Aufbau eines Satzes beitrage, jeweils als Redeteil aufzufassen sei. Gleichwohl sei die Lautkette *amore* mit ihrer Bedeutung («passion dell' anomo, che suol nascer negli Uomini per desiderio delle cose, che piacciono») als Wort aufzufassen (qua Einheit des Lexikons, etwa im Sinne unseres heutigen Lexems). Wird dieses Wort dagegen in einem Satz verwendet, ist es als Redeteil zu verstehen. Interessant ist nun das weitere Kriterium, daß ein Wort immer eine morphologische Einheit ist, ein Redeteil dagegen – je nach den Flexionsregeln einer Sprache – auch durch mehrere morphologische Einheiten ausgedrückt sein kann (z. B. *ho amato* u. ä.); andererseits kann eine – wenn auch komplexe – morphologische Einheit mehr als einen Redeteil – im Grenzfall einen vollständigen Satz – ausdrücken (z. B. *Donollomi, Dirovelo* u. ä.).

Konsequent schließt sich daran die Darstellung der wiederum semantisch begründeten Flexionskategorien an (7. XXV. «In quanti modi le dette parti posson variarsi»). Buommattei erkennt

<sup>151</sup> Es dürfte sich hier um eine sehr frühe Erwähnung einer Wortart handeln, die erst heute unter den Bezeichnungen Gradadverbien, Abtönungs-, Satz- und Modalpartikel u. ä. in ihren verzweigten semantisch-pragmatischen Funktionen etwas genauer erforscht wird. Cf. z. B. Weydt 1979. Im zweiten Buch werden im 19. Traktat den toskanischen 'Füllpartikeln' zehn sehr kurze Kapitel gewidmet; eine detaillierte Analyse wäre sicher nicht uninteressant.

unter seinen zwölf Redeteilen fünf flektierbare an: Nomen, Verbum, Pronomen, Artikel und Partizip. Seine Flexionskategorien entsprechen im wesentlichen denjenigen des klassischen Kanons: Numerus, Person, Genus, Modus, Tempus, Kasus. Bemerkenswert ist, daß er – ebenfalls nach klassischem Vorbild, z. B. Varro – Veränderungen einer Basiswortform, eines Lexems durch Derivations- und Kompositionsprozesse auch zum Bereich flexivischer Veränderungen zählt.

Damit schließen wir unseren kurzen Überblick über einige der im ersten Buch von Buommatteis *Della lingua toscana* niedergelegten sprach- und grammatiktheoretischen Positionen ab.

WOLFGANG VON KEMPELEN:  
'MECHANISMUS DER MENSCHLICHEN SPRACHE  
NEBST BESCHREIBUNG  
EINER SPRECHENDEN MASCHINE' (1791)\*

Ein Kapitel aus der Geschichte der empirischen Sprachwissenschaft

In diesem Kapitel soll ein Thema angeschlagen werden, das zumindest ab dem 18. Jh. für die allgemeine Geschichte der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften, eine zentrale Bedeutung zu gewinnen beginnt: die Erarbeitung und der Einsatz empirischer Kriterien und Methoden zur Lösung theoretischer und praktischer Probleme.

Es ist bekannt, daß im 18. Jh., besonders in seiner zweiten Hälfte, einerseits der Simulation, der Nachbildung menschlicher und tierischer Verhaltensweisen und Bewegungsabläufe, ein besonderes Interesse entgegengebracht wurde (man denke nur an Vaucansons 'mechanische Ente' und seinen Flötenspieler,<sup>152</sup> daneben an die vielen Typen von Spieluhren und anderem 'Spielzeug' und an von Kempelens 'mechanischen Schachtürken')<sup>153</sup>, andererseits entwickelte sich die Maschinenbaukunst (Antriebs- und Produktionsmaschinen) rapide zu ersten Höhepunkten.<sup>154</sup> Hand in Hand damit ging die Entwicklung der Naturwissenschaften (z. B. der durch Lavoisier ausgelöste Übergang von der Alchimie zur modernen Chemie). Die von Leonardo da Vinci, Galilei und Kepler im 16. und 17. Jh. postulierten und zum Teil auch angewandten Grundsätze exakter und empirischer Wissenschaft fanden im 18. Jh. eine erste breitere Anwendung,<sup>155</sup> um im frühen 19. Jh. – insbesondere in

\* Adaptiert aus Brekle/Wildgen 1970, VII\*–XLV\*.

<sup>152</sup> Cf. Grössel in der *Süddeutschen Zeitung* vom 23./24.4.1977.

<sup>153</sup> Cf. Brekle/Wildgen (1970, XVI f.) für weitere Angaben.

<sup>154</sup> Cf. die einschlägigen Artikel und Bildtafeln in Diderot/d'Alemberts *Encyclopédie* (1751–1780).

<sup>155</sup> Cf. Szabó 1976 und weitere dort genannte Literatur.

England – dann breitere gesellschaftlich-ökonomische Auswirkungen im beginnenden Industriezeitalter zu haben.

Neben theoretisch-spekulativen sprachwissenschaftlichen Forschungen, die oft nur ein mageres empirisches Fundament hatten – auch im 18. Jh. lag das Hauptgewicht auf der Tradierung und schrittweisen Weiterentwicklung vorhandener sprachwissenschaftlicher und speziell grammatisch-theoretischer Ansätze und daran angelehnt einzelsprachlicher Beschreibungen –, wurden aber auch explizit oder implizit empirische Zugänge zur Lösung theoretischer und praktischer Probleme im Bereich der Erforschung natürlicher Sprachen gesucht. Im 18. Jh. kann eine Zunahme des Interesses an der Lösung sprachdidaktischer Probleme konstatiert werden;<sup>156</sup> dasselbe gilt für die Vereinheitlichung der Orthographien der sich stabilisierenden europäischen Nationalsprachen. Eine entscheidende Voraussetzung für die Erforschung und Vergleichung der Strukturen gerade auch außereuropäischer Sprachen bildeten die Datensammlungen, wie sie auf oft eigens dazu bestellten Expeditionen zusammengetragen wurden. Neben dem schon länger bestehenden Interesse von kirchlicher Seite ist hier besonders das eher staatspolitische bzw. imperialistische Interesse der im Entstehen begriffenen Kolonialmächte Rußland und England zu nennen.<sup>157</sup>

Die im engeren Sinne naturwissenschaftliche Erforschung der Sprache, bzw. einzelner Sprachen, war entsprechend der Entwicklung der physikalischen und anatomischen Erkenntnisse der Zeit auf die Struktur und Funktion sprachlicher Ausdrücke (Einzellaute und Lautketten) ausgerichtet.

Wie an unserer nachfolgenden Darstellung und Diskussion von Kempelens *Mechanismus* zu sehen ist, basierten solche Forschungen im wesentlichen auf anatomisch-physiologischen und physikalisch-akustischen Erkenntnissen und Methoden.

<sup>156</sup> Cf. z. B. Du Marsais' Interlinearmethode für den Lateinunterricht (1797, vol. I, 1–41) oder zahlreiche 'kontrastive' Grammatiken, z. B. Französisch-Englisch von Miège 1749. Für den deutschsprachigen Raum sei auf das in Arbeit befindliche Bibliographische Handbuch der deutschsprachigen Grammatiker und Sprachtheoretiker des 18. Jh. (ed. Brekle/Höller) hingewiesen.

<sup>157</sup> Cf. z. B. Pallas 1786–89, Hervás y Panduro 1784, 1800–1805; Halhed (1778), Jones (1771), Gilchrist (1796).

Aus von Kempelens (1734–1804)<sup>158</sup> einzigem wissenschaftlichen Werk ergibt sich – auch aufgrund zahlreicher Selbstzeugnisse –, daß unser Autor – ein vielseitig gebildeter höherer Staatsbeamter in der k. u. k. Monarchie – jeglicher Spekulation abhold war, sein Erkenntnisinteresse war eminent empirisch fundiert und auf experimentelle Bestätigung seiner Hypothesen ausgerichtet.

In den ersten beiden Kapiteln („Von der Sprache überhaupt“; „Gedanken über die Fragen: ob die Sprache von Menschen erfunden, oder ob sie ihnen anerschaffen worden ist? Ob alle Sprachen aus Einer Grundsprache entstanden sind?“) gibt von Kempelen zunächst einen kritischen Überblick über die wissenschaftliche Diskussion seiner Zeit. Seine wichtigsten Quellen sind dabei die Werke von Court de Gébelin, von de Brosset, von Süßmilch und von Herder.<sup>159</sup> Bekanntlich trugen die beiden letztgenannten Autoren in der zweiten Hälfte des 18. Jh. den Streit um den göttlichen bzw. menschlichen Ursprung der Sprache aus. W. v. Kempelen schließt sich der Auffassung Herders an und versucht durch eigene Argumente die Hypothese des menschlichen Ursprungs der Sprache zu stützen. Er gibt damit seinen Standpunkt in der damaligen wissenschaftlichen Diskussion zu erkennen und zeigt, daß er große Teile der zeitgenössischen sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Erkenntnis kritisch zu überblicken imstande war.

Auf die lange Tradition, auf die die Physiologie der Sprechorgane zu von Kempelens Zeit schon zurückblicken konnte, kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden. Es sei nur erwähnt, daß die Anatomie des Ansatzrohres schon von Aristoteles ausführlich beschrieben wurde, daß der griechische Arzt Galen Beschreibungen der Kehlkopfmuskulatur lieferte, aber die Funktion der Stimm lippen nicht erkannte. Leonardo da Vincis Beobachtungen, wie er sie in den *Quaderni d'anatomia* niederlegte, nahmen viele spätere Erkenntnisse vorweg;<sup>160</sup> sie blieben jedoch, da sie erst in unserer Zeit wiederentdeckt wurden, ohne Einfluß auf von Kempelens sprachphysiologische und phonetische Forschungen.

Dagegen bildet das 1703 veröffentlichte Werk des französischen

<sup>158</sup> Für biographische Angaben cf. Brekle/Wildgen 1970, VIII–XI.

<sup>159</sup> Cf. die Bibliographie am Ende des Buches.

<sup>160</sup> Cf. Panconcelli-Calzia, 1948, 10 ff.

Physiologen Denis Dodart – *Mémoire sur les causes de la voix de l'homme et de ses différents tons* – eine wesentliche Voraussetzung für von Kempelens Arbeiten auf dem Gebiet der Sprachphysiologie und für die Konstruktion seiner 'sprechenden Maschine'. Dodart zeigte in seinem Werk, daß die Trachea nichts zur Stimme bzw. zur Artikulation beitrage, außer der Luftzufuhr.<sup>161</sup> Detailkenntnisse entnimmt von Kempelen dem großen physiologischen Werk von Albrecht von Haller<sup>162</sup>, insbesondere dem 3. Band: *Respiratio, vox*. So beansprucht unser Autor in diesem Bereich auch nicht, Resultate eigener Forschungen vorzustellen; er sagt selbst:

Um doch jene Leser nicht ganz unbefriedigt zu lassen, die nie Gelegenheit gehabt haben, sich mit diesen inneren Theilen unseres Körpers bekannt zu machen, so soll hier bey jeden zur Sprache beytragenden Werckzeuge das Notwendigste von seiner Struktur, Bestimmung und Wirkung gesagt werden. (58)

Das Verhältnis 'Laut' zu 'Buchstabe' hat – obwohl oft beide Termini promiscue gebraucht wurden – schon immer die Grammatiker beschäftigt. Die seit dem 17. Jh. – ansatzweise auch schon früher – immer wieder unternommenen Versuche, 'universale Grammatiken' zu schreiben bzw. 'universale Alphabete' zu konstruieren, rückten das Problem des Verhältnisses von lautlicher zu 'alphabetischer' oder graphemischer Repräsentation sprachlicher Äußerungen immer wieder in den Vordergrund sprachwissenschaftlicher Bemühungen. Bei den Versuchen, ein 'universales Alphabet' zu konstruieren, lag es nahe, die Artikulationsorgane und ihre Veränderungen beim Sprechvorgang als universell gültige Ausgangsbasis zu nehmen. Die Elemente eines solchen Alphabets – die 'Buchstaben' – sollten jeweils eine möglichst genaue Abbildung der Stellung der Artikulationsorgane beim Hervorbringen des betreffenden Lautes sein. Einen entsprechenden Versuch unternahm 1667 von Helmont; er wollte nachweisen, daß es gerade die Elemente des hebräischen Alphabets seien, die die Artikulationsstellungen der entsprechenden Laute genau nachbildeten.<sup>163</sup> Diese Spekulation hing natürlich mit der noch im 17. Jh. weit verbreiteten Annahme zusammen, der zufolge die *lingua sacra*, das Hebräische, diejenige

<sup>161</sup> Cf. v. Kempelen, 71.

<sup>162</sup> *Elementa physiologicae corporis humani* 1757–1766.

<sup>163</sup> von Helmont, F. M. B. *Alphabeti vere naturalis hebraici brevissima delineatio* . . ., Sulzbach 1667.



Sprache sei, die dem göttlichen Ursprung der Ursprache am nächsten stehe. Auf den Seiten 143–148 seines Werkes weist von Kempelen nach, daß die kuriose Schrift von Helmonts nur einer „erhitzten Phantasie“ entsprungen sein könne.

Ein Jahr später, 1668, erschien eine weitaus ernster zu nehmende Arbeit, die von Kempelen anscheinend nicht kannte. Es handelt sich um John Wilkins' *An Essay Towards a Real Character and a Philosophical Language*. Bischof Wilkins versuchte darin unter anderem eine Lautschrift zu entwickeln, in der aus der Form der Buchstaben relevante Artikulationsmerkmale des betreffenden Lautes entnommen werden können; z. B. ergaben die gerundeten Lippen für [o] das Symbol O, die geschlossenen Lippen für [p] das Symbol X.<sup>164</sup>

Diese wissenschaftliche Tradition fand ihre Weiterentwicklung in dem universalen Alphabet von Alexander Melville Bell<sup>165</sup> und im "Visible Speech"-Verfahren von Potter, Green und Kopp (1947), bei dem versucht wird, die einzelnen Laute bzw. Lauttypen durch vereinfachte Spektrogramme so aufzuzeichnen, daß eine Maschine imstande ist, aus diesen Symbolen die Laute akustisch zu synthetisieren. Damit wären theoretisch Taubstumme in der Lage zu 'sprechen'; das Programm, das im Titel von Helmonts Buch enthalten ist (cf. *Mechanismus* . . ., 143), wäre verwirklicht. Tatsächlich sind jedoch alle Versuche, gesprochene Sprache in Buchstabenreihen zu transformieren und umgekehrt aus Buchstaben- oder Symbolreihen gesprochene Lautketten zu synthetisieren, bis jetzt (1970) am Invarianzproblem gescheitert.

Prinzipiell handelt es sich bei derartigen Versuchen darum, Modelle für die Codierungsprozesse, wie sie beim Schreiben bzw. beim Lesen von Texten ablaufen, zu finden. Dagegen verfolgte der Pian, wie ihn von Kempelen bei der Konstruktion seiner 'sprechenden Maschine' in einem bestimmten Grade verwirklicht hat, ein bescheidenes, aber dafür auch realistischeres Ziel. Dabei geht es 'nur' um eine physikalische Lautsynthese, ohne die Korrelation mit Einheiten anderer sprachlicher Repräsentationsmedien (z. B.

<sup>164</sup> Cf. weitere Angaben in Dudley 1950, 154.

<sup>165</sup> *Visible Speech – the Science of Universal Alphabets*, New York 1867; cf. auch Dudley/Tarnoczy 1950, 158f.

‘Buchstaben’ oder Graphemen). Trotzdem darf man in von Kempelens Versuch einer Lautsynthese eine wichtige Etappe auf dem Weg zu Codierungstransformationen verschiedener sprachlicher Repräsentationsmedien erblicken.

Eigentliche Vorgänger hatte von Kempelen beim Bau seiner Sprechmaschine nicht. Wohl gab es seit dem Altertum immer wieder Versuche, die menschliche Stimme künstlich nachzuahmen, soviel wir wissen beruhten jedoch alle diese Versuche mehr oder weniger auf Betrug.<sup>166</sup> Die Motivation für den Bau einer Sprechmaschine war wohl immer da, die Möglichkeiten, eine solche Maschine mechanisch zu verwirklichen, waren im an komplizierten mechanischen Konstruktionen sehr interessierten 18. Jh. relativ günstig.

Waren doch vor der Zeit von Kempelens bereits eine ganze Anzahl von Halbautomaten und Automaten gebaut worden. So baute der Franzose Vaucanson 1742 einen mechanischen Flötenspieler und eine ‘automatische’ Ente.<sup>167</sup> Le Droz konstruierte um dieselbe Zeit ein schreibendes Kind, und von Kempelen selbst baute 1769 den wohl interessantesten dieser Apparate, den ‘mechanischen Schachtürken’.<sup>168</sup> Hatte von Kempelen zur Konstruktion seines Schachspielers sechs Monate gebraucht, so arbeitete er an seiner Sprechmaschine mehr als 20 Jahre. Gleichzeitig betrieb er eingehende Studien über die natürlichen Artikulationsprozesse, wie es sein hier vorliegendes Werk zeigt. In dem Zusammenwirken von theoretischen Überlegungen und der Erfindung von mechanischen Modellen hebt sich von Kempelen von seinen Vorgängern in der Automatenkonstruktion positiv ab.

<sup>166</sup> So wird berichtet, auf der Insel Lesbos seien Worte aus dem Munde des Orpheusorakels gekommen; im Mittelalter soll Albertus Magnus einen ‘sprechenden Kopf’ gebaut haben. Cf. hierzu Dudley/Tarnoczy (1950, 152) und R. Willis (1832, 397–437).

<sup>167</sup> Cf. Dudley/Tarnoczy 1950, 152.

<sup>168</sup> Diese Maschine, die natürlich keineswegs ein ‘automatischer’ Schachspieler war, hat die Zeitgenossen von Kempelens sehr beschäftigt, sie wurde in vielen Ländern Europas und in Nordamerika in Aktion gezeigt und hat eine Flut von Literatur hervorgerufen. Cf. z. B. den Bericht eines Anonymus im *Teutschen Merkur* (1784, 91–96 und 178–182); weitere Literatur in C. v. Wurzbach, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich*, Wien 1864, 11 Th., 158ff. Cf. neuerdings Faber 1983 (enthält einen Nachdruck von Racknitz 1789, einschlägige Beiträge von Edgar Allan Poe (1904) und Theodor Heuss (1954), ein Nachwort samt Bibliographie).

Etwa zur gleichen Zeit konstruierte der deutsche Professor Christian Gottlieb Kratzenstein einen Apparat zur Synthese der fünf Vokale a, e, i, o, u.<sup>169</sup> Zusammen mit seiner Schrift *Tentamen* . . . beantwortete er damit folgende Preisfrage der Kaiserlichen Akademie von St. Petersburg:

1. Qualis sit natura et character sonorum litterarum vocalium a, e, i, o, u tam insigniter inter se diversorum.
2. Annon construi queant instrumenta ordini tuborum organicorum, sub termine vocis humanae noto similia, quae litterarum vocalium a, e, i, o, u sonos exprimunt.<sup>170</sup>

Die Zungenpfeifen, die Kratzenstein in seinem Apparat zur Vokalsynthese verwendete, waren geeigneter als diejenigen, die von Kempelen verwendete, da sie frei durchschlugen,<sup>171</sup> jedoch waren die kratzensteinschen Resonatoren recht willkürlich gestaltet.<sup>172</sup>

Von Kempelen kannte zwar die Publikationen Kratzensteins – er erwähnt ihn 1797f. –, er bekam jedoch seinen Apparat nie zu Gesicht. Er schreibt: „Inzwischen muß ich doch gestehen, daß es für mich doch immer äußerst interessant wäre, das Kratzensteinsche Instrument zu hören und zu sehen“ (199). Zur selben Zeit, als von Kempelens Buch erschien (1791), sollen Kratzenstein und der Abbé Mical Sprechmaschinen nach dem System der Musikdosen gebaut haben. Von allen diesen Maschinen – auch späteren Konstruktionen – war von Kempelens ‘sprechende Maschine’ jedoch die einzige, die ernstzunehmende Auswirkungen bis ins 20. Jh. gehabt hat.

Bereits vor dem Erscheinen des Buches beschreibt ein Journalist (Anonymus) 1784 in einem Brief im *Teutschen Merkur* die damals noch nicht fertige Maschine. Aus seinen Worten läßt sich der Ein-

<sup>169</sup> *Tentamen coronatum de voce* . . ., Acta Acad. Petrop. 1781.

<sup>170</sup> Cf. die ausführliche Titelangabe des Werkes in unserer Bibliographie.

<sup>171</sup> Cf. Willis 1832, 402: „Besser erreichte Kratzenstein seinen Zweck. Statt die Zunge auf dem Rand der Röhre schlagen zu lassen, ließ er sie nämlich die Öffnung nur genau verschließen, so daß sie eben Raum genug zur freien Vollbringung ihrer Schwingung behielt.“

<sup>172</sup> Cf. Willis 1832, 398: „Letztere hatten zum Theil eine sehr wunderliche und verwickelte Gestalt, wofür . . . kein anderer Grund angegeben wird, als daß sie dann erfahrungsgemäß am Besten zur Erzeugung dieser Töne geeignet seyen.“ Willis bewies später, daß diese komplizierten Hohlkörper durch einfach zylindrische oder andere Rohre verschiedener Länge ersetzt werden konnten.

druck erlauben, den die 'sprechende Maschine' auf von Kempelens Zeitgenossen gemacht hat.

Sie können nicht glauben, lieber Freund, was für eine sonderbare Sensation, das erste Hören einer Menschenstimme und Menschengesprache, die augenscheinlich nicht aus einem Menschenmunde kam, auf uns alle machte. Wir sahen einander stumm und betroffen an, und gestanden es uns hernach offenherzig, daß uns im ersten Momente ein kleiner heimlicher Schauer überlaufen hätte . . . So viel kann ich Ihnen einstweilen von dieser wundernswürdigen Erfindung, die noch vor 100 Jahren vielleicht Herrn von Kempelen auf den Scheiterhaufen geliefert hätte, vorläufig sagen, lieber Freund, bis er selbst, wenn er fertig ist, uns mit seinen Beobachtungen über die thierischen Sprachorgane, Entdeckungen und Erfindungen dieser höchst wichtigen Maschine in einem eigenen Werke, das er darüber herausgeben will, näher bekannt macht. Dieß hat er wenigstens versprochen. Könnten es doch meine Wünsche beschleunigen.<sup>173</sup>

Von Kempelens Buch war also schon vor seinem Erscheinen eine Sensation und noch mehr die von ihm konstruierte Sprechmaschine. Obwohl diese nicht denselben spektakulären Erfolg hatte wie der Schachspieler,<sup>174</sup> geht ihre Auswirkung bis ins 20. Jh., hauptsächlich wegen der exakten Anleitung zum Nachbauen, die von Kempelen in seinem Buche (Kap. V, 388–456) gibt. Dies ermöglichte es dem Physiker Sir Charles Wheatstone, eine leicht modifizierte Maschine nach den Angaben von Kempelens zu bauen und diese im August 1835 in Dublin beim Treffen der British Association for the Advancement of Sciences vorzuführen.<sup>175</sup> Der Einfluß der Sprechmaschine setzte dadurch ein zweites Mal ein. So hatte der später durch die Entwicklung des Telephons berühmte Alexander Graham Bell gegen Ende des 19. Jh. die Gelegenheit, die nachgebaute Maschine zu sehen. Er war so beeindruckt, daß er unter Mithilfe seines Vaters (der Sprecherzieher war) versucht hat, selbst einen Sprechapparat zu bauen.<sup>176</sup> Zum letzten Male wurde die nachgebaute Sprechmaschine am 16. Mai 1923 von R. Paget in

<sup>173</sup> (Anonymus), 'Über Herrn von Kempelens Schachspieler und Sprach-Maschine', *Der Teutsche Merkur*, November 1784, 180 ff.

<sup>174</sup> Immerhin wurde die Sprechmaschine noch 1828 in Berlin ausgestellt; nach den Angaben des Anonymus wurde sie schon 1784 privat zusammen mit dem 'Schachspieler' vorgeführt.

<sup>175</sup> Cf. Dudley/Tarnoczy 1950, 164.

<sup>176</sup> Cf. Flanagan 1965, 167 f.

der Royal Society vorgeführt.<sup>177</sup> Paget schreibt über die nachgebaute Maschine:

I have had the privilege of trying this apparatus, and have found that it can be made to articulate the vowels æ (hat), ʌ (up), ɔ (more), u (who), and also certain words such as pʌpʌ (papa), mʌmʌ (mama), hæm (ham), hæʃ (hash), huʃ (hush), sʌmʌ (summer), or other combinations of the vowel sounds mentioned with the consonants p, m, h, s and sh. It does not seem possible to produce all the English vowels by manipulation of the mouth of the resonator, as to produce consonants others than those already mentioned. If the accounts already referred to, of the performances of de Kempelen's machine are to be believed, it would seem to have included devices which are now absent from Wheatstone's machine.

Diese Mutmaßung Pagets wird durch einen Vergleich der Abbildungen der nachgebauten Maschine<sup>178</sup> mit den in von Kempelens Buch gegebenen bestätigt. Bei der Wheatstoneschen Maschine handelt es sich um eine vereinfachte Fassung.

Aber auch der Einfluß von Kempelens theoretischer Überlegung war nicht gering. So gibt Willis an zwei Stellen seines für die Entwicklung der Phonetik wichtigen Beitrages zu, von Beobachtungen von Kempelens ausgegangen zu sein. Erstens erkennt er die Relevanz des beiläufig von von Kempelen beobachteten Zusammenhangs von Tonhöhe und Vokalqualität. Er zitiert den entsprechenden Abschnitt bei von Kempelen (196) und gibt eine Erklärung für das Phänomen. Zweitens geht er bei seinen akustischen Untersuchungen von dem trichterförmigen Mundstück der Sprechmaschine aus, das eine Abstraktion von physiologischen Verhältnissen beim Menschen auf Hohlkörper mit gewissen akustischen Eigenschaften darstellt.<sup>179</sup> Damit vollzieht Willis den von Kempelen noch nicht theoretisch erkannten Übergang von der artikulatorischen zur akustischen Phonetik. Durch Messung der akustischen Eigenschaften von kreiszylindrischen Röhren verschiedener Länge und verschiedenen Durchmessers in Abhängigkeit von der Frequenz der Zungenpfeife legt er die Grundlage zu einer akustischen Theorie der Vokalartikulation.<sup>180</sup>

Die bei von Kempelen in den Verhaltensvergleichen von Tier und Mensch bereits angedeutete vergleichende Physiologie entwickelte

<sup>177</sup> Cf. Paget 1963 (1. Ausg. 1930), 19, Fn. 1.

<sup>178</sup> Cf. Paget (1963, 18) und Dudley/Tarnoczy (1950, 164).

<sup>179</sup> Cf. Willis 1832, 405.

<sup>180</sup> Cf. G. Ungeheuer 1962, 4.

sich im 19. Jh. zu einer eigenen Wissenschaft, die ihrerseits wieder vielseitige Auswirkungen auf die bestehende komparative Sprachwissenschaft hatte (interessanterweise hat von Kempelen bereits 1791 Kritik an der unbedachten Verwendung von Analogien zwischen der Entwicklung der Lebewesen und der Entwicklung der Sprache geübt; 39).

Als wichtigste Etappe in der Entwicklung der physiologischen Phonetik seien hier nur die Bücher von K. M. Rapp (1836) und E. Brücke (1856) genannt. Welche Bedeutung Brücke noch der Physiologie des von Kempelen zumaß, wird im folgenden Zitat deutlich: „Von seinem Mechanismus der menschlichen Sprache“ (1791) schreibt Ernst Brücke, daß uns in ihm eine physiologische Lautlehre hinterlassen sei, „an der freilich später mancherlei ergänzt und bisweilen auch gebessert worden ist, die aber so fest begründet war, daß sie den sichersten Unterbau für alle ferneren Forschungen gegeben hat und geben wird“<sup>181</sup>. Sein Werk sei eins der besten physiologischen Bücher, die er je gelesen habe, und er empfiehlt es besonders „den Sprachforschern, welche sich in den rein mechanischen Theil der Lautlehre hineinarbeiten wollen“<sup>182</sup>.

Der erste, der wirklich im modernen Sinne akustische Phonetik betrieb, war R. Willis. In seiner erstmals 1830 erschienenen Arbeit verweist er ausdrücklich auf Kratzenstein und von Kempelen. „Die einzigen Versuche, die auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen, sind die von Kratzenstein und von Kempelen.“ Das vorliegende Buch charakterisiert er so:

Kempelens Werk ist reich an originellen und glücklichen Gedanken, eben so merkwürdig durch den Scharfsinn, den der Verfasser damit entwickelt, wie durch die in der That lebendige und unterhaltende Art der Behandlung des Gegenstandes.<sup>183</sup>

R. Willis konfrontiert dann seinen Problemzugang mit der traditionellen Auffassung, von der sich auch von Kempelen nicht ganz gelöst hatte.

Beiden Schriftstellern ist es indeß nicht gelungen, allgemeine Principien aufzufinden. Kempelen, wie alle Übrigen, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigten, irrte darin, daß er, wie es scheint, stillschweigend annahm, die Entstehung dieser Töne könne

<sup>181</sup> E. Brücke 1876, 7.

<sup>182</sup> Zwirner/Zwirner 1966, 84.

<sup>183</sup> Willis 1832, 398.

alleinig in der Gestalt und Wirkungsweise der Sprachwerkzeuge ihre Erklärung finden, wogegen ich aber, wie paradox es auch erscheinen mag, behaupten muß, daß man hierdurch nie zu einer richtigen Kenntniss des Gegenstandes gelangt. Der Mund mit seinen Organen, wie auch Kempelen zugibt, ist hauptsächlich zur Befriedigung des großen Bedürfnisses aller Geschöpfe, zu deren Ernährung, eingerichtet, und die Hervorbringung von Tönen ist nur ein sekundärer Zweck desselben. Überdies sind die Vokallaute eine Tongattung, die nachzuahmen nicht ganz außer dem Bereich der Kunst liegt, auch nicht ausschließlich den Organen des Menschen angehört. Musikalische Töne werden durch den Kehlkopf in der höchst möglichen Reinheit hervorgebracht, und unsere besten Instrumente ahmen dieselben nur sehr unvollständig nach; allein, wem würde es wohl einfallen, in dem Kehlkopf eine Erklärung der Gesetze für die musikalischen Töne suchen zu wollen. Diese Betrachtungen veranlaßten mich, bei der Aufnahme dieser Untersuchungen einen ganz anderen Weg einzuschlagen, nämlich die Sprachwerkzeuge gänzlich zu vernachlässigen, und durch Versuche mit den gewöhnlichen akustischen Instrumenten wo möglich zu bestimmen, welche Gestalten von Hohlkörpern, und welche andere Bedingungen zur Hervorbringung dieser Töne wesentlich seyen. Durch Vergleichung der erhaltenen Resultate mit den verschiedenen Lagen der Organe hoffe ich dann zu ermitteln, nicht nur, warum sie gerade diese oder jene Lage annehmen, sondern auch, welche Theile und Bewegungen wesentlich für das Sprechen, und welche für andere Verrichtungen bestimmt sind.<sup>184</sup>

Auf Grund von Messungen entwickelte Willis die "cavity-tone-Theory". Die Eigenschwingungen der Röhre werden durch die Schallwellen des Kehlkopfes angeregt, und somit ist die Form (besonders die Länge) dieses Rohres, die ja die Resonanzfrequenz festlegt, charakteristisch für den produzierten Laut.

Wheatstone, der 1836 die Arbeiten von von Kempelen, Kratzenstein und Willis rezensierte,<sup>185</sup> ergänzte die Vokaltheorie des letzteren und zeigt, daß einer der harmonischen Teiltöne der Glottisimpulse durch die Eigenresonanz des Ansatzrohres verstärkt wird und daß dadurch diese für den Vokal charakteristisch ist. Auf dieser Basis baute Helmholtz dann seine Vokaltheorie auf.<sup>186</sup> Die Bedeutung der Sprechmaschine für die weitere Entwicklung der Akustik umreißt G. Ungeheuer so:

Diese gelungene Vokalsynthese lenkte die Aufmerksamkeit einiger Wissenschaftler des 19. Jh. auf die akustische Funktion des Ansatzrohres und ließ physiologische Betrachtungen über die Tätigkeit des Zäpfchens, des weichen Gaumens, der falschen

<sup>184</sup> Willis 1832, 399 f.

<sup>185</sup> Ungeheuer 1962, 4.

<sup>186</sup> Cf. v. Helmholtz 1870 (3. Aufl.).

Stimmklappen usw. in den Hintergrund treten. Der Weg war frei zu einer tieferen phonetisch-akustischen Einsicht in das Phänomen der Vokalartikulation.<sup>187</sup>

Man kann die Modelle der synthetischen Spracherzeugung einteilen in solche, welche die Perzeption bzw. deren akustische Korrelate modellieren und solche, welche den menschlichen Erzeugungsmechanismus modellieren. Von Kempelens Maschine versucht in etwa beide Ziele zu erreichen. In ihrem Anspruch, den Mechanismus der Sprache zu rekonstruieren, entspricht sie dem zweiten Ziel, in ihrer technischen Ausführung ist sie ein Schritt zum ersten Ziel hin. In der weiteren Entwicklung lassen sich diese beiden Linien gut verfolgen. Die von von Kempelens Maschine angeregte Konstruktion des jungen Alexander Graham Bell war die Kopie eines Kopfes mit beweglichen Artikulationsorganen.<sup>188</sup> Pagets Plastilinmodelle waren Nachformungen des Ansatzrohres<sup>189</sup> und der sehr perfektionierte mechanische Sprecher von Riesz (1937)<sup>190</sup> war ebenfalls ein Analog der Artikulationsorgane. Eine akustische Modellierung wurde von vielen Vertretern der akustischen Phonetik vorgenommen, besonders erwähnt sei hier nur noch die Sprechmaschine 'Euphonia', die das realisierte, was von Kempelen sicher auch im Sinne hatte; sie war eine vielgezeigte Sensation. Außer Sätze sprechen konnte sie auch singen und andere Kunststücke mehr.<sup>191</sup>

Durch die Anwendung der Elektronik ergaben sich ganz neue Möglichkeiten der Lautsynthese, die jetzt auch die Ergebnisse der theoretischen Phonetik zu ihrer Verfügung hatte. K. W. Wagner konstruierte 1936 sein 'Elektrisches Sprechgerät zur Nachbildung der menschlichen Vokale'. Als analoge Teile werden dabei jeweils einander zugeordnet: Lunge-Gleichstromquelle, Impulsoszillator-Kehlkopf, Formantfilter und Grundtonkreis – Hohlräume des Ansatzrohres und der Nase, Lautsprecher-Mundöffnung. Dieses Modell modellierte das Ansatzrohr als ganzes, den einzelnen Hohlräumen entsprechen keine einzelnen elektrischen Analoge. Dies

<sup>187</sup> Ungeheuer 1962, 3.

<sup>188</sup> Cf. Flanagan 1965, 167.

<sup>189</sup> Paget 1963, 53 ff.

<sup>190</sup> Flanagan 1965, 169.

<sup>191</sup> Cf. Dudley/Tarnoczy (1965), wo eine Abbildung gegeben wird. Cf. auch Gabriel 1879, 274 f.



erreichte H. K. Dunn (1950), indem er das Ansatzrohr durch vier hintereinanderliegende kreiszylindrische Röhren modellierte und die akustischen Eigenschaften dieser Röhren durch elektrische Erstsatzschaltungen simulierte.<sup>192</sup>

Obwohl diese Apparate äußerlich keine Ähnlichkeit mehr mit der Sprechmaschine des von Kempelen haben, ist ihr Prinzip doch dasselbe: akustische Simulation der Laute und Analogie der Teile des Apparates mit den physiologischen Gegebenheiten, wobei durch dieses Verfahren die für das Sprechen relevanten Teile des Ansatzrohres von den, wie es von Kempelen bereits bemerkt hat<sup>193</sup>, für „andere Verrichtungen“ geplanten Teilen getrennt werden.

Aus dieser skizzenhaften Darstellung der Auswirkungen des Kempelenschen Werkes geht deutlich dessen Pionierleistung als Begründer der Experimentalphonetik, wie ihn E. und K. Zwirner nennen,<sup>194</sup> hervor.

In den nachfolgenden Abschnitten wird versucht, das Kempelensche Werk in einigen Aspekten mit den Aussagen der heutigen Phonetik zu konfrontieren und so die Geltung seiner Aussagen zu überprüfen.

Im Kapitel „Von der Sprache überhaupt“ grenzt von Kempelen die menschliche Sprache von der der Tiere ab. Das Ziel ist also ein sehr hochgespanntes, der universale Anspruch ist nicht zu übersehen. Auch seine Sprachmaschine, die erst die Laute einiger europäischen Sprachen hervorbrachte, sollte zu einer vollkommenen entwickelt werden, die wohl alle Sprachen der Erde 'sprechen' sollte. Und doch erstaunt die Bescheidenheit, wenn er sagt: „Ich zeige nur Entdeckungen an, die mir bei meinen Versuchen geglückt sind, reihe sie in eine gewisse Ordnung, ziehe daraus Folgen und Grundsätze . . .“ (cf. die 'Vorerinnerung' zu seinem Buch).

Für von Kempelen war die gegenseitige Abhängigkeit von Modell

<sup>192</sup> Cf. Ungeheuer 1962, 13.

<sup>193</sup> Cf. *Mechanismus* . . . , 173 f.: „Alle diese Betrachtungen . . . überzeugen mich, . . . daß folglich alle diese Werkzeuge, die wir Sprachwerkzeuge nennen, nicht um der Sprache willen da sind, sondern nur eben darum, weil sie einmal da waren, zufällig und nach und nach von dem empfindsamen Menschen zur Sprache angewandt worden sind.“

<sup>194</sup> Zwirner/Zwirner 1966, 57.

und Theorie noch intuitiv und nicht Ziel seiner Überlegungen, er braucht die Theorie, um die Maschine zu bauen, was nicht besagen soll, daß für ihn die Theorie von sekundärem Interesse war; sein technisches Interesse war jedoch die treibende Kraft bei seinen Forschungen.

Hätte von Kempelen nicht diese Fähigkeiten als Mechaniker gehabt, die er mit seinem Schachspieler bewiesen hat, so wäre vielleicht seine Sprechmaschine eben auch nur eine 'Kopfnachbildung' geworden; hätte er sich mit der Theorie nicht so auseinandergesetzt, wäre irgendeine schallproduzierende Maschine daraus geworden, wie etwa die Kratzensteinschen Hohlkörper, die weder in Analogie zu den Artikulationsorganen standen noch einfach waren (von Kempelen simulierte dieselben Vokale mit einem Trichter, für die Kratzenstein 5 komplizierte Behälter gebraucht hatte).

*Bemerkungen zur I. Abtheilung „Von der Sprache überhaupt“  
(1–28), zur II. Abtheilung „Gedanken über die Fragen:  
ob die Sprache von Menschen erfunden . . .“ (29–56)*

Der Anspruch, den von Kempelen mit diesen beiden Kapiteln verknüpft, ist bescheiden, er will nur die Gelegenheit benützen, einige eigene Gedanken zu diesem Thema vorzubringen. Er sagt: „Man nehme sie daher nur für das, was sie sind – für zufällige Gedanken.“ Aber heute, nachdem die große Bewegung der Sprachgeschichte und der Ursprachensuche abgeebbt ist, ist man erstaunt, welche Frische diese „zufälligen Gedanken“ bewahrt haben. Seine liberalen Ansichten zur Tiersprache und zum menschlichen Ursprung der Sprache erscheinen uns heute selbstverständlich, dagegen würde seine Skepsis gegenüber der Konstruktion einer Ursprache heute vielleicht noch Kontrahenten finden. Er sagt, „dazu fehlen die Urkunden“ (35), gemeinsame Wörter können „abgeborgt“ sein, eine Untersuchung des Wortschatzes genügt nicht, die Grammatik ist wesentlich etc. Er weist sogar am Beispiel des Ungarischen dessen Unabhängigkeit von anderen europäischen Sprachen nach.<sup>195</sup> Dem

<sup>195</sup> 1799 erschien das Buch *Affinitas linguae hungaricae cum linguis fennicae originis grammaticae demonstrata* des ungarischen Linguisten Samuel Gyarmath.

biologischen Bild vom Stamm und dessen Sprossen wird ein anderes biologisches Bild gegenübergestellt, das davon zeugt, wie willkürlich diese Übernahme biologischer Metaphern war: „So wenig der Apfelbaum, die Eiche und die Linde aus der Tanne hervorgekeimt ist, so wenig können alle diese 120 Zahlwörter aus 10 Wörtern einer Ursprache herausgestimmt worden seyn“ (43).

Zwirner (1966, 86) vermutet sogar, daß eben diese kritische Einstellung zur aufkommenden komparativen Sprachwissenschaft die Phonetik in ihrer Entwicklung entscheidend determiniert habe:

Aber es verdient festgehalten zu werden, daß die Experimentalphonetik eben ihre Wurzeln in *Kempelen*, d. h. vor der Ausbildung der sprachvergleichenden Methode hat und daß nicht nur die ersten sprachphysiologischen Werke, sondern auch die phonetischen Untersuchungen und Fragestellungen des ganzen 19. Jh. unter diesem Gedanken gestanden haben.

Im übrigen hebt sich von *Kempelen* auch gegenüber der alten Tradition der spekulativen Grammatik, von der er noch einiges, wie z. B. das Suchen nach Universalien, übernommen hat, ab; dies wird durch seine ganz überwiegend empirisch motivierte Arbeitsweise klar.

*Bemerkungen zur III. Abtheilung „Von den Werkzeugen der Sprache . . .“ (59–177), zur IV. Abtheilung „Von den Lauten oder Buchstaben der europäischen Sprachen“ (178–387)*

### Physiologie der Sprechorgane

Hier sollen nur zwei Beobachtungen hervorgehoben werden, die im Lichte der modernen Phonetik interessant erscheinen. 73 erwähnt von *Kempelen* die Beweglichkeit des „Luftröhrenkopfes“: „Dieser Luftröhrenkopf ist beweglich und zieht sich bey dem Sprechen und Schlucken bald auf- bald abwärts, wie man leicht bemerken kann, wenn man den Finger darauf hält.“ Die modernen Röntgenfilmuntersuchungen bestätigen diesen Tatbestand und zeigen, daß die vertikale Beweglichkeit des Kehlkopfdeckels und auch die Ausweitung der Larynx für die Artikulation ähnliche Bedeutung haben wie die leichter beobachtbaren Mundwerkzeuge. Besonders das Heben und Senken des Kehlkopfes verändert einen wichtigen

Parameter, die Länge des Ansatzrohres.<sup>196</sup> Von Kempelen geht jedoch nicht so weit, diesen Parameter bei der Beschreibung zu verwenden, wahrscheinlich, weil er ihn nicht genügend genau bestimmen konnte.

Eine andere sehr wesentliche Beobachtung beschreibt von Kempelen 190:

Es ist wohl zu merken, daß die weitere oder engere Öffnung des Mundes nicht unumgänglich nöthig ist, um die Verschiedenheit der Selbstlauter hervor zu bringen. Man kann bey der nämlichen Öffnung, die der Mund bei A hat, alle Selbstlauter durch die einzige Veränderung der Zungenlage vernehmlich aussprechen, aber sie lauten ganz gezwungen und widerwärtig.

Es handelt sich dabei um die Ersatzartikulation, die so zu erklären ist, daß es mehrere geometrische Konfigurationen gibt, bei denen das Ansatzrohr die gleichen oder ähnliche akustische Eigenschaften hat. Da die Bewegungen aber z. T. ungewohnt sind bzw. leichte Unterschiede nicht so exakt rückgekoppelt werden, können die Ersatzartikulationen gezwungen klingen.<sup>197</sup>

## Vokaltheorie

Während C. F. Hellwag (1781), der als Begründer der Theorie des Vokaldreiecks gilt, die Vokale in Analogie zum Farbdreieck ordnet, charakterisiert sie von Kempelen nach zwei unabhängigen, physiologisch-akustischen Parametern: Mundöffnung und Öffnung des Zungenkanals. Der zweite Parameter enthält dabei die Bewegung des Kehlkopfes, die nach von Kempelen mit der Öffnung des Zungenkanals kombiniert ist.<sup>198</sup> Genaue Untersuchungen haben ein Zusammenwirken von Backenmuskeln und Larynxbewegung festgestellt:

<sup>196</sup> Für nähere Einzelheiten cf. Perkell 1969.

<sup>197</sup> Cf. Ungeheuer 1962, 85.

<sup>198</sup> Cf. *Mechanismus* . . . , 196: „Man legt den Finger auf die Gurgel, den sogenannten Adamsapfel (Larynx), dann spricht man die beiden entferntesten aus, nämlich U und I. Man wird fühlen, wie sich dieser Knorpel, mit dem die Wurzel der Zunge genau zusammenhanget, mit derselben bald hebt, bald wieder nieder läßt, je nachdem die Zunge den Kanal erweitert oder verengert.“

Relaxation of the muscle group between the mandible and the larynx, combined with closing of the mandible and contraction of the infralaryngeal strap muscles, results in lengthening the vocal tract, as observed for the vowels /u/ and /v/.<sup>199</sup>

Da die Backenmuskulatur den Kieferwinkel herstellt, dieser aber für die Öffnung des Zungenkanals entscheidend ist, ist auch letztere Beobachtung von von Kempelen bestätigt. Als Parameter gibt J. S. Perkell an "vocal-tract length, position of the tongue, and configurations of the lips" (63). Damit sind im wesentlichen die Beobachtungen des von Kempelen anerkannt.

Nun ordnet von Kempelen die 5 Vokale nach der Relation größere Mund- bzw. Lippenöffnung. Wir versuchen seine Anordnung mit der zu vergleichen, die sich ergibt, wenn man die genauen Messungen von J. S. Perkell als Grundlage nimmt. (Da Perkell keine Werte für /O/ angibt, werden nur die 4 restlichen Vokale verglichen.) Da die Angaben betr. Mundöffnung bzw. Zungenkanalöffnung viel größer sind als die bei Perkell, wurden zur Ermittlung der Mundöffnung die mittlere (in der Zeit) Zahnöffnung und die mittlere Lippenöffnung arithmetisch gemittelt. (Die mittlere Öffnung in der Zeit wurde als arithmetisches Mittel des Maximums und des Minimums errechnet.) Es ergibt sich dabei folgende Ordnung: a (8,5), ε (8,3), i (6,5), u (3,4).<sup>200</sup>

Von Kempelens Ordnung lautet: A (5), E (4), I (3), O (2), U (1). Die Ordnung ist also dieselbe.

Um den Parameter Öffnung des Zungenkanals zu überprüfen, mittelten wir Zeitmittelwerte (siehe oben) der drei folgenden Parameter bei Perkell: A. Entfernung der Zungenspitze – Alveolenrand, B. Schnitt der Kanten des Dorsums mit einer vertikalen Achse zum harten Gaumen, C. Schnitt des Rückens der Hinterzunge mit einer Linie zum Velum. Es ergaben sich folgende Werte: a (15,4), u (15), ε (8,8), i (7,8).

Die Reihenfolge bei von Kempelen ist etwas verschieden: U (5), A (3), E (2), I (1). Daß von Kempelen mit seinem Spiegel die Bewegungen der Zunge nicht so gut beobachten konnte, wie die modernen Röntgenfilme es erlauben, ist klar, immerhin ist schon die

<sup>199</sup> Cf. Perkell 1969, 63.

<sup>200</sup> Die Zahlenangaben geben keine wirklichen Distanzen wieder, sondern drücken die Größenverhältnisse einer bestimmten Längeneinheit aus.

Tatsache einer artikulatorischen Klassifikation der Laute eine große systematische Leistung. Erst 1867 bzw. 1870 entwickelten Bell und Sweet ein ähnliches System, in dem allerdings nur die Zungenbewegung berücksichtigt wird in ihrer horizontalen (back, mixed, front) – und in ihrer vertikalen Bewegung (high, mid, low).<sup>201</sup> Das Vokalsystem der API verwendet wieder zwei Parameter, die den von Kempelschen sehr ähnlich sind: Zungenbewegung (Front, Back), Mundöffnung (close, open). 215 ordnet von Kempelen 12 Vokale nach seinen beiden Parametern an. Verwendet man die Parameter als Koordinaten, so erhält man eine geometrische Konfigurierung der Vokale, die nahe an jene herankommt, die entsteht, wenn man die Formantfrequenzen als Koordinaten nimmt (dem 1. Formanten entspricht dann die Öffnung des Mundes [kleiner – größer], dem 2. Formanten die Verengung des Zungenkanals). Der Vergleich hat wegen der Verschiedenartigkeit der Skalierung nur begrenzte Bedeutung. Immerhin ist noch beachtenswert, daß der 1. Formant in Zusammenhang mit der Zungenkanalöffnung gebracht wird, andererseits bei von Kempelen als Kompensation durch den Zungenkanal geschieht. Die Folgerung, die Ersatzartikulation müsse eben auch durch Eigenschaften von F1 (1. Formant) festgelegt sein, stimmt. G. Ungeheuer stellt dazu fest:

Dies bedeutet nämlich, daß in den beiden Halbintervallen beliebig viele Funktionen  $\Delta\sigma_1(z)$  und  $\Delta\sigma_2(z)$  gefunden werden können, welche die gleichen Formanten erzeugen, eine Möglichkeit artikulatorischer Kompensation des 1. Formanten, die für die Vokalartikulation von fundamentaler Bedeutung ist.<sup>202</sup>

### Konsonantenklassifikation

Hier soll nur die grobe Klassifikation der Konsonanten betrachtet werden, obwohl die Klassifikation der einzelnen Konsonanten bzw. das gesamte Klassifikationssystem des von Kempelen wohl

<sup>201</sup> Cf. Ungeheuer 1962, 21, 28.

<sup>202</sup> Ungeheuer 1962, 90. Unter 'Halbintervalle' wird verstanden der Wertebereich der Längensvariable  $z$ ,  $0 \leq z \leq 1/2$  und  $1/2 \leq z \leq 1$ , wobei 1 die Länge des Ansatzrohres ist,  $\Delta\sigma_1(z)$  bezeichnet die Veränderung der Querschnittsfläche am Punkte  $z$  der Längsachse.

einer näheren Untersuchung wert wäre. Von Kempelen bildet vier Hauptgruppen von 'Mitlautern':

1. ganz stumme: P, T, K (228f.)
2. Windmitlauter: F, H, CH, S, SCH (230f.)
3. Stimmitlauter: B, D, G, L, M, N (231 ff.)
4. Wind- und Stimmitlauter: R, J, W, Z (234).

Zugrunde liegt ein binäres Schema a)  $\pm$  Stimme, b)  $\pm$  Wind, so daß sich die Klassen so darstellen lassen:

1. [ - Stimme, - Wind]
2. [ - Stimme, + Wind]
3. [ + Stimme, - Wind]
4. [ + Stimme, + Wind]

'Stimme' entspricht dabei der üblichen Bezeichnung stimmhaft, und 'Wind' entspricht dem Merkmal frikativ.

### Universallaute

Dem Universalalphabet des von Kempelen liegt das lateinische Alphabet zugrunde, Buchstaben, denen zwei bereits bezeichnete Laute zugrunde liegen, werden weggelassen, Buchstabenfolgen, denen ein Laut entspricht, werden dem Alphabet hinzugefügt, sofern der entsprechende Laut nicht bereits gekennzeichnet ist. Von diesen Universallauten ausgehend, werden die sonst in verschiedenen Sprachen vorkommenden Laute als Abweichungen beschrieben. Dies ist ein legitimes Verfahren, wie es bei den Kardinalvokalen der API zum Beispiel auch verwendet wird, nur muß man diese Kardinallaute als Konventionen kennzeichnen oder ihre Auswahl begründen, indem man nachweist, daß diese Laute als Bezugspunkte besonders geeignet sind.<sup>203</sup> Das tut von Kempelen nicht, es sei denn, man bezeichnet das damals noch hohe Ansehen der lateinischen Sprache als eine selbstverständliche Konvention, von dieser Sprache auszugehen.

<sup>203</sup> So geht sowohl G. Ungeheuer vor, wenn er ein idealisiertes Schwa [ɐ] als Ursprung des Koordinatensystems der Vokale verwendet, als auch Chomsky und Halle mit ihrer 'neutralen Position', die den Bezugspunkt für die 'features' liefert.

*Bemerkungen zur V. Abtheilung „Von der Sprechenden Maschine“  
(388–456)*

Von Kempelens Maschine ist eigentlich keine 'sprechende Maschine', sondern eine Vorrichtung, mit der man manuell Sprachlaute und längere Wörter hervorbringen konnte. Damit erfüllt sie eines der praktischen Ziele; sie ermöglicht prinzipiell einem Taubstummen das Sprechen, wobei natürlich einschränkend gesagt werden muß, daß beim damaligen Entwicklungsstand der Maschine (von Kempelen erhoffte ja eine Weiterentwicklung [Vorerinnerungen, V]) zur Bedienung ein feines Gehör notwendig war, denn sowohl die Vokale als auch viele Konsonanten wurden kontinuierlich kontrolliert, d. h., der Grad der Öffnung des Mundstückes oder des gleichzeitigen Mitschwingenlassens des Stimmtones bei stimmhaften Konsonanten war nicht mechanisch determiniert, es fand also ein Regelprozeß zwischen dem Vorführer/Hörer und der Maschine statt. Dies bedeutet keineswegs eine Inadäquatheit als Synthesemodell, im Gegenteil, auch die Lautproduktion des Menschen wird durch die Rückkoppelung über das Gehör gesteuert, nur kann damit das Ziel der visuellen Steuerung des Syntheseverfahrens, das ja für Taubstumme notwendig wäre, nicht erreicht werden. Von Kempelen erhebt diesen Anspruch auch gar nicht; aber sein Interesse an diesem Problemkreis geht aus vielen Textstellen hervor (z. B. von Kempelen, Vorerinnerungen, I und 16 ff.).

Will man die Sprechmaschine als Erkenntnismodell beurteilen, erhebt sich die Frage, was eigentlich modelliert wird. Der Kommunikationsvorgang unterteilt sich ja in mehrere Einzelabschnitte, an deren Grenzen jeweils die Nachricht umkodiert bzw. durch ein anderes Medium fortbewegt wird. Sieht man von den psychischen Komponenten ab, gibt es die Teile neurophysiologischer Teil, organo-genetischer Teil (Artikulation), akustischer Teil, Gehörteil (äußeres Ohr, Mittelohr, inneres Ohr) und wieder der neurophysiologische Teil bei der Perzeption.

Das von Kempelensche Modell modelliert den artikulatorischen und in etwa den akustischen Teil des Kommunikationsvorganges, wobei die akustischen Eigenschaften des Modells durch ihre auditiven Korrelate überprüft werden und nicht durch physikalische Messungen. Der wesentliche Fortschritt von Kempelens besteht ei-



gentlich in dieser doppelten Modellierung, denn eine rein artikulatorische Modellierung gibt keinerlei wissenschaftliche Information, sie ist nur eine primitive Nachahmung des oberflächlich beobachtbaren Artikulationsprozesses, eine gleichzeitige akustische Modellierung hebt jedoch die relevanten Eigenschaften des Ansatzrohres heraus und gibt somit wissenschaftliche Information ab über den Prozeß des Sprechens, sie hat überdies eine größere Generalität und damit eine höhere Erklärungskapazität, da sie die Artikulationsprozesse als Theoreme der allgemeinen Akustik nachweisen kann bzw. als spezielle Eigenschaft von Hohlräumen. Bei von Kempelen war dieser Zugang noch nicht theoretisch motiviert, er stand vor dem technischen Problem, mit dem ihm zur Verfügung stehenden Material, Pfeifen, Holzkisten etc., den gewünschten Effekt zu erzielen; aber eben in diesem technischen Versuch, die Artikulation mit Materialien zu simulieren, die einer allgemeinen Verwendung entnommen sind, vollzieht er den Schritt, den theoretisch explizit R. Willis 1829 vollzog. Man mag sich nun darüber streiten, wer der eigentliche geistige Urheber der Experimentalphonetik war, einen entscheidenden Anteil hat auf jeden Fall von Kempelen mit seiner Sprechmaschine gehabt.

### *Vergleich mit modernen Syntheseverfahren*

Vergleicht man von Kempelens Maschine mit der von Riesz (1937),<sup>204</sup> so hat man den Eindruck, daß diese Maschine mit ihrer naturgetreueren Nachbildung des Ansatzrohres eher auf die Tradition vor von Kempelen zurückgreift, die Erfolge scheinen auch nicht wesentlich über die von Kempelens hinausgegangen zu sein.<sup>205</sup> Dagegen sind die elektrischen Sprechgeräte wesentlich perfektionierter, da sie einerseits die Resultate der Experimentalphonetik (Formantstruktur) ausnützen, andererseits die technischen Möglichkeiten der Elektronik ausschöpfen können. Man kann mehrere Arten von elektronischen Syntheseverfahren unterschei-

<sup>204</sup> Cf. Flanagan 1965, 169 f.

<sup>205</sup> Flanagan (1965, 170) berichtet, die Maschine habe das Wort *cigarette* aussprechen können.

den, die auch im Zusammenhang stehen mit unserer Einteilung der Modelle in akustische und artikulatorische. Berühmt wurde der in New York 1939 ausgestellte VODER.<sup>206</sup> Er beruht auf der Spektrums-Rekonstruktionstechnik, d. h., eine Aufnahme des Spektrums wird wieder in die Laute zurückverwandelt. Dadurch wird der graphisch repräsentierte Laut neu erzeugt, und die Repräsentation wird überprüft. Der 'Terminal Analog Synthesizer' modelliert das Ansatzrohr als Ganzes hinsichtlich seiner Input- und Output-Eigenschaften, er wäre in etwa den Hohlkörpern von Kratzenstein und Willis zu vergleichen. Der 'Transmission-Line Analog Synthesizer' modelliert die Geometrie und die Einzeleigenschaften des Ansatzrohres und ist somit ein Nachfolger der von Kempelenschen Maschine, die diese Eigenschaften mit mechanischen Mitteln approximiert.<sup>207</sup>

Von Kempelens Verdienst liegt darin, daß er sich nicht mit einer lediglich publikumswirksamen Maschine begnügt hat, sondern den Sprechvorgang genau studiert und die verschiedenen mechanischen Simulationsmöglichkeiten in langwierigen Versuchen entwickelt hat.

Die vorangehenden Anmerkungen zu von Kempelens *Mechanismus der menschlichen Sprache* sollten andeuten, inwieweit dieses Werk noch für die heutige Phonetik interessant sein kann. Es zeigt den hohen Stand der Wissenschaft von der menschlichen Lautsprache vor fast 200 Jahren, zugleich aber auch die Kontinuität, die diesen Zweig der Sprachwissenschaft in diesem Zeitraum besonders auszeichnet.

<sup>206</sup> Cf. Dudley/Riesz/Watkins 1939, 739–764.

<sup>207</sup> Näheres zu diesen Syntheseverfahren in J. L. Flanagan 1965, 175–191.

EIN FRÜHES PLÄDOYER  
FÜR EINE RELATIONSLOGISCHE ANALYSE  
DER VERBEN UND PRÄPOSITIONEN:  
JOHN FEARN'S 'ANTI-TOOKE' (1824/27)\*

Dieses vorletzte Kapitel unserer Einführung stellt gleichsam einen Brückenpfeiler dar zwischen der Tradition der philosophischen Grammatiken des 17. und 18. Jh. (die in dieser Einführung nicht thematisiert wurde<sup>208</sup>) und logischen/grammatiktheoretischen Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jh.<sup>209</sup>

Diskutiert werden Ausschnitte aus den ersten drei Kapiteln des ersten Bandes von Fearn's *Anti-Tookey; or an Analysis of the Principles and Structure of Language, exemplified in the English Tongue* (1824/27)<sup>210</sup>

Für John Fearn (1768–1837) und sein linguistisches Hauptwerk gilt in noch stärkerem Maße das Kriterium, das uns bei der Auswahl der Autoren in den die Neuzeit betreffenden Kapiteln geleitet hat: er war in seiner Zeit ein radikaler Außenseiter, sein Werk wurde weder von seinen Zeitgenossen noch von der Nachwelt ernsthaft zur Kenntnis genommen.<sup>211</sup> Die Bedingungen und Umstände seiner Forschungen charakterisiert unser Autor selbst folgendermaßen: "My speculations whatever else they are, are the result of the most solitary, unaided, and uncommunicated course of thinking, that was ever followed" (*Parriana*, ed. Barker 1828, vol. I, 557).

\* Adaptiert aus Brekle 1976b.

<sup>208</sup> Cf. für eine Auswahl von einschlägigen Primärtexten die von uns herausgegebene Reihe *Grammatica Universalis* (1966ff.) und die laufenden Beiträge in *Historiographia Linguistica* (HL) und *Histoire, Epistémologie, Langage* (HEL).

<sup>209</sup> Cf. z.B. Reichenbach 1947, Montague/Schnelle 1972 und Chomsky 1981.

<sup>210</sup> Zugänglich als textkritische Edition der Reihe *Grammatica Universalis*; cf. Bibliographie.

<sup>211</sup> Cf. Asbach-Schnitker 1973 für einen biographischen Abriss und eine Diskussion von Fearn's philosophischen Arbeiten. Daneben bietet diese Arbeit auch den ersten Versuch einer Analyse der hauptsächlichen linguistischen Substanz des *Anti-Tookey* samt einer vollständigen Primär- und Sekundärbibliographie zu Fearn.

Obwohl diese Selbsteinschätzung insoweit zu relativieren ist, als er in seinen Werken Autoren wie Francis Bacon, Hobbes, Descartes, Locke, Isaac Barrow, Newton, Leibniz, Samuel Clarke, Berkeley, Reid, Hume, Condillac, Dugald Stewart und andere zitiert, kann doch bestätigt werden, daß Fearn ein eigenständiger Kopf – im Positiven und im Negativen – und ein Querdenker war.<sup>212</sup>

In diesem Kapitel werden wir nicht die Kontroverse zwischen Fearn und John Horne Tooke, dessen *Diversions of Purley* (1798/1805) der äußere Anlaß für Fearn *Anti-Tooke* war, diskutieren, es ist auch nicht unsere Absicht, Fearn philosophisches und psychologisches Gesamtwerk und die historischen Umstände, unter denen er seine Arbeit schrieb, zu diskutieren<sup>213</sup> – statt dessen konzentrieren wir unser Interesse auf Fearn Auffassungen von dem Wesen der Kategorie der Relation, ihre Bedeutung für seine grammatische Theorie insgesamt und ihre besondere Relevanz für seine Theorie der Verben und Präpositionen.

Fearn Auffassung war es, daß die Systeme, die der Sprache der Wissenschaft (z. B. der algebraischen Notation) und der gewöhnlichen Sprache zugrunde liegen, in einer gewissen Hinsicht zwei wesentliche Arten von Zeichen gemeinsam haben, nämlich "*Signs of Subjects or Quantities, and Signs of Operations between these Subjects or Quantities*" (6).<sup>214</sup> Nach Fearn Auffassung hat jedoch the Philosopher of Grammar . . . nothing to do with those *Signs of Subjects*, in Ordinary Language, which may be called quantities, and whose Signs are called NOUNS, any farther than to ascertain and lay down their *general grammatical* characters and accidents . . . (6)

D. h. einerseits, daß Fearn die Aufgaben des Lexikographen aus der Domäne der philosophischen Grammatik ausschließen möchte, insoweit als die Besonderheiten der begrifflichen Struktur von Substantiven, die dem Lexikon einer bestimmten Sprache angehören, betroffen sind: "the whole business of *definition of particular nouns* must be left to the Logician, the Natural Philosopher, the Natural Historian, and the Philosopher of every department, *the Philosopher of Language alone excepted* . . ." (7); andererseits betrachtet es

<sup>212</sup> Cf. Asbach-Schnitker (1973, 5–8) für weitere interessante Details aus Fearn Leben.

<sup>213</sup> Cf. Asbach-Schnitker (1973, 23 f.) für eine kurze Diskussion.

<sup>214</sup> Alle Seitenangaben beziehen sich auf vol. 1 des *Anti-Tooke*.

Fearn als zu dem Geschäft des 'philosophisch orientierten Grammatikers' gehörend, die verschiedenen grammatischen und semantischen Kategorien von Substantiven und Nominalphrasen zu untersuchen, insoweit diese durch die verschiedenen 'Operationszeichen', die solche Substantive miteinander in Beziehung setzen, um vollständige Propositionen verschiedener Typen zu ergeben, bedingt sind. Dementsprechend stellt Fearn fest, daß

it is the province of the latter [ i. e. the "Philosopher of Language"] to determine . . . the nature of *ALL THE DIFFERENT SIGNS OF OPERATIONS BETWEEN* the Nouns of Ordinary Language; beyond which, his proper research, as a Grammarian, neither does nor can extend. (7)

Damit kommt Fearn zu dem Hauptthema seiner grammatischen Theorie, nämlich der überragenden Bedeutung der Kategorie *Relation* für eine adäquate Beschreibung der semantischen Struktur von Sätzen, oder genauer: der Rolle, welche Verben und Präpositionen bei der Konstituierung der propositionalen Struktur von Sätzen spielen.

Um seine Prämisse zu erklären, derzufolge Verben und Präpositionen im Falle natürlicher Sprachen die einzigen und wichtigsten Repräsentanten von Relationen sind, die zusammen mit Substantiven und Nominalphrasen die syntaktische und semantische Einheit einer Proposition konstituieren, beschäftigt sich Fearn näher mit der Struktur der 'algebraischen' oder arithmetischen Sprache. Er stellt fest, daß "*Every Sign of an Operation* in Algebra, must have a *Sign of Some Quantity* on EACH side of it; beween which Two Signs of Quantities the Sign of an Operation serves as a *Bridge of Logical Connection* . . ." (9). Indem er dieses Modell auf die "gewöhnliche Sprache" anwendet, stellt er fest, daß, obwohl Verben „are the acknowledged Signs of Actions" (ib.) in "accredited Grammar . . . *EVEN IN THE CASE OF THOSE VERBS WHICH DO* take a Noun of Quantitiy on Each side, the Verbs in question *ARE NOT BRIDGES OF GRAMMATICAL CONNECTION* between the Two Nouns which they divide" (ib.). Es ist klar, daß sich Fearn mit dieser Feststellung der klassischen Lehre von der allgemein gültigen Subjekt-Prädikat-Struktur, die für jede Proposition bzw. für jeden Satz Gültigkeit haben soll, entgegenstellt. Fearn beklagt sich ausführlich über die kategoriale Unangemessenheit der traditionellen Grammatik, insoweit die meisten

Grammatiker vor ihm eben die Relevanz der Kategorie der Relation für die Beschreibung der propositionalen Struktur sprachlicher Äußerungen nicht erkannt hätten. Fearns Tadel trifft nicht nur die Grammatiker, er greift auch gleichermaßen jene Logiker an, die der Aristotelischen Subjekt-Prädikat-Logik gefolgt sind: "Grammarians have plunged themselves into a vast abyss of error, which the Logicians have prepared for them" (48). Konsequenterweise fordert Fearn eine "*NEW LOGIC*, before it is possible to erect a new *STRUCTURE OF GRAMMAR*" (11). Was Fearn tatsächlich gemacht hat, war nicht, eine 'neue Logik' zu etablieren, er versuchte vielmehr, die Kategorie der Relation, die er aus der Algebra übernahm, konsistent auf die Beschreibung der Struktur von Propositionen anzuwenden; er skizziert die Konsequenzen seines Ansatzes folgendermaßen – gleichzeitig wird auch klar, daß es ihm um die Beschreibung der *semantischen* Struktur von Sätzen geht:

I consider [ that] the *Signs of Operations* in Ordinary Language may be explained, as expressing the Various Relations between the Subjects signified [sic] by its Nouns, with as much definiteness and precision (allowing for the difference of Subjects) as is effected by the *corresponding* Signs in Algebraical Notation . . . (15)

Zugunsten der 'Korrespondenz' oder modelltheoretischen Beziehungen, die zwischen den beiden Systemen der Algebra und der gewöhnlichen Sprache besteht, zieht Fearn die Tatsache heran, daß, obwohl das System der algebraischen Analyse in Symbolen geschrieben sei,

it is *READ* in *Words*, And the Theorems of Geometry are *BOTH* read and written in Ordinary Language, Both which facts must have been impossible, if the Signs of Operations on Ordinary Language were not *capable of admitting* an interpretation as perfectly significant of the Relations to be expressed in the Sciences of Algebra and Geometry, as can be said of the *Symbols* employed in those Sciences. (16f.)<sup>215</sup>

Für Fearn folgt daraus "that the Two Systems in question are only One and the Same Thing" (17); er widerspricht jedoch vehement und mit einer Anzahl bemerkenswerter Argumente der Lehre, die

<sup>215</sup> Cf. Bierwisch (1966, 144f.) für eine ganz ähnliche Auffassung: „Jeder, der einen gegebenen Logikkalkül beherrscht, kann sofort angeben, ob und wie ein Satz seiner Muttersprache in diesem Kalkül ausgedrückt werden kann . . . Wäre die natürliche Sprache wirklich alogisch, oder wären die Kalküle unabhängig von ihr, dann bliebe diese Tatsache unerklärlich.“

von einigen Logikern seiner Zeit – z. B. Condillac<sup>216</sup> – vorgetragen wurde, daß nämlich eine Sprache oder ein Notationsverfahren dasselbe sei wie die betreffende Wissenschaft selbst.

1. A Science or Analytical Method consists in a Rule; by the Observing of which, *One Truth*, or *Series of Truths*, *OF RELATION*, results in the indication of *ANOTHER*, as a necessary conclusion, drawn by the Mind, from the premises.
2. But a *Language* is *NOT A RULE* regarding *Any Truth*, or *Series of Truths*, or *Any Deduction* or *Consequence* whatever, *out of its own peculiar grammatical construction*. It has *no election for Truth*, more than for *Falsehood*: Nor can it be better arranged in the signification of either of these, than in the expression of *the grossest absurdity*, or *downright nonsense*. To say that *Color*, or *Sound*, loves *Virtue*; is just as good *Language*, as to say that *Men*, or *Women*, love *Virtue*. (21)

Im Hinblick auf das Kriterium der syntaktischen Wohlgeformtheit von Sätzen scheint es, als ob Fearn mit seiner letzten Feststellung sich auf der gleichen Ebene wie Chomskys *Syntactic Structures* (1957) befindet. Später modifiziert Fearn allerdings diesen extremen Standpunkt; wie aus dem folgenden Zitat ersehen werden kann, fordert er, daß Sätze, damit sie grammatisch wohlgeformt sind, einer Interpretation in einer der 'möglichen Welten' zugänglich sein müssen:

... every Sentence, Proposition, or Speech whatever, must exhibit, ... an example of *TWO Most Distinct and Different Systems of Laws*: that is, it must exhibit, first, the *LAWS* of *MERE GRAMMATICAL* connection: And, distinctly from this, it must display the Laws either of, *Some Rational Connection* of Ideas, or of *Some Truth*, or *Some Fiction*, or *Some Concatenation* or *Other of Ideas*, *EXTRA GRAMMATICAL*. (39)

Diese Aufzählung von 'extra-grammatischen Gesetzen' scheint mit genügender Genauigkeit anzudeuten, daß Fearn's Vorstellungen sich von dem grundlegenden Postulat einer Montague-Grammatik, daß nämlich syntaktisch wohlgeformte Ketten von sprachlich interpretierbaren Symbolen auch einer semantisch-pragmatischen Interpretation in der einen oder anderen 'möglichen Welt' zugänglich sein müssen, nicht grundsätzlich unterscheiden. Dies impliziert wohl auch, daß eine adäquate Grammatik einer natürlichen Sprache auf jeden Fall eine Art von 'kategorialer Korrektheit' der Symbol- und Wortketten, die in einer solchen Grammatik erzeugt werden, garantieren muß (cf. das scholastische Problem der *cappa categorica*).

<sup>216</sup> Für Condillacs *La langue des calculs* (1798) cf. die Ausgabe von Klaus 1959.

Bevor er dazu übergeht, seine Theorie von der essentiellen relationalen Natur der Verben und Präpositionen zu entwickeln, tritt Fearn in eine umfängliche Diskussion über die Natur der Kategorie Relation selbst ein. Wenn er feststellt, daß “the real nature of this Category has been misapprehended to a most profound and surprising degree; and this, with an undeviating uniformity of opinion, which has presented no dissentient voice” (52), war Fearn – historisch gesprochen – von der Wahrheit nicht sehr weit entfernt.<sup>217</sup> Fearn entwickelte seine Vorstellungen über die “*Generic Structure of Relation* (which, in other words, means the *Generic Logical Structure of Things in the Universe*) as forming *The Primary Object of the Logician and the Foundation of Language*” (55) in der Form eines Dialogs (54–91). Unter Heranziehung von Beispielen aus dem täglichen Leben wie auch aus der Geometrie gelingt es Fearn, seinen fiktiven Opponenten davon zu überzeugen, daß “*the Universe* is made up of what may be called *Logical Clusters*, containing *THREE THINGS EACH* – namely – Two related Subjects and a *RELATION OR LINK OF CONNECTION* interposed between them . . .” (62). Modern gesprochen entscheidet sich Fearn im Falle der Kategorie Relation zugunsten einer externen Lösung, er stellt sich damit gegen eine interne Auffassung von Relation, die Relation als etwas auffaßt, das sozusagen zwischen zwei aufeinander bezogene Gegenstände eingebettet ist.<sup>218</sup> Damit unterscheidet Fearn klar zwischen der Relation als dem “*Abstract Name of the thing: Its proper Concrete Name is RELATING*” (65) und der ‘Relativität’ als einer Eigenschaft zweier aufeinander bezogener Gegenstände; damit wird auch klar, daß Fearn für die Autonomie der Kategorie Relation bezüglich ihrer Argumente oder, wie Fearn sie bezeichnet, ihrer ‘Ko-Agenten’ eintritt. Was Fearn als ‘logische Komplexe’ bezeichnet, die jeweils aus ‘drei Gegenständen’ bestehen, ist nichts anderes als ein Synonym für ‘propositionale Funktionen’ im Sinne von Russell und Whitehead. Ganz im Sinne der Autoren der *Principia Mathematica* leugnet Fearn die Möglichkeit, daß relationale Strukturen auf Subjekt-Prädikat-Strukturen<sup>219</sup> reduziert werden

<sup>217</sup> Cf. Asbach-Schnitker (1973, 25ff.) für einige Anmerkungen zu diesem Problem.

<sup>218</sup> Cf. Asbach-Schnitker (1973, 28f.) für weitere Informationen.

<sup>219</sup> Cf. *Principia Mathematica* 32, 18ff.



könnten, ohne daß irgendeine Spur des ursprünglichen Relationsprädikats übrigbleiben würde.

Dies ist nicht der Platz für eine eingehendere Diskussion von Fearn's Auffassungen über 'relationale Logik'; die vorhergehenden Bemerkungen sollten nur zeigen, daß der Autor des *Anti-Tooke* bei seiner Erörterung dieser wichtigen Kategorie zu bestimmten Resultaten gelangt ist, deren Fruchtbarkeit für linguistische Beschreibungen in ihrer Anwendung auf den propositions-konstituierenden Status von Verben und Präpositionen im nächsten Abschnitt gezeigt werden soll.

Fearn widmet das umfangreiche zweite Kapitel des ersten Bandes seines Werkes (92–261) einer Erklärung des linguistischen Status der Verben. Bevor er sich dem Hauptthema dieses Kapitels zuwendet, erläutert Fearn noch einmal den Aufgabenbereich des 'philosophischen Grammatikers' (98); das folgende Zitat macht überdeutlich, daß er es als die Hauptaufgabe eines philosophischen oder theoretisch orientierten Sprachwissenschaftlers ansieht, eine theoretisch wie auch empirisch adäquate allgemeine grammatische Theorie zu entwerfen:

It is the Object of the *PHILOSOPHICAL* Grammarian to ascertain and delineate the Real Principles and Structure of *Language*, as founded on the General Principles of Logical Connection between those Subjects, or Objects, in the Universe, of which *Language* is the Mark or Signature. Upon the other hand, it is the business of a writer of *VERNACULAR* Grammar to *APPLY* the Principles of Philosophical Grammar, to the *EXPLANATION* and *IMPROVEMENT* of the genius of particular Languages.

In other words, I suggest, that the Science of Philosophical Grammar (*when once it shall be erected*) must bear a relativeness to the Various Grammars of Particular Languages, in some sort analogous to that which Geometry holds with respect to the Art of Building, . . . (98f.)

Im weiteren unternimmt dann Fearn auf der Basis dieser allgemeinen Feststellung eine Analyse der verschiedenen Redeteile und der verschiedenen zwischen ihnen existierenden Beziehungen. Wir werden uns hier nicht mit Fearn's zahlreichen kritischen und manchmal polemischen Diskussionen der verschiedenen grammatischen Doktrinen früherer oder zeitgenössischer Grammatiker beschäftigen, statt dessen konzentrieren wir uns darauf, Fearn's eigene und zu einem gewissen Grade wahrhaft originelle Theorie der Verben und Präpositionen als den hauptsächlich relationalen

Elementen von Propositionen, wie sie durch Sätze einer gewöhnlichen Sprache ausgedrückt werden, herauszuarbeiten.

Fearn beginnt seine ausführliche Diskussion des grammatischen Status von Verben dadurch, indem er "the Fundamental Maxim of Grammar that *Every Verb in Language must have an ACCUSATIVE, as well as a Nominative Case*" (112) niederlegt. D. h. einerseits, daß Fearn Verben als zweistellige Prädikate betrachtet, andererseits, daß diese relationalen Prädikate als Argumente verschiedene Nominalphrasen, je nach ihrer Kasusbeziehung, zu sich nehmen. Im Hinblick auf den Terminus 'noun' ist Fearns Terminologie etwas idiosynkratisch; für ihn fungieren 'nouns' als lexikalische Einheiten, nicht als Redeteile, es sei denn, daß sie in bestimmte syntaktische Konstruktionen zusammen mit Artikeln, Adjektiven etc. eintreten, um sogenannte 'syntactical nouns' zu bilden, d. h. eben Konstituenten eines Satzes, die wir heute Nominalphrasen nennen würden. Im übrigen findet sich im zweiten Band seines *Anti-Tooke* (152–236) ein besonderes Kapitel über 'nouns'; wir werden jedoch diesen Teil seiner grammatischen Theorie an dieser Stelle nicht diskutieren.<sup>220</sup> Das folgende Zitat – aus dem Kapitel über Verben entnommen – mag genügen, um Fearns allgemeine Einschätzung der Funktion von 'nouns' bzw. Nominalphrasen zu zeigen:

Any Noun, or Word whatever, therefore, when it is not viewed in connection with other Words, . . . must be regarded like a Type distributed in the Box of the Compositor: It is No 'Part of Speech'; technically so called, but is Merely a Mass of Lingual Material, shaped and adapted to be employed as a Part of Speech . . . Upon the other hand, When Any word whatever is TAKEN INTO COMPOSITION, and is made to stand for the Sign of a RELATED SUBJECT, (which is only another Name for an AGENT) it receives in that moment, and by that act, a Grammatical Life, and becomes a PART (i. e. a Special Part) of SPEECH – a Grammatical or Syntactical Noun . . . what is called a NOUN SUBSTANTIVE. (113)

Aus der Funktion eines 'noun substantive' oder einer Nominalphrase als ein 'Agent' oder als ein 'relatives Subjekt' zieht Fearn die Schlußfolgerung, daß ein Verb das Zeichen einer "*ACTION or RELATION between ANY TWO Relative Subjects*" (113) sein müsse. Für Fearn ist deshalb ein Verb "a VERBAL LINK which connects Some TWO CO-Agents together, in Any Case of Action or Relation" (113).

<sup>220</sup> Cf. Asbach-Schnitker 1973, 62 ff.

Nachdem er diese Postulate niedergelegt hat, sieht sich unser Autor sofort mit dem Problem konfrontiert, wie er den Typus der sogenannten 'intransitiven Verben' wie *to sleep*, *to walk* usw. mit seinem Axiom, daß jedes Verb essentiell relativer Natur sei, in Einklang bringen kann. Es würde zuviel Raum in Anspruch nehmen, um im Detail die verschiedenen Motivationen und Rechtfertigungen, die von Fearn für seine Lösung für dieses Problem vorgebracht wurden, darzulegen. In einem Zwischenschritt seiner Argumentationskette möchte er zeigen, "that *Every Major Verb*, in logical Strictness, demands a *So-called Preposition* between it and the Noun to which it is annexed; insomuch, that whenever it is not so expressed, the Sentence is *elliptical* and Some Preposition ought to be understood" (118). Damit scheint er jedoch seinem früheren Postulat von der essentiellen relationalen Natur eines Verbs zu widersprechen; es ergäbe sich nämlich daraus der Konflikt, daß zwei relationale Prädikate – ein Verb *und* eine Präposition – innerhalb *eines* einfachen Satzes vorkommen würden. Es wäre dann nicht mehr klar, welche Argumente mittels welcher Relation zueinander in Beziehung stehen. Aus dieser Sackgasse versucht Fearn mittels zweier wichtiger ergänzender Postulate einen Ausweg zu finden: 1. durch das, was er das 'Prinzip der Alternation' nennt, und 2. durch die Erklärung, daß vom Standpunkt der logisch-semantischen Struktur einer Proposition die sogenannten Präpositionen im wesentlichen nichts anderes sind als Verben, insofern sie eben auch relationaler Natur seien.<sup>221</sup>

Was Fearn mit diesem 'Prinzip der Alternation' meint, ist, daß unter bestimmten Bedingungen ein Verb alternativ als Verb oder als Substantiv fungieren kann:

... *EVERY VERB*, in a Sentence in which there are more Verbs than One intervening between Any Two Primary Nouns Substantive [d. h. Nominalphrasen]; whether such Verb be reputed as a *Principal*, an *Auxiliary*, or a *So-called Preposition*; must serve, in that Sentence, *ALTERNATELY, AS VERB and AS NOUN*. (119)

<sup>221</sup> Fearn bringt zwei umfängliche Kapitel über Präpositionen oder, wie er sie auch nennt, "Minor verbs": vol. I, 262–365; vol. II, 1–151. Cf. auch Asbach-Schnitker (1973, 52 ff.) für einige Kommentare zu Fearn's Behandlung der Präpositionen; sie zeigt z. B. durch ein Zitat von Becker/Arms (1969, 1: "prepositions share many basic features with verbs"), daß Fearn's Ansatz, zumindest im Prinzip, mit heutigen Überlegungen kompatibel ist.

Man kann an dieser Stelle vermuten, daß diese 'Alternation' als von der Anwendung bestimmter transformationeller Operationen auf eine gegebene propositionale Struktur abhängig zu sehen ist, im Ergebnis würden solche Operationen zu einer syntaktischen Oberflächenstruktur führen, in der die traditionelle Identifikation der 'Redeteile' als Hilfsverben, Hauptverben und Präpositionen wieder möglich ist. Daß eine solche Interpretation von Fearn's 'Prinzip der Alternation' auch von Fearn's eigenem Standpunkt nicht völlig unberechtigt erscheint, kann aus der folgenden generalisierenden Aussage ersehen werden:

The Principle of Alternation of a Verb in a Sentence is, indeed, of so high and important a Nature, that it might well be called the *Axis* upon which All Language turns: For it operates throughout the whole of Speech, almost continually; and can submit to no exception. (120)

Daß Fearn eine explizite Unterscheidung zwischen der logisch-semanticen Struktur eines Satzes und seiner syntaktischen Oberflächenstruktur macht, kann aus seiner Behandlung der Sätze mit sogenannten intransitiven Verben deutlich gesehen werden. Bevor wir im folgenden Fearn's Analyse verschiedener Satztypen bezüglich der Rolle der darin enthaltenen Verben und Präpositionen diskutieren werden, erscheinen einige weitere Erklärungen seiner theoretischen Grundsätze angebracht.

Im zweiten Teil des Kapitels 2 ("Of Verbs") argumentiert Fearn zugunsten der "universal neutrality of verbs" (136ff.). Damit wendet er sich gegen die Behauptung der traditionellen Grammatik, daß Verben entweder aktiv, passiv oder neutral seien. Seine Argumentation verläuft folgendermaßen: Wenn wir davon ausgehen, daß "*VERBS are the Signs of ACTIONS*" (136), d. h., daß Verben Zeichen für Relationen darstellen,<sup>222</sup> und wenn wir es als "a self-evident truth, of the most obvious kind, that an Action, considered in itself, cannot be Active" (136) annehmen, dann können die Zeichen für Aktionen keinen aktiven Charakter haben. Nach Fearn's Auffassung repräsentieren Verben also Relationen, die in bezug auf die Kategorie 'Aktivität' oder 'Passivität' neutral sind; die Rolle des

<sup>222</sup> Für Fearn sind die Termini *action* und *relation* synonym; daß dem so ist, kann aus vielen Passagen in seinem Text ersehen werden, z. B. "*ACTION IS SOME LINK OF CONNECTION BETWEEN Two Related Subjects; and is the Thing that MAKES Two RELATIVE Subjects . . .*" (147).

‘Agenten’ bzw. ‘Patienten’ wird statt dessen den ‘Subjekten’ oder Nominalphrasen zugeschrieben, die als Argumente für die jeweilige Relation fungieren. Damit unterscheidet Fearn auch klar zwischen dem logischen Status von ‘syntactical nouns’ oder Nominalphrasen als ‘Subjekte’ oder Argumente einer Relation und ihrem Status als den Trägern von semantischen Rollen, wie ‘Agent’ oder ‘Patient’.<sup>223</sup> Fearn beschließt den zweiten Teil seines Kapitels “On Verbs” mit der Feststellung, “that *ACTIVITY* (and *PASSIVITY* also) does not and cannot belong to *VERBS*. Activity and Passivity are Attributes of *NOUNS ONLY* . . .” (152).

Damit in Zusammenhang steht auch die Tatsache, daß Fearn die Berechtigung dessen, was von traditionellen Grammatikern ‘passiv’ genannt wird, innerhalb des Ansatzes einer philosophisch orientierten Grammatik leugnet. Fearn betrachtet ‘passive’ oder ‘aktive Sätze’ als eine grammatische Absurdität, weil seiner Meinung nach “*VOICE* is an Attribute of an *AGENT*, and *NOT OF AN ACTION* . . . Voice is an Attribute of the *MIND* . . .” (165). Dies scheint zu implizieren, daß für Fearn die Kategorie des *Genus Verbi* eine pragmatische Kategorie ist, insoweit als ein Sprecher entsprechend seiner verschiedenen kommunikativen Absichten entscheidet, ob er sagen möchte „Peter schrieb den Brief“ oder „Der Brief wurde von Peter geschrieben“.

Der dritte Teil seines Kapitels “On Verbs” bringt uns zum Kern von Fearn’s Auffassungen über die Funktion von Verben und Präpositionen innerhalb der propositionalen Struktur einfacher Sätze. Fearn beginnt mit einer Verteidigung gegen einen möglichen Einwand, nämlich

that Language was not made for *Logicians*; but was invented, in great part, for the purpose of marking and signifying the Moral intercourse between human beings. Hence, perhaps, it may be said, that we are not to make Verbs conform to the Abstract Nature of Relation; but ought to leave Relations (i. e. the *Causes of Language*) to shift for themselves, and to continue to uphold the supposed Nature of Verbs in the existing absurdity of their doctrine, since it is convenient for the purposes of life or of mankind. (153)

<sup>223</sup> Cf. Fearn’s eigene Formulierung: “. . . *EITHER*, or *BOTH*, the Co-Agents [“arguments”] of an Action *MAY ALSO* be *PATIENTS OR SUFFERERS* from that Same Action. But, along with this, it is to be widely distinguished, that the being a *SUFFERER* is a vastly different Thing from being a *FOLLOWING CO-AGENT*, of Any Action . . .” (144).

Fearn's Antwort auf diesen Einwand ist, daß

the logical proofs which have been in the foregoing articles laid down, that Verbs are Signs which are neither formed to represent, nor capable of representing, Actions in that particular view of them called *Moral*, but are necessarily constructed to signify Action in its complete nature and aspect, present no objection, nor obstacle whatever, to our signifying a *Moral*, or *Any Other Partial View* of Action: Which we can signify, most simply and beautifully by a Logical Sign belonging to a very different Part of Speech . . . (154)

Es darf angenommen werden, daß diese Zeichen, die 'moral actions' bezeichnen, in den Bereich der Satzmodalitäten (Hilfsverben, Adverbien) gehören.<sup>224</sup> Um mit einem gewissen Grad von Adäquatheit die propositionale Struktur von Sätzen (ausgenommen Modalität und Tempus) zu beschreiben, nimmt Fearn drei Kategorien an, die für eine Aufteilung der Gegenstände der Rede benötigt werden:

1. It is frequently necessary to signify *Action itself*, properly so called. And the expression of this demands, at the same time, the signification of both the *Co-Agents* of that Action. (155)

Damit scheint unser Autor auf Satznominalisierungen wie 'Sein Briefeschreiben' (*His writing of letters*) hinzuweisen, die für die Konstruktion komplexerer und abstrakter Aussagen notwendig sind.

2. It is frequently necessary to signify the *peculiar STATE* of the *Leading Co-Agent* of an Action, without introducing any expression of the state of the Following Co-Agent. And this demands the signification of *One Only* of the Co-Agents of that Action. (155)

Damit sind vermutlich Konstruktionen wie 'Peter schreibt' (*Peter ist writing*) als sozusagen elliptische Sätze gemeint; Entsprechungen im Bereich der Wortbildung wären 'Lehrer' (*teacher*), 'Schreiber' (*writer*) etc. (Hier ist jedoch festzustellen, daß Fearn sich in seinem Werk nicht mit Fragen der Wortbildung beschäftigt; er würde vermutlich die Wortbildung im Lexikon ansiedeln.)

3. It is frequently necessary to signify the *peculiar STATE* of the Following *Co-Agent* of an Action, without introducing any expression of the Leading Co-Agent. And this, also, demands the signification of *One Only* of the Co-Agents of that Action. (155)

<sup>224</sup> Cf. Asbach-Schnitker (1973, 45–51) für eine kurze Diskussion von Fearn's Auffassungen über verschiedene modale Ausdrücke.

Unter diese dritte Kategorie würden Konstruktionen wie 'Der Brief ist geschrieben' (*The letter is written*) und 'Briefschreiben' (*letter-writing*) fallen.

Bevor Fearn die Notwendigkeit dieser drei Kategorien für die Analyse der Struktur des propositionalen Kerns von Sätzen erläutert, hebt er noch hervor, daß ein 'noun substantive' oder eine Nominalphrase als konstituierende Elemente Artikel, Determinatoren und Adjektive haben können; solche Nominalphrasen fungieren als 'Ko-Agenten', d. h. als Argumente relationaler Prädikate, wie sie durch Verben und Präpositionen repräsentiert sind.

Unter den drei genannten Kategorien wird nur eine als ein "*Natural Object*" (156) betrachtet, "such as *can exist in that form and complexion which we ever signify by Words*" (156). Dieser Gegenstand ist nach Fearn eine "Action, considered together with its Two Co-Agents, . . . And the signification of this Object has been fully provided for by the *Verb* . . ." (156f.). Dies bedeutet für Fearn, daß relationale Prädikate bei der Konstitution der propositionalen Struktur von Sätzen eine fundamentale Rolle spielen; entsprechend betrachtet er auch die beiden anderen Kategorien als 'artificial' oder als abgeleitet. Nominalphrasen in ihrer Funktion als 'Ko-Agenten' werden gebildet "by the *Abstractive Faculty of the Mind*, parting off, in idea, a certain portion of the Natural Object [d. h. einer Propositionalfunktion] first described" (157). Was nun folgt, ist innerhalb von Fearn's Analyse des Status von relationalen Prädikaten als konstitutiven Elementen von Propositionen ein sehr wichtiger Schritt; er möchte nämlich relationale Strukturen in "departments" aufteilen, so daß wir "can contemplate Either of the Co-Agents as *being in a CERTAIN STATE with respect to the Action*, without taking into this Complex Idea the *Other Co-Agent* . . ." (157). Mit anderen Worten schlägt Fearn vor, eine propositionale Funktion der Form  $R(x, y)$  in eine Sequenz von zwei Teilfunktionen der Form  $P_1(x, R)$  und  $P_2(y, R)$  aufzubrechen, wobei  $P_1$  und  $P_2$  relationale Prädikate repräsentieren, die in natürlichen Sprachen in der Form von Präpositionen vorkommen können.<sup>225</sup>

<sup>225</sup> Cf. Brekle <sup>2</sup>1976a für einen ähnlichen Ansatz in Richtung auf die Analyse propositionaler Strukturen im Bereich der Wortbildung.

Um diesen Ansatz mit den Prinzipien der relationalen Logik in Übereinstimmung zu bringen, muß Fearn das Hauptverb eines Satzes seiner primären Funktion – zwei Nominalphrasen als Argumente zueinander in Beziehung zu setzen – entkleiden. Um dies zu erreichen, erklärt er das Prädikat “strike” in dem Satz *Peter strikes Richard* als ein “Noun of Action”, das “as a Bridge between Two Nouns Substantive or Piers of Language” (157) dient. Es ist zugegebenermaßen etwas schwierig, Fearns Intentionen an dieser Stelle genau nachzuzeichnen. So wie ich es sehe, möchte Fearn einerseits die relationale Funktion eines Prädikats wie “strike” in dem genannten Satz *Peter strikes Richard* erhalten, andererseits betrachtet er dasselbe Prädikat in Sätzen wie *Peter strikes* oder *Peter is stricken* als ein “noun of action”, das notwendigerweise sich auf “Peter” mit Hilfe eines anderen relationalen Prädikats beziehen muß. Er versucht, die besondere propositionale Struktur der letztgenannten Sätze dadurch zu erklären, daß er sagt, daß bei *Peter strikes* oder *Peter is stricken* “NO ACTION [is] expressed; but only an ENERGY of STATE of Peter, with respect to an Action; and here, therefore, we have No Bridge between Two Co-Agents; but have Some Energy or Quality, which may be compared to an ARM or GIBBET, projecting out from PETER, and signified as belonging to, or supported by, HIM ALONE” (158). Gleichwohl betrachtet Fearn jene “signs of gibbets” (‘Galgensarmzeichen’) oder Konstruktionen mit intransitivem Verb so, als ob sie eine interne relationale Struktur hätten. Wie gleich noch gezeigt werden soll, entspricht Fearns Methode, solche Konstruktionen zu analysieren, ziemlich genau dem, was heute manchmal ‘Transformationen’ oder Abbildungen bestimmter zugrundeliegender Strukturen auf Oberflächenstrukturen genannt wird. Er betrachtet die Verbalphrase von solchen Sätzen wie *Peter strikes*, *He went in*, *He looked pale* etc. als ein “Abbreviated Sign of Several Words . . . the Expedient or Principle by which this very useful end has been effected, has been merely that of ASSOCIATED POSITION, with respect to some Other Word to which it is annexed” (159). ‘Abgekürzte Zeichen’ wie “strikes”, “went in”, “looked pale” sind nach Fearn “Not an IMMEDIATE Sign of a Thought or Thoughts; but is an immediate Sign of a PARCEL OF SIGNS” (162). Diese ‘Zeichen von Zeichen’ nennt Fearn “adverbs”:



An Adverb . . . is, in a two-fold sense, an *Artificial Part of Speech*; first, because it is only a Sign of *Signs*; and, secondly, because the Abstracted Parcel of Objects signified by Any One of these Signs cannot exist in nature, unattached to an Action and Following Co-Agent. (162f.)

Die scheinbar absurde Identifikation von intransitiven Verbkonstruktionen bzw. Teilen davon mit "adverbs" läßt sich erklären und gewinnt sogar einen gewissen Grad an Berechtigung, obwohl es schwerfällt, die Verbalphrase *strike* in diesem Zusammenhang mit *look pale* etc. gleichzusetzen, wenn wir uns Fearn's eigene Erläuterungen ansehen:

. . . either a *Preposition*, an *Adjective*, or a *So-called Substantive Noun* (as these Words are rated by Grammarians) may become an *ADVERB* by *POSITION*. As, for example, when we say, "*He went IN*", – "*He looked PALE*", "*He stood FATHER*", which expressions mean "*He went to an INNER PLACE*" – "*He was of a Pale Color*" i. e. "*in a Pale State*" – "*He stood in the Office or Relative State of Father*". (159f.)

Fearn möchte also die Verbalphrasen der ersten drei Sätze, die er als "adverbs by position" betrachtet, als Präpositionalphrasen analysieren, die dann ihrerseits als Repräsentationen der zugrundeliegenden logisch-semanticen Strukturen der entsprechenden Teile der Sätze betrachtet werden können. Für Fearn ergeben sich aus dem Gesagten zwei Schlußfolgerungen, nämlich daß

by analogy of this Expedient or Principle, Words called *VERBS* may serve as *ADVERBS BY POSITION*; and, that, by thus employing them, we shall (as I before hinted), most simply and beautifully express or signify the *peculiar STATE* of either a *Leading* or a *Following Co-Agent*, with respect to Any Action. (160)

Dadurch, daß er eine oberflächenstrukturelle Verbalphrase als ein "adverb by position" fungieren läßt, das die relationale Struktur einer Präpositionalphrase ausdrückt, ist Fearn in der Lage zu erklären, daß

when we say "*Peter strikes*"; the Word "*Strikes*" becomes an *ADVERB* by Position, and it means "*Peter exists in a Striking STATE*", while it excludes the Sign and Signification of the *Object* which he strikes, and thereby excludes a proper or complete signification of the *Action itself* of striking. (160)

Ziel dieses Verfahrens, das als Anwendung von Transformationen aufgefaßt werden kann, ist "to rationally *contradistinguish* Any Co-Agent *when viewed by itself*, from the *Same Co-Agent when it is viewed together with the Action itself* and the Other Co-Agent

concerned" (160f.). Aus diesem "Aufbrechen" einer vollständigen relationalen Proposition in eine oder zwei zustandsbezeichnende Propositionen folgt für Fearn das

Necessary and Universal Principle of Grammar, that, whenever the Name of an Action is annexed or apposited to a *Nominative*, without Any Accusative Noun being annexed to the Farther side of the former; the Name of Action so situated is NOT A VERB, but an ADVERB. (161)

Ein solches 'Adverb' repräsentiert eine propositionale Teilstruktur "a So-Called Preposition and a Noun in the Objective Case with its Article taken together" (161).

Mit dieser Feststellung, daß ein Adverb aus einer Präposition und einer Nominalphrase "in the Objective Case" besteht, d. h. einer Nominalphrase, die als Argument im Nachbereich eines relationalen Prädikats (Präposition) fungiert, kommen wir zu einem anderen wichtigen Merkmal von Fearn's Theorie der Verben und Präpositionen. Er betrachtet Präpositionen in ihrer Funktion als relationale Prädikate als mit Verben identisch:

... we are to observe, that a Name of Action employed thus Adverbially becomes *More* (*Much More*) than a Verb: because it will be shown at large that *Every So-called Preposition is a VERB* ... (161)

Fearn's Argumente für diese Gleichsetzung können hier nicht vollständig diskutiert werden – wie schon festgestellt wurde, enthält der erste und zweite Band seines *Anti-Tooke* zwei umfängliche Kapitel über diesen Gegenstand<sup>226</sup> –; die folgenden Zitate und Kommentare sollten jedoch genügen, um zu zeigen, daß Fearn's Auffassung von der Identität der logisch-semantischen Funktion von Verben und Präpositionen (er nennt letztere "minor verbs") zumindest zu einem gewissen Grad eine interessante Lösung für die Analyse bestimmter Ebenen der Struktur von Propositionen darstellt.

Wenn Fearn von den "adverbs by position" sagt, daß "although it constitutes a Part of Speech very different from the Sign of either a *Related Subject* or a *Relation*, yet in its construction, the Generic Structure of the Category of Relatives and Relation can never be de-

<sup>226</sup> Cf. Asbach-Schnitker (1973, 52 ff.) für eine vorläufige Diskussion von Fearn's manchmal etwas konfuse Auffassungen über das Wesen der Präpositionen; diese zwei Kapitel sind besonders schwierig zu bewerten, weil Fearn an dieser Stelle die von seinem Gegner Horne-Tooke in seinen *Diversions of Purley* vorgebrachte Theorie der Präpositionen vehement kritisiert.

feated, or violated . . ." (162), dann betont er damit noch einmal den abgeleiteten Charakter dieses Konstituententyps.

Um die relationale Funktion von Präpositionen zu demonstrieren, benützt er den folgenden Beispielsatz zusammen mit einer auf den ersten Blick etwas künstlich klingenden Paraphrase. Die Künstlichkeit der Paraphrase verschwindet jedoch, wenn man sie als einen Ausdruck betrachtet, der aus theoretischen Ausdrücken zusammengesetzt ist, die einer 'Metasprache' angehören, mittels derer die propositionale Struktur von Sätzen der natürlichen Sprache explizit gemacht wird. Fearn's einfaches Beispiel ist "I write". Entsprechend seinem oben diskutierten Prinzip, daß "write" ein "adverb by position" ist und daß dieses deshalb als eine Präpositionalphrase analysiert werden muß, paraphrasiert er "write" in diesem Beispiel als "in or inning *A WRITING STATE*" (162), so daß der ganze Ausdruck nun lautet "I inning a writing state" mit "I" als dem 'vorausgehenden Ko-Agenten', "inning" als dem 'Verb', das seine normale relationale Funktion ausübt, und "writing state" als dem 'nachfolgenden Ko-Agenten'. Er erläutert diese Paraphrase bzw. den damit verbundenen transformationellen Prozeß folgendermaßen:

... the Word – *in or inning* – being the *Name of an Action* – *BECOMES A VERB* by being placed between the *express Nominative* "I" and the *involved Accusative* "*A WRITING STATE*". (162)<sup>227</sup>

Da Fearn ein 'philosophischer Grammatiker' ist, generalisiert er seine Analyse von Präpositionen als 'Verben' so:

Whosoever Any One of the Essential Parts of Speech is found to be *Out of its Natural Position* in its association with other Words, *that is out of the Natural Structure of Language, as demonstrated in these analyses*; it is a *mark of its being employed ADVERBALLY*. (163)

In den folgenden Sätzen, die von Fearn als weitere Beispiele angeführt werden, um die Anwendbarkeit dieses Prinzips zu zeigen, wird das Verfahren noch erweitert:

*the So-called Preposition, Verb, Noun, and Adjective* (being out of their Natural Association and Position with respect to the Other Words in the Sentence) become *ADVERBS*:

<sup>227</sup> Im Falle von *in* oder *inning* ist Fearn nicht damit zufrieden, die relative theoretische Adäquatheit der Identifikation dieser Präposition mit einem Verb zu zeigen; er bietet auch "etymological evidence, that the Word – *INN* – was once a current *VERB* in our Language" (166).

He stalks *ON*,  
 He rehearses,  
 He plays *RICHARD*,  
 He looks *FAINT*. (163)

Aus dem schieren Umfang von Fearn's *Anti-Tooke* – über 800 Seiten – ergibt sich, daß ein ausführlicher und eindringender linguistischer Kommentar zu seinen theoretischen Auffassungen vom Status der Verben und Präpositionen innerhalb der logisch-semantischen propositionalen Struktur von Sätzen allein selbst eine umfängliche Monographie erfordern würde. Wir haben hier fast nichts über die anderen Teile der Kapitel "Of Verbs" und "Of minor verbs, by Grammarians called prepositions" gesagt, wo er ausführlich eine Anzahl wichtiger Probleme, die mit diesen Kategorien verbunden sind, abhandelt. Im dritten Kapitel des ersten Bandes, das in den zweiten Band übergeht, diskutiert er ausführlich und kritisch frühere Theorien über die Präposition (insbesondere natürlich jene, wie sie von seinem Gegner, John Horne Tooke, vertreten werden); in späteren Abschnitten des Kapitels 3 ergeht sich Fearn auch in ausführlichen diachronischen Spekulationen über die vermuteten historischen Ursprünge der englischen Präpositionen.

Das Ziel unseres Beitrags ist es, eine eng am Original verbleibende kommentierte Lektüre einiger grammatisch-theoretischer Passagen in Fearn's Werk im allgemeinen und im besonderen über seine Vorstellungen von der Rolle von Verben und Präpositionen zu geben. Damit sollte gezeigt werden, daß im frühen 19. Jh. eine durchaus ernsthafte Anstrengung unternommen wurde mit dem Ziel, eine grammatische Theorie zu konstruieren, die besondere Aufmerksamkeit einer eindringenden Beschreibung der verschiedenen propositionalen Strukturen, die den Sätzen gewöhnlicher Sprache zugrunde liegen, widmet.

## EINE NEUEINSCHÄTZUNG DER WORTBILDUNGSTHEORETISCHEN ANSÄTZE IN KARL BÜHLERS 'SPRACHTHEORIE' (1934)\*

Auch im letzten Kapitel wird für das 20. Jh. kein Schulenbegründer wie de Saussure oder Bloomfield vorgestellt, sondern wiederum ein Außenseiter, allerdings ein Sprachtheoretiker, dessen Werk gerade durch seine Eigenständigkeit bis heute vielfache befruchtende Nachwirkungen zeigt.

Karl Bühler (1879–1963) studierte zunächst Medizin und Psychologie; ab 1906 arbeitete er innerhalb der sog. Würzburger Psychologenschule um Oswald Külper mit. In den Jahren 1922–38 hatte Bühler seine fruchtbarste Zeit als Lehrer und Forscher an der Universität Wien. In diese Zeit fällt auch sein wichtigstes sprachwissenschaftliches Werk, seine *Sprachtheorie* (1934), aus der hier ein systematisches Kapitel diskutiert wird. Als Folge seiner Vertreibung aus Wien durch die Nazis und seiner Emigration in die USA (wo allerdings seine Frau Charlotte ihre wissenschaftliche Arbeit weiterentwickeln konnte) fand Bühler nie mehr für ihn günstige Bedingungen zu wissenschaftlicher Produktion.

Einen guten Überblick über Böhlers sprachwissenschaftliches Schaffen findet man in Wunderlich 1969; eine detaillierte Biographie bei Lebzeltner 1969. (Bibliographiehistorisch signifikant ist die Tatsache, daß Böhlers Name in der Neuen Deutschen Bibliographie (NDB) im einschlägigen Band vom Jahre 1955 kein Eintrag gewidmet wurde.)

Für Bühler war der Bereich der Wortbildung kein eher peripher zu sehendes Teilsystem einer Sprache. In seinem sprachwissenschaftlichen Hauptwerk, seiner *Sprachtheorie* (1934/21965), hat er Wortbildungsprozessen einen systematisch wichtigen Rang eingeräumt. Daß dem so ist, läßt sich an der Tatsache ablesen, daß er in jedem der vier Hauptkapitel seines Werkes Momente von Wortbil-

\* Adaptiert aus Brekle (1984).

dungsprinzipien und -verfahren mit den jeweils abgehandelten Themen verbunden hat.

In der Einleitung („Die Sprachtheorie gestern und heute“), wo Bühler u. a. sorgfältig die Positionen eines Hermann Paul gegen die Idee einer ‘reinen Grammatik’ Edmund Husserls abwägt, zitiert und referiert unser Autor zustimmend den Husserl der *Logischen Untersuchungen*:

Überall, wo es Kompositionen im echten Sinn des Wortes gibt, da müssen auch *Kompositionsregeln* und in ihrem Bereiche *Strukturgesetze* aufzuweisen sein. (10f.)

Damit ist natürlich primär das universelle Bauprinzip der Sprache gemeint, aus Elementen verschiedener Ebenen jeweils komplexe Einheiten zu gewinnen (von der Laut-, Wort- bis zur Satzebene). Daß Bühler dieses Prinzip aber auch auf komplexe Wörter, speziell Komposita, angewandt wissen will, macht er im 1. Hauptkapitel („Die Prinzipien der Sprachforschung“) deutlich:

Komplexionsgesetze von der Art, wie sie als Kerngebiet der ‘reinen Grammatik’ vorschweben, müßten z. B. am normalen Kompositum und an der Metapher [. . .] zu finden sein. (65)

Gleich anschließend relativiert er aber diese Vorstellung, wenn er auf die Verwendung von Komposita in realer Kommunikation zu sprechen kommt: „sprachliche Gefüge“, deren systematische Bildungsweisen und Strukturgesetze der Grammatiker sehr wohl aufweisen soll, appellieren bei ihrer jeweiligen konkreten Verwendung *stets* an das Sachwissen der Empfänger [. . .]; Gefüge wie *Backstein*, *Backofen*, *Schlangenfraß* können nur vom Sachwissen her im letzten Schritte so vollzogen werden, wie dies das Deutsche von den Gebrauchern dieser Komposita verlangt, und das Metaphorische in der Sprache wird uns offenbaren, wie tief und unmittelbar die sachgesteuerten Selektionen *jeden* Bedeutungsaufbau mitbestimmen; [. . .]. (65)<sup>228</sup>

Wenig später (75) spricht Bühler dieses Thema noch einmal kurz von der syntaktischen Seite aus an, wenn er von der „vagen syntaktischen Anweisung des indoeuropäischen Kompositums“, die allein kaum zu einem adäquaten Verständnis führt, spricht.

Auch im zweiten Kapitel („Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter“), in dem Bühler seine wichtigste Lehre vom deikti-

<sup>228</sup> Anstatt von ‘Sachsteuerung’ würden wir heute eher von einer Steuerung sprachlicher Produktions- und Verstehensprozesse durch (vorausgesetztes) Wissen bzw. Glaubensannahmen über Wissen von Sprecher und Hörer sprechen. Cf. Meggle 1981.

schen System der Sprache (die 'hier-jetzt-ich-Origo') entwickelt, geht er auf Phänomene der Komposition am Beispiel der Verbindung von Präpositionen und Zeigwörtern ein (*daneben, danach, hierbei*; 107). Syntaktisch gesehen handelt es sich dabei um Präpositionalphrasen (Adverb bzw. Pronominaladverb + Präposition) mit deiktisch-adverbialer Funktion, die einer offenbar geschlossenen Klasse von morphologisch komplexen Bildungen angehören; ihr Status als Komposita scheint wegen der Beschränkungen bei der Kombination der Konstituenten und wegen ihres speziellen Akzentmusters umstritten.

Im korrelativ zum zweiten zu verstehenden dritten Hauptkapitel („Das Symbolfeld der Sprache und die Nennwörter“) setzt sich Bühler im Rahmen seiner Diskussion des indogermanischen Kasus-systems mit Wundts *Logik* auseinander. Das 'Symbolfeld', die lexikalische und syntaktische Strukturierung einer Sprache – so referiert Bühler grundsätzlich zustimmend Wundt<sup>229</sup> –, läßt sich generell als ein Bereich von 'Begriffskomplexionen' (243) verstehen. Wir würden heute sagen, daß es sich dabei um ein- oder mehrstellige Propositionalfunktionen handelt. Wundt formuliert so:

Den Verhältnissen, die unabhängige Begriffe zueinander darbieten können [die Relationen der Identität, Über- und Unterordnung und evtl. der Koordination], stehen diejenigen Beziehungen gegenüber, in welche die Begriffe dann treten, wenn sie unter Hinzutritt einer Beziehungsform eine Verbindung zu einem *komplexeren Begriffe* eingehen. (ib.)

Die letztgenannten Relationen wären dann als solche Relationen aufzufassen, mit denen Begriffsstrukturen etabliert werden, die sowohl im propositionalen Kern eines Satzes, einer Satzkonstituente (z. B. Präpositionalphrase) und in einem Kompositum anzutreffen sind. Dem entspricht auch Bühlers Deutung der Wundt-Passage:

Wer dies liest, denkt sofort an das Kompositum und an die (freie) Wortgruppe; es sind denn auch diese sprachlichen Phänomene, welche Wundt mitten in seiner allgemeinen Begriffslehre vor sich sieht und als Logiker auszuschöpfen versucht. (244)

Bühler vergleicht dann diesen Abschnitt der Wundtschen Logik mit Aristoteles' Kategorientafel, insofern beide ihre logischen Strukturen bzw. Kategorien an ihrer jeweiligen Sprache „abgelesen“ hät-

<sup>229</sup> Wundt (31906–08); hier: vol. 1, 136 f., Kap. 'Beziehungsformen der Begriffe'.

ten: „lingua docet logicam.“ Bühlers Vergleich erscheint uns aber problematisch: selbst wenn man einmal davon ausgeht, daß Aristoteles' Überlegungen, die ihn schließlich zu seiner Kategorientafel führten, ihren Ausgangspunkt an syntaktisch-semanticen Strukturen der griechischen Sprache genommen haben, darf doch nicht verkannt werden, daß auf dem Wege zu Kategorien wie Substanz und Qualität derartige Abstraktionsprozesse stattgehabt haben, die es schwer einsehbar machen, daß damit Kategorien abgebildet werden, die speziell der griechischen Sprache eigen sind.

In seiner weiteren Diskussion der Wundtschen Lehre von den 'Begriffskomplexionen' kommt Bühler auch noch auf eine auch heute immer wieder diskutierte Frage zu sprechen: Wie können wir 'Begriffskomplexionen' mit 'innerer Determination', die im Gewande eines Kompositums auftreten und deren begriffliche Bestandteile als nicht durch räumliche oder zeitliche Relationen miteinander verbunden gedacht werden können (Wundts „äußerlich determinierte Begriffskomplexionen“), verstehen, d. h., auf welche Weise können wir die semantische Beziehung zwischen den Gliedern eines Kompositums gewinnen? Die Bühler-Wundtsche Antwort darauf lautet:

[. . .] es sei nicht in dem einzelnen Gliedbegriff, wohl aber in beiden zusammengefaßt schon alles enthalten, was man braucht; der Begriff 'Schlüssel' z. B. enthält unter seinen Merkmalen eine Leerstelle für den Verwendungsbereich des Dinges; dorthin kann ich nacheinander 'Haus', 'Koffer' usw. einsetzen, um die entsprechenden Komposita zu erhalten. Die gemeinte Leerstelle ist unentbehrlich, denn zu irgendeinem der angedeuteten Verwendungsbereiche muß jeder Schlüssel gehören. (246)

Bühler vertritt hier eine Position, die wir in heutiger Terminologie folgendermaßen umschreiben können: die Position ist antitransformationalistisch (es geht nicht darum, die semantische Struktur einer Teilklasse von Komposita [s. o.] aus irgendwelchen „zugrundeliegenden“ Satzstrukturen abzuleiten); mit Chomskys X-bar-Theorie könnte sie sich als kompatibel erweisen;<sup>230</sup> die Position ist dagegen oberflächensyntaktisch und lexikalistisch im Sinne der Montague-Grammatik, insofern die 'magere' Syntax eines Kompositums mit einem Regelapparat gekoppelt werden kann, der aus der (stereotyp)semantischen Struktur der Glieder eines Kompositums

<sup>230</sup> Cf. Selkirk (1982), Kap. 2.



die 'missing relation' zwischen beiden zu konstruieren erlaubt.<sup>231</sup> Übrigens sieht Bühler natürlich die Äquivalenz solcher Überlegungen mit der auf stoischer Grundlage ruhenden scholastischen Theorie der 'connotationes' von z. B. Adjektiven.<sup>232</sup>

Aus dem vierten Hauptkapitel („Aufbau der menschlichen Rede“), das Bühlers ausführlichste Beiträge zu einer Theorie der Wortbildung enthält, diskutieren wir seine einschlägigen Ausführungen aus § 19. („Das einfache und das komplexe Wort. Die Merkmale des Wortbegriffes“) und aus den §§ 21–23 („Die Unverbindungen“, „Sprachtheoretische Studien am Kompositum“, „Die sprachliche Metapher“). Dabei kommt es uns nicht darauf an, Bühlers Auseinandersetzungen mit Klassikern der Philosophie und Sprachwissenschaft (z. B. Husserl, Brugmann, Paul, W. Schmidt u. a.) detailliert nachzuzeichnen; es soll vielmehr versucht werden, Bühlers eigene Positionen in dem hier thematisierten Bereich herauszuarbeiten und – wo es angebracht scheint – kritisch zu beleuchten.

„Der Wortschatz einer Sprache ist ein offenes System; es können stets Neulinge erscheinen und aufgenommen werden“ (290). Mit dieser Feststellung eröffnet Bühler seine Überlegungen zum Wortbegriff, unter den er ausdrücklich einfache *und* komplexe Wörter fallen lassen möchte. Man ist heute versucht, diese Aussage dahingehend zu ergänzen, daß erstens Wörter aus dem Schatz der kursierenden lexikalischen Einheiten einer Sprache auch recht schnell wieder ausgesondert werden können und daß es zweitens Wortbildungen – vorzugsweise Komposita – gibt oder vielleicht besser sich in konkreten Rede- und Textzusammenhängen ereignen, die überhaupt nicht in die Liste von Wörtern, über die ein durchschnittlich kompetenter Sprecher einer Sprache als Lexikon verfügt, aufgenommen werden, sondern die als *Ad-hoc*-Bildungen eine höchst

<sup>231</sup> Cf. hierzu für einen Teilbereich deutscher Komposita, Fanselow 1981. Auf diesen stereotyp-semantischen Ansatz kommen wir bei der Diskussion von Bühlers § 23 („Die sprachliche Metapher“) noch näher zu sprechen.

<sup>232</sup> Cf. 246 und 226: „Einige Scholastiker [. . .] erklärten, durch Adjektive wie *albus* sei nicht nur die Eigenschaft, das Farbmoment 'weiß' notiert, sondern es werde in einem Zug auch ein Träger dieser Eigenschaft mit-notiert; kein bestimmtes Ding (versteht sich), wohl aber irgend etwas, dem das Farbmoment zuzusprechen ist. Man könnte das modern etwa so ausdrücken, daß eine *Leerstelle* mitnotiert ist.“

ephemere Existenz haben, die sozusagen mit dem Satz, in dem sie als *Ad-hoc*-Wortkomplexion verwendet werden, auch wieder zerfallen oder vergessen werden.<sup>233</sup> Insofern sind *Ad-hoc*-Wortbildungen Nebensätzen, Partizipialkonstruktionen u. ä. vergleichbar; letztere werden aber im Gegensatz zu *Ad-hoc*-Bildungen nach strengen, wenn auch nicht immer eindeutigen syntaktisch-semantischen Schemata gebildet. Unter Hinweis auf H. Jacobis auch heute noch beachtenswertes Buch (*Compositum und Nebensatz*, 1897) unterscheidet Bühler diese beiden Konstruktionstypen auch dadurch, „daß der ausgewachsene Nebensatz *nicht* wie das klare Kompositum feldfähig ist und z. B. *nicht* mit Kasusformantien im ganzen versehen werden kann wie ‘Akropolis’ und ‘Mannsbild’“ (341).

Das Verhältnis zwischen einfachem und zusammengesetztem Wort faßt Bühler als ein korrelatives auf: sie können „nur in Abhebung voneinander begrifflich erläutert werden“ (291). Semantisch charakterisiert wird das zusammengesetzte Wort durch das Auftreten zweier oder mehrerer ‘Bedeutungspulse’ (diese bildliche Rede-weise übernimmt Bühler aus Husserls Diskussion über ‘einfache’ und ‘zusammengesetzte’ Bedeutungen). Die sprachtheoretisch notwendige Unterscheidung zwischen *Hauses* (als flexivisch geformtes Wort) und *Haustor* als Grundform eines Kompositums kann Bühler aufgrund der Kombination verschiedener ‘Feldwerte’ in den genannten Beispielen treffen.<sup>234</sup> In *Hauses* ist ein ‘Symbolwert’ (das Lexem *Haus*) mit einem syntaktisch-semantisch relevanten ‘Feldwert’ (-es als Genitivsuffix) verbunden; in *Haustor* sind zwei Symbolwerte (*Haus* und *Tor*) zu einem komplexen Symbolwert verbunden. Damit im Zusammenhang und in Anlehnung an Meillet<sup>235</sup> definiert Bühler das Wort als gekennzeichnet durch eine

<sup>233</sup> In einem DFG-geförderten Forschungsprojekt am Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Regensburg werden derzeit die semantisch-pragmatischen Bedingungen der Produktion, des Verwendens und Verstehens deutscher *Ad-hoc*-Komposita untersucht.

<sup>234</sup> Zum Feldbegriff Bühlers cf. die Hauptkapitel 2 und 3 seiner *Sprachtheorie*. Es wäre eine wissenschaftsgeschichtlich lohnende Aufgabe, die Entwicklung des Feldbegriffs in verschiedenen Wissenschaften (Physik, Psychologie, Sprachwissenschaft) näher zu untersuchen.

<sup>235</sup> Meillet 1921, 30.

bestimmte (einzelsprachliche) phonematische Prägung und durch seine Feldfähigkeit (sei es im Symbolfeld einer Sprache – ihrem lexikalischen System – oder im Zeigfeld); aus beiden ‘Feldwerten’ konstituiert sich schließlich die syntaktisch-semantische Struktur von Sätzen, das ‘Satzfeld’.

Im § 21 kommt Bühler nach einer ausführlichen Diskussion der psychologischen Hintergründe und logisch-semantischen (d. h. auch syntaktischen) Funktion von *und* auf die sog. Paar-Komposita (*dvandva*) zu sprechen, die er als den sachlich-kolligierenden Undverbindungen nahestehend auffaßt. Er bringt vor allem Beispiele aus dem Neugriechischen (z. B. *sabbatokyriakó* “Samstag und Sonntag”, Wochenende); ein deutsches Beispiel wäre etwa *Malerkomponist*, englisch z. B.: *composer-director*. Bühler betont, daß die Art der ‘gedanklichen’, d. h. wohl semantischen Koppelung der Konstituenten eines Paarkompositums am sprachlichen Ausdruck allein nicht ablesbar sei: „Wir haben die Grundtatsache vor uns, daß die natürliche Sprache überall nur andeutet, was und wie es gemacht werden soll, und Spielräume für Kontextindizien und Stoffhilfen offen läßt“ (320). Diese Auffassung ist grundsätzlich sicherlich richtig, jedoch darf im Falle der Paarkomposita bemerkt werden, daß die ‘gedankliche Koppelung’ die Glieder eines solchen Kompositums – zumindest in den neueren Sprachen – überwiegend in der funktionellen, räumlichen oder zeitlichen Zusammengehörigkeit der beteiligten Begriffe gesehen werden kann. Auf diese Weise kann dann ein neuer Begriff entstehen, dessen morphologische Ausprägung insoweit wohl etwas über seine Binnenstruktur aussagt.

Im wichtigen § 22, der immer noch eine unverzichtbare Grundlage für jeden Wortbildungsforscher ist, erörtert Bühler ausführlich psychologische, historische, syntaktische und semantische Aspekte der Wortbildung, und zwar in steter Auseinandersetzung mit den jeweiligen Positionen Brugmanns, Pauls und W. Schmidts. Er geht von der These aus, daß jedes Kompositum „im Sinne der objektivistischen Sprachanalyse *ein Wort mit gefügtem Symbolwert*“ (320) sei, bei dem „die Reihenfolge der zwei Nennungen und andere Feldmomente Relevanz gewinnen, d. h. mit verwertet werden als Symbolisierungsmittel“ (320) und bei dem die allgemeine funktionsyntaktische Beziehung seiner Konstituenten zueinander „am nächsten verwandt dem attributhäufenden ‘und’“ (320) sei.

Mit dieser Ausgangsposition, die im folgenden noch zu erläutern ist, sieht sich Bühler zunächst in die Kontroverse zwischen Brugmann und Paul verwickelt. Brugmann betont in seiner klassischen Studie,<sup>236</sup> daß es ihm „nicht auf die Schicksale, welche die fertigen Komposita erfahren haben“ ankomme, „sondern auf den Kompositionsprozeß selbst, auf die Komposition als Urschöpfungsakt“ (361) und daß am Anfang dieses Prozesses „immer eine Modifikation der Bedeutung des syntaktischen Wortverbandes“ stehe. Brugmann wäre also nach heutiger Terminologie als realistischer Generativist zu bezeichnen, der Komposita syntaktisch und semantisch auf der Grundlage von „syntaktischen Wortverbänden“, d. h. letztlich auch Sätzen, beschreiben möchte. Für Paul dagegen gehört es zum „Wesen des Kompositums“, daß es als „Zusammenfügung [. . .] ein abgeschlossenes Resultat“ (328) bezeichnet und daß die Gesamtbedeutung eines Kompositums „den Elementen gegenüber, aus denen es zusammengefaßt ist, in irgend welcher Weise *isoliert* wird“ (330). Paul spricht zwar auch davon, daß „eine Vorbedingung für die Entstehung eines Kompositums“ darin bestehe, „daß die zugrundeliegende syntaktische Verbindung als Ausdruck eines einheitlichen Begriffes gefaßt werden kann“ (329) – insoweit unterscheidet er sich von Brugmann nicht grundsätzlich –, jedoch geht es ihm doch wesentlich um die Frage, inwieweit sich die Bedeutung eines Kompositums von den Bedeutungen seiner Konstituenten isolieren läßt und welche diachronisch-semantischen Veränderungen (Bedeutungswandel) ein Kompositum im Laufe seiner Zugehörigkeit zum Wortschatz einer Sprache durchgemacht hat.

Im Rahmen dieser Kontroverse scheint Bühler eher Pauls Position zuzuneigen; er hält die Frage nach den Faktoren, die beim „Urschöpfungsakt“, bei der erstmaligen Bildung eines Kompositums mitwirken, „nicht [für] schlechthin entscheidend“ (323). Für ihn ist es wichtiger, „daß die Kriterienserie aus unserer Wortlehre es prinzipiell gestattet, zu entscheiden, ob das fertige Produkt einer historischen Entwicklung wirklich unter die Schar der Wörter gegangen ist und dort Aufnahme gefunden hat oder nicht“ (323). Bühler übersieht dabei aber m. E., daß es zumindest in den germanischen Sprachen in historischer Zeit immer Komposita gegeben hat, die vom

<sup>236</sup> Brugmann 1900, 359–401.

Sprecher/Schreiber *ad hoc* im Textzusammenhang gebildet wurden bzw. werden und die keineswegs in den Wortschatz einer Sprache (oder auch nur einer Gruppensprache) aufgenommen wurden. Dabei mag es sich um poetische Bildungen (*hapax legomena*) oder auch um Bildungen handeln, die der Umgangssprache angehören; auch solche Bildungen genügen den von Bühler in Anlehnung an Meillet aufgestellten Kriterien für den Status eines Wortes.<sup>237</sup> Akzeptiert man dies, so ist damit auch die Stellung und Funktion des Lexikons in einem Grammatikmodell neu zu bestimmen: das Lexikon wäre dann nicht mehr nur die Abbildung der Menge morphologisch einfacher und komplexer Wörter, die in einer Sprachgemeinschaft als ganze verwendet und verstanden werden, sondern es enthielte außerdem einen Regelapparat, der es gestattete – je nach Sprecherbedürfnis und -intention –, die *Ad-hoc*-Bildung bisher nicht als ganze in ihm enthaltener Derivationen und Kompositionen, die den sog. produktiven Wortbildungstypen angehören müssen, systematisch zu erfassen. Das Lexikon als Komponente eines Grammatikmodells wäre insoweit mit 'generativer Kraft' ausgestattet und würde als *input* für eine satzstrukturzeugende Komponente sowohl solches lexikalische Material liefern, das sozusagen von einer (geordneten) Liste abgerufen wird, als auch solches, das seinerseits aus Elementen dieser Liste im Lexikon erst 'erzeugt' wird.

Zurück zu Bühlers Stellung in der Brugmann-Paul-Kontroverse. Er anerkennt durchaus die analytischen Qualitäten des Brugmannschen 'unitarischen' Ansatzes, daß nämlich „Satz und Kompositum dieselben Fügemitel enthalten“ (326). Während Paul für eine Inventarisierung der indogermanischen Komposita „nicht weniger als 19 Schachteln, um alles fein säuberlich auseinander zu halten“, braucht und behauptet, „daß die ersten 15 Typen aus selbständigen Wörtern durch 'Synthesis', d. h. durch eine engere Bündelung entstehen“ (326), (die restlichen vier, z. B. *weißgott*, *Geratewohl* dagegen aus Sätzen abzuleiten seien), behaupten 'Unitarier' wie Brugmann, „es gäbe gar keine Wortkreszenz außerhalb des Satzes. In seinem Schoß *müsse* letzten Endes alles geworden sein“ (326). Bühler selbst gibt zu, daß es ein leichtes wäre, „an den ersten 15 Typen Pauls die gesamten übrigen Satzfügungsmittel herauszupräparie-

<sup>237</sup> Cf. Herbermann 1981.

ren“ (326). Bei genauerem Zusehen ist aber eine satzsyntaktische oder satzsemantische Analyse aller Kompositionstypen keineswegs zwingend.<sup>238</sup> Im Falle der Verbalnexuskomposita,<sup>239</sup> also solcher Komposita, die als erste oder zweite Konstituente einen Verbalstamm bzw. eine Verbalableitung enthalten, ist es relativ leicht und einsichtig, das nominale Kompositionsglied in eine syntaktische oder kasussemantische Beziehung zu dem verbalen Glied zu bringen (Bühler: „Ein ‘Schuhmacher’ ‘macht Schuhe’; die erste Bildung enthält genauso wie die zweite das Nennwort ‘Schuh’ im Akkusativ“ 326), im Falle der “non-verbal nexus compounds”<sup>240</sup>, also solchen, bei denen keines ihrer Glieder aus einem Verbalstamm oder aus einer Verbalableitung besteht, ist aber nicht mit derselben Sicherheit ein Satz- oder Kasusrahmen zu konstruieren; aus dem einfachen Grunde, weil eben das Verb als der syntaktische Kern eines Satzes nicht explizit gegeben ist. (Auf Bühlers Beispiele *Hölzle-könig*, *Tischbein* werden wir bei seiner Diskussion der sprachlichen Metapher (§ 23) noch näher eingehen; man vergleiche aber auch das oben anlässlich von Bühlers Diskussion der Wundtschen Begriffskomplexionen Gesagte.) Während also bei den verbhaltigen Komposita eine syntaktisch-semantische Beschreibung aufgrund des Kasusrahmens des Verbs, in dem das nominale Glied eines Kompositums in einfachen Fällen relativ leicht als Agens, affiziertes Objekt, Instrument etc. analysiert werden kann, möglich erscheint, ist dies bei rein nominal gebildeten Komposita weit weniger zwingend, weil hier für die ‘missing relation’, das Verb, eine beträchtliche Variabilität in den Paraphrasen (wie sie z. B. von Informanten gegeben werden) auftreten kann; es können sich überdies syntaktisch völlig verschiedene Paraphrasen für ein und dasselbe Kompositum ergeben.<sup>241</sup>

Auf die interessanten Überlegungen Bühlers zu den auch für Fra-

<sup>238</sup> Cf. für einen neueren Versuch in dieser Richtung Brekle <sup>2</sup>1976.

<sup>239</sup> Marchand <sup>2</sup>1969, 2.2.1. ff.

<sup>240</sup> Marchand <sup>2</sup>1969, 2.2.9. ff.

<sup>241</sup> Besonders deutlich ist diese Erscheinung bei *ad hoc* gebildeten Komposita. Dies zeigen u. a. die Zwischenergebnisse des in Regensburg am Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft laufenden Forschungsprojekts *Kommunikative und pragmatisch-semantische Bedingungen der Aktualgenese, der Verwendung und des Verstehens von Nominalkomposita* (im Deutschen).

gen der Wortbildung einschlägigen sprach- und kulturvergleichen- den Studien W. Schmidts,<sup>242</sup> in denen besonders die Determinationsrichtung syntaktischer und kompositioneller Fügungen in verschiedenen Sprachen diskutiert wird, kann hier nicht näher eingegangen werden.

Eingangs unserer Diskussion des wichtigen § 22 wurde ohne weiteren Kommentar Bühlers Auffassung referiert, daß die allgemeine funktional-syntaktische Beziehung zwischen den Gliedern eines Kompositums mit dem attributhäufenden *und* am nächsten verwandt sei. Darauf kommt unser Autor im 3. und 4. Abschnitt des § 22 ausführlicher zu sprechen, wenn er versucht, die „*prädikative Satzfunktion*“ abzuheben von der „*attributiven* Fügung im Schoße des *Kompositums* und der Wortgruppen“ (332). Bühler leugnet einerseits keineswegs die Verwandtschaft (historisch und wohl auch in kognitiver Hinsicht) zwischen Prädikation und Attribution; er verweist auch auf exotische Sprachen, in denen es unbestimmt sein kann, ob eine syntaktische Fügung als ein Satz, so etwas wie eine Genitivfügung oder als Kompositum aufzufassen ist (das Chinesische bietet solche Phänomene), er kritisiert aber eine „nichts-als-historische Phase“ der Sprachwissenschaft, in der man „vor lauter Kontinuität die Punkte übersah, wo eine *Strukturveränderung* liegt“ (334). In der historischen Entwicklung von Sprachen gibt es „eine Stelle, wo ein Funktionswechsel liegt: es wird, was ein Satzmoment war, zum Wortmoment gemacht“ (334). Es ergibt sich daraus ein „Feldbruch [. . .] zwischen der wortimmanenten Fügung eines Kompositums und dem Satzfeld, in das dieses Kompositum eingeht“ (341). Dieser Feldbruch ist in verschiedenen Sprachen mehr oder weniger deutlich durch syntaktische, morphologische oder prosodische Kriterien markiert; im Deutschen sind diese Momente (strikte Reihung von bestimmendem und bestimmtem Glied, kontrastiver Akzent [*Háustòr*] parallel zu den zwei „Bedeutungspulsen“ eines einfachen Nominalkompositums) jedenfalls deutlich erkennbar. Dazu gehören auch die Implikationen, die sich aus Bühlers bildkräftiger Terminologie vom „Spiel- und Standbein“ eines Kompositums ergeben. In seinem Beispiel *Haustor* ist das zweite Glied das „Standbein“: aus semantischen Gründen („denn ein

<sup>242</sup> Schmidt 1926. Cf. bes. den 2. Teil.

Haustor ist kein Haus, sondern nur ein Tor“; 335) und aus syntaktischen und morphologischen Gründen.

Grammatisch regierend ist das unbetonte Standbein des Gefüges; denn es verleiht, wo Abkömmlinge aus verschiedenen Wortklassen gefügt werden, dem Ganzen einen Wortklassencharakter und es bestimmt das grammatische Geschlecht des Kompositums und mit ihm die geschlechtsdifferenten Feldzeichen [Artikel, Flexion und Pronomina]. (336)

Das „Spielbein“ eines Kompositums (*Haus* im Falle von *Haustor*) ist dagegen „bildlich gesprochen ganz und gar mit der Nuancierung des Symbolwertes [der Bedeutung des „Standbeins“] befaßt und geht darin (mehr oder minder vollständig) auf“ (336). Nach Bühlers Auffassung wird diese Nuancierung durch eine attributive Relation zwischen dem Spiel- und Standbein eines Kompositums bewirkt. Im Lichte dessen, was oben über die explizit nicht ausgedrückte Relation bei den rein nominal gebildeten Komposita gesagt wurde, kann man an dem analytischen Wert der Annahme einer attributiven Relation in diesen Fällen zweifeln. Wichtig aber ist, welche weitere Konsequenz Bühler aus der Spielbeinfunktion des ersten Gliedes eines Kompositums ableitet: es greife als determinierendes Glied nicht „über die Nennfunktion des Standbeines hinaus und in das Satzfeld ein“, sondern sei

ganz und gar mit der sozusagen internen (häuslicheren) Angelegenheit einer definierenden oder explizierenden Bestimmung des begrifflichen oder anschaulichen Gehaltes seiner [des Standbeins] Bedeutung befaßt. *Taceat mulier in ecclesia* [!] in Angelegenheiten des Satzaufbaues schweigt jedes echt attributive Sprachmittel. (336)

Mit für ihn typischen Ausdrucksmitteln beschreibt Bühler hier eine Eigenschaft von Komposita, die in unseren Tagen unter der Bezeichnung „anaphoric island“ diskutiert wird<sup>243</sup> (allerdings ohne Bühlers Ergebnisse zu würdigen). Ein Kompositum verhält sich in dem Satz, in den es eingebettet ist, wie eine ‘Insel’, weil in dem betreffenden Satz auf es nur als Ganzes pronominal Bezug genommen werden kann. Man betrachte folgenden Satz: *\*Die Stuhlfabrik wurde geschlossen, während er noch einen* [?] *fertig bemalte*; intuitiv ist jedem klar, daß der Versuch, mit *einen* auf *Stuhl* in *Stuhlfabrik* pronominal zu referieren, zumindest unglücklich wirkt; ganz schlimm wird es, wenn dies mit einem definit referierenden Prono-

<sup>243</sup> Postal (1969, 205–239) und Brekle (1976, XI f.) für weitere Literaturangaben.



men versucht wird: \**Die Stuhlfabrik wurde geschlossen, während er ihn [?!] noch fertig bemalte*. Hier ist auch ein gutwilliger Leser nicht mehr bereit, aus *Stuhlfabrik* sozusagen einen bestimmten Stuhl herauszuholen, damit die definite Referenz von *ihn* vielleicht doch noch ihr Ziel findet. In folgender Formulierung macht Bühler das Prinzip der syntaktischen Selbständigkeit des Kompositums, seiner Insularität, noch einmal ganz deutlich:

Das symbolgefügte Wort verhält sich im Satzfeld im ganzen genau so wie ein Simplex; alle syntaktischen Relikte in seinem Schoße sind wie verschluckt und bleiben unberührt, wo dies Gebilde seine 'grammatische Verwendbarkeit' im konkreten Fall beweist und selbst mit Feldzeichen [Flexionselementen] versehen wird. (340)

Damit ist auch der oben schon erwähnte Bühlersche Terminus *Feldbruch* noch einmal erläutert: die interne Gliederung, sozusagen die Binnensyntax eines Kompositums (man denke auch an Mehrfachkomposita), bietet keine Berührungspunkte für die syntaktische Umgebung, in die das Kompositum als Ganzes eingebettet ist; es liegt ein Bruch zwischen dem das Kompositum in der konkreten Redesituation umgebenden Satzfeld und seiner internen Struktur vor. Wir haben hier ein Beispiel für viele, an dem deutlich wird, daß heutige Sprachwissenschaftler jeglicher Couleur bei zahlreichen heute umstrittenen linguistischen Problemen mit Gewinn Bühlers *Sprachtheorie* heranziehen könnten.

§ 23. („Die sprachliche Metapher“) muß in enger Beziehung zu den vorausgehenden Paragraphen in Bühlers *Sprachtheorie* gesehen werden. Er liefert hier nämlich nichts weniger als Prinzipien für eine Semantik der Komposita auf psychologischer Basis. Ein Neubedenken seiner Vorschläge könnte uns dazu führen, die etwas steril gewordenen linguistisch-semantischen Ansätze, die in den vergangenen 10–15 Jahren vorgelegt wurden,<sup>244</sup> zumindest zu ergänzen und zu korrigieren, und zwar in Richtung einer möglichst realistischen Semantik, die imstande sein muß, nicht nur eine Beschreibung lexikalisierter Komposita (solche, die der Sprecher in einer Verwendungssituation sozusagen als fertige Ganze von einer Liste abrufte) zu liefern, sondern auch *die* Prinzipien und Faktoren in ihrem Zusammenspiel zu erfassen, die bei der Produktion von *Ad-hoc*-Komposita, von spontanen Neubildungen, wirksam sind. Der

<sup>244</sup> Cf. Brekle <sup>2</sup>1976 für eine kurze Übersicht; cf. auch Levi 1978.

letztgenannte Bereich, die Dynamik von Wortbildungsprozessen, sollte – vergleichbar den Satzbildungsprozessen – generell stärker das Interesse von Wortbildungsforschern auf sich ziehen.<sup>245</sup>

Für Bühler ist das Metaphorische in der Sprache keine Sondererscheinung; nach seiner Auffassung durchdringen metaphorische Prozesse die ganze Sprache von der Wort- über die Wortbildungssemantik bis zur Satzsemantik: „... metaphorisch in irgendeinem Grade ist jede sprachliche Komposition...“ (343). Als Gewährsmann zieht Bühler auch in diesem Fall Hermann Paul (<sup>5</sup>1920, 94 f.) heran, der, gestützt auf reichhaltiges Beispielmateriel – gerade auch aus dem Bereich der Nominalkomposition –, die semantisch-kommunikative Funktion von Metaphern und damit auch der Komposita darin erblickt, daß sie „eines der wichtigsten Mittel zur Schöpfung von Benennungen für Vorstellungskomplexe, für die noch keine adäquaten Bezeichnungen existieren“, darstellen. Weiter werden nach Paul bei metaphorischen Prozessen

in der Regel diejenigen Vorstellungskreise herangezogen [...], die in der Seele am mächtigsten sind. Das dem Verständnis und Interesse Fernerliegende wird dabei durch etwas Näherliegendes anschaulicher und vertrauter gemacht.

Bühler stimmt Pauls Überlegungen zu und versucht anschließend die in metaphorischen und wortkompositionellen Prozessen wirkenden Prinzipien und Faktoren unter Berufung auf wahrnehmungs- und kognitiv-psychologische Tests herauszuarbeiten. Für unser Thema ist das Prinzip von der „selektiven Wirkung der Sphärendeckung“ (348 f.) wichtig; gemeint ist damit, daß z. B. beim Kompositum *Hölzle*könig („ein Baum, aufgefaßt als König des Waldes“, Bühlers Beispiel) die semantischen ‘Sphären’ der beiden Konstituenten *Holz* bzw. *Wald* (das Diminutiv *Hölzle* hat hier vermutlich eine hypokoristische Funktion) und *König* sich teilweise decken, d. h., daß reziprok, oder in unserem Falle einsinnig von der Semantik von *Wald* determiniert, aus der Gesamtmenge der semantischen Merkmale der beiden Kompositionsglieder diejenigen Merkmale ausgesondert werden, die miteinander kompatibel sind und sich zum Ausdruck der ‘drastischen’ Charakterisierung eines Baumes als ein königlicher eignen. Bühlers weiteres Beispiel, „die abgegriffene Metapher“ *Salonlöwe*, macht die Wirksamkeit dieses Prinzips noch deutlicher:

<sup>245</sup> Cf. das in Fn. 241 genannte Forschungsprojekt und Brekle 1978, 68–77.

Es gibt am Wüstenbewohner 'Löwe' gar viele sprichwörtlich fixierte Eigenschaften, darunter auch Blutgier und Kampfgeist. Die Sphäre 'Salon' aber *deckt sie ab*, genau wie die Baumsphäre alle nicht passenden Königseigenschaften abdeckt. (349)

Bühler betont ausdrücklich, daß dieses Prinzip der Abdeckung, der Selektion semantischer Merkmale, keineswegs auf metaphorische Konstruktionen eingeschränkt ist, sondern grundsätzlich bei allen Arten von kompositionellen und syntaktischen Wortverbindungen wirksam werden kann. Er sieht darin die Kehrseite und die notwendige Ergänzung des in der Gestaltpsychologie seit Ehrenfels „allein hervorgehobenen Kriterium[s] der Übersummativität“ (349), dessen Wirksamkeit speziell in Wortbildungen ebenfalls zu beobachten ist: der in bezug auf die semantische Ausstattung der Glieder eines Kompositums manchmal festzustellende 'semantische Überschuß' des Ganzen, der sich entweder historisch als semantische Veränderung eines lexikalisierten Kompositums oder als vom 'Sachwissen' her hineingetragene semantische Spezifizierungen verstehen läßt, gehört hierher. Gleichermaßen gilt in anderen Fällen aber auch das Kriterium der Untersummativität, Bühlers 'Gesetz der Abdeckung'. Es liegt nun nahe, daran zu denken, daß die linguistische Semantikforschung diese komplementären Prinzipien auf die Bereiche der Wort- und Satzbildung anwenden sollte; es würde sich zeigen, daß ein solcher Versuch, der übrigens derzeit am Regensburger Wortbildungsforschungsprojekt gemacht wird, mit der von Hilary Putnam<sup>246</sup> vorgeschlagenen – aber leider nicht ausgearbeiteten – Semantik von Stereotypen voll verträglich wäre und dieser eine dynamische Dimension eröffnen würde. Putnams Stereotypen – den von einem Sprecher einer Sprache durchschnittlich mit einem Wort assoziierten prominenten semantischen Merkmalen, die nicht mit einer traditionellen lexikographischen oder theoretisch-linguistischen Bedeutungsexplikation identisch zu sein brauchen – entsprechen nämlich recht genau Bühlers „sprichwörtlich fixierten Eigenschaften“, die bei selektiven Abdeckungsprozessen untersummativ wirksam werden.

Abschließend zu seinen uns hier interessierenden Überlegungen macht Bühler noch ganz deutlich, daß die komplementären Prinzipien der Über- bzw. Untersummativität sprachlicher Ausdrücke

<sup>246</sup> Cf. Putnam 1975 und Brekle 1985.

nichts anderes als eine Widerspiegelung der von Kritikern oft fälschlicherweise beklagten Ungenauigkeit im Begrifflichen natürlicher Sprachen darstellen. Es ist unbestritten, daß natürliche sprachliche Ausdrücke der Forderung der Logik oder der strengen Wissenschaftssprache nach starrer Bedeutungskonstanz nicht genügen; sollen natürliche Sprachen ihre Aufgaben als universelle Kommunikationsinstrumente optimal erfüllen, wäre eine solche Forderung beinahe widersinnig. Die Semantik natürlichsprachlicher Kommunikation muß geradezu bis zu einem gewissen Grade – und im intersubjektiven sprachlichen Verkehr kontrolliert – plastisch-dynamisch sein, um eine Verständigung über beliebige Sachverhalte überhaupt erst zu ermöglichen. Bühler bringt dazu den passenden Vergleich mit den Freiheitsgraden (Toleranzen), mit denen im Maschinenbau gearbeitet wird und, um die Funktion von Maschinen mit beweglichen Teilen zu ermöglichen, gearbeitet werden muß. Lassen wir Bühler zum Schluß noch einmal selbst sprechen:

[. . .] die Freiheitsgrade der Bedeutungssphären unserer Nennwörter sind wie die oft reichlich komplizierten modernen Maschinen und wie die Organe der Organismen durch bestimmte Sicherungseinrichtungen korrigierbar gemacht. Übersummativität und Untersummativität der attributiven Komplexionen erhöhen in erstaunlichem Ausmaß die Produktivität der Sprache und machen lakonisches Nennen möglich. Wozu freilich gehört, daß im Systeme selbst auch eine Korrektur der Unbestimmtheiten und Mehrdeutigkeit dieser Komplexionen zubereitet ist. (350)

## BIBLIOGRAPHIE

Die Bibliographie versteht sich nicht als systematische Aufbereitung der Literatur zur Methodologie des Fachs, sie ist vielmehr – wie auch in den einzelnen exemplarischen Abschnitten – gesteuert von Text und Anmerkungsapparat, die bewußt so gehalten sind, daß klar ersichtlich wird, in welchen der angeführten Werke eine weiterführende Diskussion geleistet wird und wie ein Zugang zu weiterer Literatur zu gewinnen ist.

Das Literaturverzeichnis selbst unterscheidet nicht zwischen unmittelbar relevanter und sonstiger verwendeter oder zitierter Literatur.

Die Jahreszahl nach dem Autornamen gibt in aller Regel das Datum der Erstveröffentlichung; Übersetzungen oder zitierte sonstige Auflagen erhalten ein eigenes Referenzdatum und werden im unmittelbaren Anschluß an die zugrundeliegende Ausgabe angeführt. Die Referenzzahl gibt bei unselbständigen Veröffentlichungen das Erscheinungsjahr des Sammelbandes bzw. der Zeitschrift etc.; Redundanzen sind getilgt.

### *Sprachwissenschaftsgeschichte*

- Aarsleff, H. (1967), *The Study of Language in England. 1780–1860*, Princeton, N. J.
- Amirova, T. A. et al. (1975), *Očerki po istorii Lingvistiki*, Moskau.
- (1980; dt. Übers.), *Abriss der Geschichte der Linguistik* (übersetzt von B. Meier, ed. G. F. Meier), Leipzig.
- Apel, K. O. (1963), *Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico* (Archiv für Begriffsgeschichte 8), Bonn.
- Ast, D. F. (1808), *Grundriß der Geschichte der Philosophie*, Landshut.
- Beard, Ch. (1934), "Written history as an act of faith", *American Historical Review* 39, 2.
- Benfey, Th. (1869), *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland, seit dem Anfange des 19. Jh. mit einem Rückblick auf frühere Zeiten* (= Geschichte der Wissenschaften in Deutschland; Neuere Zeit 8), München.
- Bloch, E. (1952), *Avicenna und die aristotelische Linke*, Berlin.
- (1975), *Experimentum mundi* (Gesamtausgabe, vol. 15), Frankfurt a. M.
- (1977), *Zwischenwelten in der Philosophiegeschichte* (Gesamtausgabe, vol. 12), Frankfurt a. M.
- Bransford, J. D. et al. (1972), "Sentence memory: A constructive versus interpretive approach", *Cognitive Psychology* 3, 193–209.

- Bursian, C. (1883), *Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart* (= Geschichte der Wissenschaften in Deutschland; Neuere Zeit 19) München/Leipzig (Neudruck New York/London 1965).
- Bursill-Hall, G. L. (1971), *Speculative Grammars in the Middle Ages: The doctrine of partes orationis of the Modistae* (Approaches to Semiotics 11), The Hague [1972].
- (ed.; 1972), *Thomas of Erfurt: Grammatica speculativa*, London.
- Canguilhem, G. (1979), *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*, ed. W. Lepenies (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 286), Frankfurt a. M.
- (1979a), 'Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte', id. (1979), 22–37.
- (1979b), 'Die Rolle der Epistemologie in der heutigen Historiographie der Wissenschaften', id. (1979); 38–58.
- Cassirer, E. (1923–29), *Philosophie der symbolischen Formen*, 3 vol., Hamburg/Berlin.
- (1954), Neudr. Darmstadt (zit. Ausg.).
- Chomsky, N. (1966), *Cartesian Linguistics: A Chapter in the History of Rationalist Thought*, New York/London.
- Coseriu, E. (1969), *Die Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Eine Übersicht. Teil 1: Von der Antike bis Leibniz*, Vorlesung, gehalten im WS 1968/69 an der Universität Tübingen. Autorisierte Nachschrift besorgt von G. Narr und R. Windisch, Tübingen.
- [Festschrift Coseriu] (1981), *Logos semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu I: Geschichte der Sprachphilosophie und der Sprachwissenschaft*, ed. J. Trabant, Berlin.
- Danto, A. C. (1965), *Analytical Philosophy of History*, Cambridge.
- (1980; dt. Übers.), *Analytische Philosophie der Geschichte*, Frankfurt a. M. (zit. Ausg.).
- Donzé, R. (1967), *La grammaire générale et raisonnée de Port-Royal: Contribution à l'histoire des idées grammaticales en France*, Bern.
- Eschbach, A./J. Trabant (ed.; 1983), *History of Semiotics* (Foundations of Semiotics 7), Amsterdam/Philadelphia.
- Fearn, J. (1824–1827), *Anti-Tookey; or an Analysis of the Principles and Structure of Language*, London (Faks.-Neudruck, mit einer Einl. v. B. Asbach-Schnitker u. einem Vorw. v. H. E. Brekle, [Grammatica Universalis 7, 1 und 7, 2] Stuttgart-Bad Cannstatt 1972).
- Gadamer, H. G./G. Boehm (ed.; 1976), *Philosophische Hermeneutik* (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 144), Frankfurt a. M.
- Grabmann, M. (1922), "De Thoma Erfordiensis auctore Grammaticae quae Joanni Duns Scoti adscribitur speculativae", *Archivum Franciscanum Historicum* 15, 273–277.
- Grotsch, K. (1982), *Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung. Ein Beitrag zur Kritik und zur historischen und methodologischen Selbstvergewisserung der Disziplin* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 352), Göppingen.
- Halle, M./K. N. Stevens (1967), "Remarks on Analysis by Synthesis and Distinctive Features", *Models for the Perception of Speech and Visual Form*, ed. W. Wathen Dunn, Cambridge, 88–102.

- Heidegger, M. (1916), *Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus*, Tübingen.
- Heintel, E. (21957), 'Sprachphilosophie', *Deutsche Philologie im Aufriß*, ed. W. Stammer, Berlin, 563–619.
- Herder, J. G. von (1772), *Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat*, Berlin.
- (21789) dass. (zus. m. *Ursachen des gesunkenen Geschmacks*, berichtigte Ausg. [zit.]).
- Hülser, K. (1982), *Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker*, Einführungsband mit 4 Anhängen (Sonderforschungsbereich 99, Universität Konstanz [prepr.]).
- Hymes, D. (ed.; 1974), *Studies in the History of Linguistics*, Bloomington.
- (1974 a), "Introduction: Traditions and Paradigms", id. (1974), 1–38.
- Ivić, M. (1963), *Pravci u linguistici*, Ljubljana.
- (1971; dt. Übers.), *Wege der Sprachwissenschaft*, München.
- Joly, A. (1970) → Thurot (1796).
- Koerner, E. F. K. (1978 a), *Western Histories of Linguistic Thought. An annotated chronological bibliography 1822–1976* (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science. Series 3: Studies in the History of Linguistics 11), Amsterdam.
- (1978 b), *Toward a Historiography of Linguistics* (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science. Series 3: Studies in the History of Linguistics 19), Amsterdam.
- Kroll, W. (1908), *Geschichte der klassischen Philologie* (Sammlung Göschen 3676), Leipzig.
- Lange-Seidl, A. (ed.; 1981), *Zeichenkonstitution. Akten des 2. Semiotischen Kolloquiums Regensburg 1978 I*, Berlin/New York.
- Mertian, I. (1796), *Allgemeine Sprachkunde*, Braunschweig (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 14], Stuttgart-Bad Cannstatt 1979).
- Miller, G. A./E. Galanter/K. H. Pribram (1960), *Plans and the Structure of Behavior*, New York.
- (1973; dt. Übers.), *Strategien des Handelns. Pläne und Strukturen des Verhaltens*, mit einer Einf. v. H. Aebli, Stuttgart (zit. Ausg.).
- Mounin, G. (1967), *Histoire de la linguistique des origines au XXe siècle*, Paris.
- Neisser, U. (1967), *Cognitive Psychology*, New York.
- Nietzsche, F. (1874), *Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück. Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*, Leipzig.
- (1972) dass. in: *Werke*, Krit. Gesamtausgabe, ed. G. Colli/M. Montinari, III. Abt., vol. 1, 239–300, Berlin/New York [zit. Ausg.].
- Pagliaro, A. (1956), *Nuovi saggi di critica semantica*, Messina/Firenze.
- Paul, H. (ed.; 1891), *Grundriß der germanischen Philologie*, Straßburg.
- Paul, L. (1978), *Geschichte der Grammatik im Grundriß. Sprachdidaktik als angewandte Erkenntnistheorie und Wissenschaftskritik*, Weinheim/Basel.
- Pfeiffer, R. (1968), *History of Classical Scholarship from the Beginnings to the End of the Hellenistic Age*, Oxford.

- Pfeiffer, R. (1970; dt. Übers.), *Geschichte der klassischen Philologie: Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus*, Reinbek bei Hamburg.
- (1978), dass., durchges. Aufl., München (zit. Ausg.).
- Pinborg, J. (1972), *Logik und Semantik im Mittelalter: Ein Überblick* (Epilogue [209 ff.] by Helmut Kohlenberger), Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Reichard, C. E. (1747), *Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst*, Hamburg (Neudr. Hildesheim 1978).
- Robins, R. H. (1967), *A Short History of Linguistics*, London.
- (1969), dass., with additions and corrections.
- (1973), *Ideen- und Problemgeschichte der Sprachwissenschaft. Mit besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jh.* Autorisierte, mit einem Nachw. versehene Übers. aus d. Engl. v. Ch. Gutknecht/K.-U. Panther, Frankfurt a. M.
- Salmon, V. (1972), *The Works of Francis Lodwick: A study of his writings in the intellectual context of the seventeenth century*, London.
- Sandys, J. E. (1903–1908), *History of Classical Scholarship*, 3 vol., Cambridge (Neudr. New York 1958).
- (1906), vol. I, rev. ed. (zit. Ausg.).
- Schmitter, P. (1982), *Untersuchungen zur Historiographie der Linguistik. Struktur – Methodik – theoretische Fundierung* (Tübinger Beiträge zur Linguistik 181), Tübingen.
- Sebeok, Th. A. (ed.; 1975), *Current Trends in Linguistics* (CTL), vol. 13: *Historiography of Linguistics*, 2 vol., The Hague/Paris.
- (1976), *Contributions to the Theory of Signs*, Bloomington.
- (1979; dt. Übers.), *Theorie und Geschichte der Semiotik*, Hamburg (zit. Ausg.).
- Steinthal, H. (1863), *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Berücksichtigung der Logik*, 2 vol., Berlin.
- (1890/91), dass., verm. u. verb. Aufl. (zit. Ausg.).
- Stutterheim, F. P. (1949), *Inleiding tot de taal-philosophie*, Antwerpen.
- Süßmilch, J. P. (1766), *Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern von Gott erhalten habe*, Berlin.
- Swiggers, P. (1979), « Note épistémologique sur le statut de l'historiographie de la linguistique », *Histoire, Epistémologie, Langage* 1, 1, 61 ff.
- Swiggers, P. (1980), "The Historiography of Linguistics", *Linguistics* 18, 703–720 (Review v. Koerner 1978a/b).
- Szondi, P. (1975), *Einführung in die literarische Hermeneutik*, ed. J. Bollack u. H. Stierlin, Frankfurt a. M.
- Tagliavini, C. (1963), *Panorama di storia della linguistica*, Bologna.
- Thomas, J. L. (1786), *Glossologie oder Philosophie der Sprache. Erster Versuch über die innere Natur der Sprache. Zweyter Versuch über die äußere Darstellung, über die Erlernung der Sprache*. Wien (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 13], Stuttgart-Bad Cannstatt 1979).
- Thomsen, V. (1902), *Sprogvidenskabens Historie: En kortfattet Fremstilling*, Copenhagen.
- (1927; dt. Übers.), *Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jh.: kurzgefaßte Darstellung der Hauptpunkte*, Halle.



- Thurot, F. (1796), *Tableau des progrès de la science grammaticale: Discours préliminaire à 'Hermès'* (Repr., intr. et notes par A. Joly [Collection Ducros 7], Bordeaux 1970).
- Verburg, P. A. (1952), *Taal en functionaliteit: Een historisch-critische studie over de opvattingen aangaande de functies der taal vanaf de praehumanistische philologie van Orleans tot de rationalistische linguïstiek van Bopp*, Diss. Wageningen.
- Waterman, J. (1963), *Perspectives in Linguistics: An Account of the Background of Modern Linguistics*, Chicago.
- (1966; dt. Übers.), *Die Linguistik und ihre Perspektiven*, München.

### Kritische Betrachtung

- Amirova, T. A. et al. (1975), *Očerki po istorii lingvistiki*, Moskau.
- (1980; dt. Übers.), *Abriß der Geschichte der Linguistik* (übersetzt von B. Meier, ed. G. F. Meier), Leipzig.
- Arens, H. (1955), *Sprachwissenschaft: der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*, Freiburg/München.
- (1969), dass., durchges. u. stark erw. Aufl. (zit. Ausg.).
- Benfey, Th. (1869), *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland, seit dem Anfange des 19. Jh. mit einem Rückblick auf frühere Zeiten* (= Geschichte der Wissenschaften in Deutschland; Neuere Zeit 8), München.
- Buommattei, B. (1623), *Delle cagioni della lingua toscana . . . libro primo*, Venedig.
- Bursill-Hall, G. L. (1970), "The History of Linguistics", *Canadian Journal of Linguistics* 15, 143–150.
- (1971), *Speculative Grammars in the Middle Ages: The Doctrine of partes Orationis of the Modistae* (Approaches to Semiotics 11), The Hague [1972].
- (ed.; 1972), *Thomas of Erfurt: Grammatica speculativa*, London.
- Campanella, T. (1638), *Philosophiae rationalis partes quinque*, Paris.
- Canz, I. G. (1737), *Grammatica universalis tenuia rudimenta*, Tübingen (Faks.-Neudr. mit einer Bio-Bibliographie v. H. J. Höller u. einem kommentierenden Werküberblick v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 15], Stuttgart-Bad Cannstatt 1982).
- Caramuel Lobkowitz, J. de (1654), *Praecursor logicus complectens grammaticam audacem*, Frankfurt a. M.
- Du Marsais, C. Ch. (1729), *Les véritables principes de la grammaire, ou nouvelle grammaire raisonnée pour apprendre la langue latine* (1797) (Faks.-Neudr. in Grammatica Universalis 5, 1).
- (1797), *Œuvres Choiesies*, Paris (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einleitung v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 5,1, 5,2 u. 5,3], Stuttgart-Bad Cannstatt 1971).
- Fearn, J. (1824–1827), *Anti-Tooke; or an Analysis of the Principles and Structure of Language*, London (Faks.-Neudruck, mit einer Einl. v. B. Asbach-Schnitker u. einem Vorw. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 7,1 u. 7,2], Stuttgart-Bad Cannstatt 1972).

- Ivič, M. (1963), *Pravci u lingvistici*, Ljubljana.
- (1971; dt. Übers.), *Wege der Sprachwissenschaft* (übers. v. M. Rammelmayer), München.
- Koerner, E. F. K. (1972), Review article on Arens 1969, *Language* 48, 428–445.
- Lamy, B. (1675), *De l'art de parler*, Paris.
- Leroy, M. (1963), *Les grands courants de la linguistique moderne* (Université Libre de Bruxelles; Faculté de Philosophie et Lettres 24), Brüssel.
- (1971), dass., verm. u. verb. Aufl. (zit. Ausg.).
- Malkiel, Y./M. Langdon (1969), "History and histories of Linguistics", *Romance Philology* 22, 530–574.
- Martinet, A. (1962), *A Functional View of Language*, Oxford.
- Meiner, J. W. (1781), *Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder philosophische und allgemeine Sprachlehre*, Leipzig (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 6], Stuttgart-Bad Cannstatt 1971).
- Mertian, I. (1796), *Allgemeine Sprachkunde*, Braunschweig (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 14], Stuttgart-Bad Cannstatt 1979).
- Michaelis, J. D. (1762), *De l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions* (Faks.-Neudruck, ed. u. mit einem Vorwort v. H. E. Brekle, mit einem Kommentar v. H. Manke [Grammatica Universalis 9], Stuttgart-Bad Cannstatt 1974).
- Monaghan, J. (1979), *The Neo-Firthian Tradition and its Contribution to General Linguistics* (Linguistische Arbeiten 73), Tübingen.
- Mounin, G. (1967), *Histoire de la Linguistique des Origines au XXe siècle*, Paris.
- Nebrija, A. de (1492), *Grammatica sobre la lengua castellana*, Salamanca.
- Robins, R. H. (1967), *A Short History of Linguistics*, London.
- Schottelius, J. G. (1663), *Ausführliche Arbeit von der teutschen Haubtsprache*, Braunschweig.
- Schmitthenner, F. (1826), *Ursprachelehre. Entwurf zu einem System der Grammatik*, Frankfurt a. M. (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 12], Stuttgart-Bad Cannstatt 1976).
- Sebeok, Th. A. (ed.; 1975), *Current Trends in Linguistics* (CTL), vol. 13: *Historiography of Linguistics*, 2 vol., The Hague/Paris.
- Steinthal, H. (1863), *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik*, 2 vol., Berlin.
- (1890/91), dass., verm. u. verb. Aufl. (zit. Ausg.).
- Szemerényi, O. (1971), *Richtungen der modernen Sprachwissenschaft. Teil I: Von Saussure bis Bloomfield. 1916–1950*, Heidelberg.
- Thiébault, D. (1802), *Grammaire philosophique ou la Métaphysique, la Logique, et la Grammaire, Reunies en un seul Corps de Doctrine* (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 11], Stuttgart-Bad Cannstatt 1977).
- Thomas, J. L. (1786), *Glossologie oder Philosophie der Sprache. Erster Versuch über die innere Natur der Sprache. Zweyter Versuch über die äußere Darstellung, über die Erlernung der Sprache*, Wien (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 13], Stuttgart-Bad Cannstatt 1979).

- Tooke, J. H. (1798–1805), ΕΠΕΑ ΠΤΕΡΟΕΝΤΑ or *The Diversions of Purley*, 2 vol., London.
- Vater, J. S. (1801), *Versuch einer allgemeinen Sprachlehre*, Halle (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. u. Kommentar v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 3], Stuttgart-Bad Cannstatt 1970).
- Vives, J. L. (1531), *De disciplinis*, Anvers, 3 vol. (darin enthalten: I. De causis corruptarum artium. II. De tradendis disciplinis. III. De artibus [De prima philosophia, De explanatione cuiusque essentiae, De censura veri, De instrumento probabilitatis, De disputatione]).
- (1532), *De ratione dicendi*, Löwen.
- Watermann, J. (1963), *Perspectives in Linguistics: An Account of the Background of Modern Linguistics*, Chicago.
- (1966; dt. Übers.), *Die Linguistik und ihre Perspektiven*, München.

‘Volkslinguistik’

- Allen, W. S. (1949), “Ancient Ideas on the Origin and Development of Language”, *Transactions of the Philological Society* 1948, London, 35–60.
- Andresen, K. G. (1876), *Über deutsche Volksetymologie*, Heilbronn.
- (1899), dass., verb. u. verm. Aufl. besorgt v. H. Andresen, Leipzig.
- Bacher, W. (1895), *Die Anfänge der hebräischen Grammatik*, Leipzig (auch in: *Zeitschr. der dt. morgenländischen Gesellschaft*. [ZDMG] 49 [1895], 1–62 u. 335–392; Neudr. → Bacher 1974).
- (1974), *Die Anfänge der hebräischen Grammatik. Die hebräische Sprachwissenschaft vom 10. bis zum 16. Jh.*, Enl. by Bibliographie der Schriften W. Bachers, compiled by L. Blau and supplemented by D. Friedman and an article “Wilhelm Bacher, pioneer in the history of Hebrew linguistics” by J. Fellman, Neudr. d. Ausg. Leipzig 1895, Amsterdam.
- Borst, A. (1957–63), *Der Turmbau von Babel: Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*, 3 vol., Stuttgart.
- Hakes, D. T. (1982), “The Development of Metalinguistic Abilities: What Develops?”, in Kuczaj (1982), 163–210.
- Hašek, J. (1920–23), *Osudy dobrého vojáka Švejka za světové války*, Praha.
- (1949; dt. Übers.), *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges*, 2 vol., Zürich.
- Hoenigswald, H. M. (1966), “A proposal for the study of folk-linguistics”, *Sociolinguistics. Proceedings of the UCLA Sociolinguistics Conference 1964*, ed. W. Ch. Bright, The Hague/Paris, 16–26.
- Hymes, D. (ed.; 1974), *Studies in the History of Linguistics*, Bloomington.
- (1974a), “Introduction: Traditions and Paradigms”, id. (1974), 1–38.
- Kleinpaul, R. (1888), *Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache*, Leipzig (Neudr. mit einem Vorw. v. Th. A. Sebeok [Approaches to Semiotics 19], The Hague 1972).
- (1914), *Volkspsychologie. Das Seelenleben im Spiegel der Sprache*, Berlin.

- Kuczaj, St. A. (ed.; 1982), *Language Development II: Language, Thought and Culture*, London.
- /B. Harbaugh (1982), “What Children Think about the Speaking Capabilities of Other Persons and Things”, in Kuczaj (1982), 211–228.
- Lullus, R. (1517), *Ars magna generalis et ultima*, Lugduni (entst. 1307).
- Maas, U. (1978), „Grammatik und Erfahrung“, *Sprache und Welterfahrung*, ed. J. Zimmermann, München, 142–159.
- Paul, L. (1978), *Geschichte der Grammatik im Grundriß. Sprachdidaktik als angewandte Erkenntnistheorie und Wissenschaftskritik*, Weinheim/Basel.
- Polle, F. (1889), *Wie denkt das Volk über die Sprache?*, Leipzig.
- Robins, R. H. (1967), *A Short History of Linguistics*, London.
- Schilli, H. (1975), *Der Vogtsbauernhof*, Lahr (Schwarzwald).
- Till Eulenspiegel* (1515), Straßburg, (Volksbuch; 1. hochdt. Fassg. mutmaßl. Verf.: H. Bote).
- (1978), dass., Ein kurzweiliges Buch von Till Eulenspiegel aus dem Lande Braunschweig. Wie er sein Leben vollbracht hat: 96 seiner Geschichten [mutmaßl. Verf. H. Bote], ed. u. in d. Sprache unserer Zeit übertr. u. mit Anm. vers. v. S. H. Sichtermann (Insel-TB 336), Frankfurt a. M. (zit. Ausg.).

### *Sprachtheorie und Grammatik bei den Stoikern*

- Ayers, R. H. (1979), *Language, Logic, and Reason in Church Fathers. A Study of Tertullian, Augustine, and Aquinas* (Altertumswissenschaftliche Texte und Studien 6), Hildesheim.
- Bochenski, J. M. (1956), *Formale Logik*, Freiburg/München.
- (1962), dass., erw. Aufl. (zit. Ausg.).
- Brekke, H. E. (1972), *Semantik. Eine Einführung in die sprachwissenschaftliche Bedeutungslehre*, München.
- (1976) → Schmitthenner (1826).
- Bühler, K. (1934), *Sprachtheorie*, Jena.
- Christensen, J. (1962), *An Essay on the Unity of Stoic Philosophy*, Copenhagen.
- Egli, U. (1967), *Zur stoischen Dialektik*, Basel.
- (1978), “Stoic Syntax and Semantics”, *Actes du Colloque de Chantilly 18–22 septembre 1976: ‘Les Stoiciens et leur Logique’*, ed. J. Brunschwig, Paris, 135 bis 154.
- (unveröff.), “Stoische Sprachtheorie und generative Grammatik”.
- Frede, M. (1974), *Die stoische Logik* (Abh. Göttingen, Phil.-hist. Kl. 3, 88), Göttingen.
- (1978) “Principles of Stoic Grammar”, *The Stoics*, ed. J. M. Rist, Berkeley/Los Angeles/London, 27–75.
- Graeser, A. (1978), “The Stoic Theory of Meaning”, *The Stoics*, ed. J. M. Rist, Berkeley/Los Angeles/London, 77–100.
- Hjelmslev, L. (1935–37), *La Catégorie des Cas. Étude de Grammaire Générale I, II* (Acta Jutlandica 7,1; 9,2).

- Hülser, K. (1979), *Expression and Content in Stoic Linguistic Theory*, Konstanz (unveröff.).
- (1982), *Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker. Einführungsband mit 4 Anhängen* (Sonderforschungsbereich 99, Universität Konstanz [prepr.]).
- /Egli (1979) → Schmidt (1979).
- Lipsius, J. (1604), *Manductionis ad stoicam philosophiam libri tres: L. A. Senecae, aliisque scriptoribus illustrandis*, Paris (zus. gebd. m. *Physiologiae stoicorum libri tres* . . .).
- Long, A. A. (1971), "Language and Thought in Stoicism", id. (ed.), *Problems in stoicism*, London, 75–113.
- Lukasiewicz, J. (1927), "O logice stoikow" [Über die stoische Logik], *Przegląd Filoz.* 30, 278f.
- (1934), "Z historii logiki zdan.", *Przegląd Filoz.* 37, 417–437.
- (1935; dt. Übers.), "Zur Geschichte der Aussagenlogik", *Erkenntnis* 5, 111 bis 131.
- Mates, B. (1953), *Stoic Logic*, Berkeley.
- (1961), dass. (zit. Ausg.).
- Müller, H. E. (1943), *Prinzipien der stoischen Grammatik*, Diss. Rostock (unveröff.).
- Nuchelmans, G. (1973), *Theories of the Proposition. Ancient and medieval conceptions of the bearers of truth and falsity* (North-Holland Linguistic Series 8), Amsterdam.
- Paul, L. (1978), *Geschichte der Grammatik im Grundriß. Sprachdidaktik als angewandte Erkenntnistheorie und Wissenschaftskritik*, Weinheim/Basel.
- Pinborg, J. (1962), "Das Sprachdenken der Stoa und Augustins Dialektik", *Classica et Mediaevalia* 23, 148–177.
- (1975), "Classical Antiquity: Greece" *Current Trends in Linguistics*, vol. 13,1: *Historiography of Linguistics*, ed. Th. A. Sebeok, Den Haag/Paris, 69–126.
- Pohlenz, M. (1926), "Stoa und Semitismus", *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 2, 257–269.
- (1938), *Zenon und Chrysipp* (Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Kl. NF, vol. 1, Heft 2,9, Göttingen, 173–210).
- (1939), *Die Begründung der abendländischen Sprachlehre durch die Stoa* (Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. NF, vol. 3, Heft 6), Göttingen, 151–198.
- (1948), *Die Stoa. Geschichte einer geistigen Bewegung*, 2 vol., Göttingen.
- (1964), dass., vol. 2, erw. u. überarb., autoritative Ausg. (zit.).
- (ed.; 1950), *Stoa und Stoiker. Die Gründer. Panaitios. Poseidonios*, Zürich.
- (ed.; 1964a), dass., durchges. Aufl. (zit. Ausg.).
- Popper, K. R. (1934), *Logik der Forschung*, Wien.
- (1968; engl. Ausg.), *The Logic of Scientific Discovery*, London (revised edition).
- Prantl, C. (1855), *Geschichte der Logik im Abendlande*, 4 vol., Leipzig.
- Ross, J. R. (1970), "On Declarative Sentences", *Readings in English Transformational Grammar*, ed. R. A. Jacobs/P. S. Rosenbaum, Waltham (Mass.), 222 bis 272.

- Russell, B. (1946), *History of Western Philosophy and its Connection with Political and Social Circumstances from the Earliest Times to the Present Day*, London.
- (21961), *dass.* (zit. Ausg.).
- (1959), *My Philosophical Development*, London.
- Sandys, J. E. (1903/1908), *History of Classical Scholarship*, 3 vol., Cambridge (Neudr. New York 1958).
- (21906), *rev. ed.*, vol. I (zit. Ausg.).
- Schmidt, R. T. (1839), *Stoicorum Grammatica*, Halle (Neudr. Amsterdam 1967).
- (1979; dt. Übers.), *Die Grammatik der Stoiker*, Einf., übers. u. bearb. v. K. Hülsner. Mit einer kommentierten Bibliographie zur stoischen Sprachwissenschaft (Dialektik) von Urs Egli, Braunschweig/Wiesbaden 1979.
- Schmitthenner, F. (1826), *Ursprachelehre. Entwurf zu einem System der Grammatik*, Frankfurt a. M. (Faks.-Neudr., ed. u. mit einer Einl. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 12], Stuttgart-Bad Cannstatt 1976).
- Steinthal, H. (1863), *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik*, 2 vol., Berlin.
- (21890/91), *dass.*, *verm. u. verb. Aufl.* (zit. Ausg.).

### *Anfänge der arabischen Sprachwissenschaft*

- Abderrahmane, T. (1978), "Notes et Documents: Discussion entre Abu Said Al-sirafi, le grammairien et Matta B. Yunus, Le philosophe", *Arabica* XXV, Fascicule 3, 310–323.
- Bacher, W. (1892), *Die hebräische Sprachwissenschaft vom 10. bis zum 16. Jh.*, Trier (Neudr. → Bacher 1974).
- (1895), *Die Anfänge der hebräischen Grammatik*, Leipzig (auch in: *Zeitschr. der dt. morgenländischen Gesellsch.* (ZDMG) 49 [1895], 1–62 u. 335–392; Neudr. → Bacher 1974).
- (1974), *Die Anfänge der hebräischen Grammatik. Die hebräische Sprachwissenschaft vom 10. bis zum 16. Jh.*, enl. by Bibliographie der Schriften Wilhelm Bachers, compiled by L. Blau und supplemented by D. Friedmann and an article "Wilhelm Bacher, pioneer in the history of Hebrew linguistics" by J. Fellman, Neudr. d. Ausg. Leipzig 1895, Amsterdam.
- Carter, M. (1972), "Les origines de la grammaire arabe", *Revue des études islamiques* (REI) 40, 69–97.
- (1973), "An Arab Grammarian of the Eighth Century", *Journal of the American Oriental Society* (JAOS) 93, 146–157.
- (1980), "Sibawayhi and Modern Linguistics", *Histoire, Epistémologie, Langage* 2, 21–26.
- (1981), *Arab Linguistics: An Introductory Classical Text with Translation and Notes*, Amsterdam.
- Gätje, H. (1971), "Die Gliederung der sprachlichen Zeichen nach al-Farabi", *Islam* 47, 1–47.

- Haddad, F. (1967), "Alfarabi's Theory of Language", *American University of Beirut Festival Book*, ed. Tuad Aarruff/Suha Tamin, Beirut, 327–351.
- (1969), "Alfarabi's Views on Logic and Its Relation to Grammar", *Islamic Quarterly* 13, 192–207.
- Harris, Z. S. (1951), *Methods in Structural Linguistics*, Chicago.
- Mahdi, M. (1970), "Language and Logic in Classical Islam", *Logic in Classical Islamic Culture*, ed. G. E. Grunebaum, Wiesbaden, 51–83.
- Margoliouth, D. S. (1905), "The Discussion between Abu Bishr Matta and Abu Said Al-Sirafi on the Merits of Logic and Grammar", *Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland* 79–129.
- Merx, A. (1889), *Historia artis grammaticae apud Syros*, Lipsiae. (Neudr. Nendelen, 1966.)
- Mosel, U. (1975), *Die syntaktische Terminologie bei Sibawayh*, Diss. München.
- (1980), "Syntactic Categories in Sibawayh's Kitab", *Histoire, Epistémologie, Langage* 2, 27–37.
- Reuschel, W. (1959), *Al-Halil ibn Ahmad, der Lehrer Sibawaihs, als Grammatiker*, Berlin.
- Sandubi (1929), *Discussion Entre Abu Said Al-Sirafi, Le Grammairien et Matta B. Yunus, Le Philosophe*, Le Caire.
- Swiggers, P. (1979), « L'histoire de la Grammaire Hébraïque jusqu' au XVIe Siècle », *Orientalia Lovaniensia Periodica* 10, 183–193.
- Versteegh, C. H. M. (1977), *Greek Elements in Arabic Linguistic Thinking* (Diss. Nijmegen), Leiden.
- (1980), « Logique et grammaire au dixième siècle », *Histoire, Epistémologie, Langage* 2, 39–52.
- (unveröff.), „Die arabische Sprachwissenschaft“.

### Juan Luis Vives (1492–1540)

#### Primärliteratur

##### *Gesamtausgaben der Werke von Vives*

- Mayans Y Siscar, G. (ed.; 1782), *Opera omnia de Vives*, Valencia, 8 vol. (Neudruck London 1964; zit. Ausg.).
- Riber, L. (ed.; 1947–1948), *Obras Completas de Vives*, Madrid.

##### *Einzelwerke (Auswahl)*

- (1519), *In Pseudodialecticos*, Schlettstatt (krit. Ausg.: G. Fantazzi, ed., *In Pseudo dialecticos – A Critical Edition* (Studies in Medieval and Reformation Thought XXVII), Leiden 1979).
- (ed.; 1522), *De civitate Dei*, Basel.

- (1523), *De institutione feminae christianae*, Anvers.
- (1525), *De subventionem pauperum*, Brügge (Neudr.: introduzione, testo e appendice a cura di Armando Saitta, Firenze 1973).
- (1531), *De disciplinis*. Anvers, 3 vol. (darin enthalten: I. De causis corruptarum. II. De tradendis disciplinis. III. De artibus [De prima philosophia, De explanatione cuiusque essentiae, De censura veri, De instrumento probabilitatis, De disputatione]); beigebd.: *De ratione dicendi* (1532), Löwen.
- (1531 a), *De tradendis disciplinis* (1531) (im Text als *De trad. disc.*).
- (1531 b), *De censura veri*, erstmals in id. 1531), in Mayans (1782), vol. III, 142–184.
- 1531 c), *De instrumento probabilitatis*, (erstmals in id. 1531) in Mayans (1782), vol. III, 82–120.
- (1532), *De ratione dicendi*, Löwen, in Mayans (1782), vol. II.
- (1538), *De anima et vita*, Basel.
- (1539), *Exercitatio linguae latinae*, Basel.
- (1540), *De ratione studii puerilis*, Basel (entstanden 1523; Erstdr. 1540).
- (1929) [Briefe an Franciscus Craneveldt], in H. de Vocht (ed.), *Litterae virorum eruditorum ad Franciscum Craneveldium*, Löwen.

### Verwendete Literatur

- [Alberti, L. B.] (ca. 1460), *Regole della Lingua fiorentina*.
- Bonilla y San Martin, A. (1903), *Luis Vives y la filosofia del renacimiento*, Madrid.
- Brekke, H. E. et al. (unveröff.), „Port Royal“ (ersch. als Kap. 8 in: *Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie*, ed. R. W. Meyer, Reihe V: *Die Philosophie des 17. Jh.*, ed. J. P. Schobinger, vol. 2, Tl. 4: *Frankreich und Niederlande*).
- Burger, O. (1914), *Erasmus von Rotterdam und der Spanier Vives*, Diss. München.
- Bursill-Hall, G. L. (1971), *Speculative Grammars in the Middle Ages: The Doctrine of partes orationis of the Modistae* (Approaches to Semiotics 11), The Hague [1972].
- Caramuel Lobkowitz, J. (1654), *Praecursor logicus complectens grammaticam audacem*, Frankfurt a. M.
- Cassirer, E. (1906), *Der kritische Idealismus und die Philosophie des 'gesunden Menschenverstandes'*, 3 vol., Giessen.
- Coseriu, E. (1967), „L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffs“, *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* (ASNS) 204.
- (1971 a), „Das Problem des Übersetzens bei Juan Vives“, *Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung*; (= Festschrift Wandruszka) ed. K. Bausch/H. Gauger, Tübingen, 571–582.
  - (1971 b), „Zur Sprachtheorie von Juan Luis Vives“, (= Festschrift Mönch), Heidelberg, 234–255.



- Dilthey, W. (1914), *Gesammelte Schriften II. Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation*, Leipzig.
- Dubois, C.-G. (1970), *Mythe et Langage au seizième siècle*, Bordeaux.
- Fantazzi, G. (1979) → Vives (1519).
- Guerlac, R. (1974), "Vives and the Education Gargantua", *Études Rabelaisiennes* 11, 63–72.
- Guy, A. (1972), *Vivès ou l'Humanisme engagé*, Paris.
- Hause, P. (1890), *Die Pädagogik des Spaniers Johannes Ludwig Vives und sein Einfluß auf Job. Amos Comenius*, Diss. Erlangen.
- Höfding, H. (1895), *Geschichte der neueren Philosophie. Eine Darstellung der Geschichte der Philosophie von dem Ende der Renaissance bis zu unseren Tagen I*. Unter Mitwirkung des Verfassers aus d. Dänischen übers. v. F. Bendixen, Leipzig.
- Hoppe, G. (1901), *Die Psychologie des Juan Luis Vives nach den beiden ersten Büchern seiner Schrift 'De anima et vita' dargestellt und beurteilt*, Berlin.
- Ijsewijn, J. (1977), "J. L. Vives in 1512–1517. A Reconsideration of Evidence", *Humanistica Lovaniensia* XXVI.
- Ilg, P. (1931), *Die Selbsttätigkeit als Bildungsprinzip bei Johann Ludwig Vives (1492–1540)*, Diss. Langensalza.
- Kohut, K. (1983), „Humanismus und Gesellschaft im 16. Jh.: Das Verhältnis von Tradition und Reform in den gesellschaftspolitischen Schriften des Juan Luis Vives“, *Humanismus und Ökonomie*, ed. H. Lutz (veranlaßt durch: Deutsche Forschungsgemeinschaft, Mitteilung der Kommission für Humanismusforschung 8), Weinheim.
- Lefèvre, R. (1957), *L'humanisme de Descartes*, Paris.
- Luther, M. (1530), *Von Dolmetzchen und Fürbit der Heiligenn*, Nürnberg (Neudr. [Schriften zur Reformationszeit 23] Nürnberg 1979).
- Lyons, J. (1977), *Semantics*, 2 vol., Cambridge.
- (1980; dt. übers.), *Semantik*, 2 vol., München.
- Maas, U. (1978), „Grammatik und Erfahrung“, *Sprache und Welterfahrung*, ed. J. Zimmermann, München 142–159.
- Meigret, L. (1550), *Le tretté de la grammère françoëze*, Paris.
- Monsegü, B. G. (1961), *Filosofia del humanismo de Juan Luis Vives*, Madrid.
- Nebrija, A. de (1492), *Gramatica sobre la lengua castellana*, Salamanca.
- Noreña, C. G. (1970), *Juan Luis Vives* (Archives Internationales d'Histoire des Idées 34), The Hague.
- Nuchelmans, G. (1980), *Late-Scholastic and Humanist Theories of the Proposition*, Amsterdam.
- Percival, W. K. (1975), "The Grammatical Tradition and the Rise of the Vernaculars", in Sebeok (1975), vol. 1, 231–275.
- Read, M. K./J. Trethewey (1976), "Two Renaissance Contributions to the Semantic Analysis of Language", *Vox Romanica* 35, 1–12.
- Saitta, A. (1973) → Vives (1525).
- Salmon, V. (1979), *The Study of Language in 17th Century England* (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science. Series 3: Studies in the History of Linguistics 17), Amsterdam.

- Scaliger, J. C. (1540), *De causis linguae latinae*, Lugduni.
- Sebeok, Th. A. (ed.; 1975), *Current Trends in Linguistics* (CTL), vol. 13: *Historiography of Linguistics*, 2 vol., The Hague/Paris.
- Verburg, P. A. (1951), *Taal en functionaliteit: Een historisch-critische studie over de opvattingen aangaande de functies der taal vanaf de praehumanistische philologie van Orleans tot de rationalistische linguïstiek van Bopp*, Diss. Wageningen.
- (1952), “De Taaltheorie van Juan Luis Vives (1492–1540)”, *Handelingen van het XXIIe Nederl. Philologencongres te Utrecht* 69–70 (Abstract).
- Watson, F. (1916), *Vives padre de la psicologia moderna. Introduccion al ‘Tratado del alma’ de Juan Vives* Madrid.
- Wilkins, J. (1668), *An Essay Toward a Real Character and a Philosophical Language*, London.

*Benedetto Buommattei: ‘Della lingua toscana’ (1623, 31643)*

Werke

*Buommatteis Grammatik*

- (1623) *Delle cagioni della lingua toscana* . . . , libro primo . . . , In Venezia, appresso Alessandro Polo, 4, 117 S. (Erste Aufl., nur erstes Buch).
- (1626) *Introduzione alla lingua toscana* . . . , al serenissimo granduca Ferdinando secondo. Nella quale si tratta dell origine, cagioni, & accrescimento di quella . . . con l’aggiunta in questa seconda impressione di due trattati utilissimi. E la tavola de capitoli in fine, In Venezia, Stampato . . . nella stamperia di Gio. Salis. Angelo Cantini corretore, 4, 166, 5 S. (Nachdr. ohne Wissen des Autors, nur erstes Buch).
- (1643) *Della lingua toscana* . . . *libri due*, impressione terza, In Firenze, per Zanobi Pignoni, 4, 376, 11 S. (autoritative Ausg., zit.).
- (1735) *Della lingua toscana* . . . *libri due*, Aggiuntevi in fine molte regole ed osservazioni d’alcuni celebri autori. Ultima impressione veneta piu accurata, e con particolar diligenza ricorretta, In Venezia, per Gasparo Girardi, 4, 246, 5, 92 S. (darin enthalten: “Vita di Benedetto Buommattei . . .” [zit. Ausg.]).

*Weitere Werke Buommatteis (Auswahl)*

- (1714) “Delle lodi della lingua toscana”, *Della lingua toscana* . . .
- (1725) *Regole e osservazioni di varj autori intorno alla lingua toscana* . . . (ed. Carlo Maria Carlieri), Firenze, Stamperia di M. Nestenus, per il Carlieri.
- (1742) *Avvertimenti grammaticali per la lingua italiana* . . . , Torino, nella Stamperia reale.
- (1754) *Avvertimenti grammaticali per la lingua italiana*, 8 vol., Milano.
- (1960) “Il Trattato della pronunzia”, *Studi linguistici italiani* I.

## Verwendete Literatur

- (S. zur Sekundärliteratur die umfangreiche Zusammenstellung von I. Calabresi im *Dizionario biografico degli Italiani*, vol. 15, 268.)
- Abercrombie, D. (1949), "What is a 'letter'?", *Lingua* 2, 54–63.
- Brekle, H. E. (1975), "The seventeenth century", *Current Trends in Linguistics*, ed. Th. A. Sebeok, vol. 13: *Historiography of Linguistics*, The Hague/Paris, 277–382.
- (1980), „Graphemtheoretische Bemerkungen in Benedetto Buonmatteis *Della Lingua Toscana* (1643)“, *Zeitschrift für Semiotik* 2, 375–379.
- (1981), „Semiotische und sprachtheoretische Positionen in Benedetto Buonmatteis *Della Lingua Toscana* (1643)“, in [Festschrift Coseriu] (1981), 191–206.
- Calabresi, I. (1972), Art. „Buonmattei (Buommattei), Benedetto“, *Dizionario biografico degli Italiani*, (Istituto della Enciclopedia italiana 15) Roma, 264 bis 268.
- [Cassotti, G.] (1735), "Vita di Benedetto Buommattei scritta da Dalisto Narceate, pastore arcade [= pseud.]", in Buommattei (1735), *Della lingua toscana . . .*, Venedig (zit. Ausg.).
- Cordemoy, G. de (1677), *Discours Physique de la Parole*. (Faks.-Neudr., ed. und mit einem Kommentar von H. E. Brekle [Grammatica Universalis 2], Stuttgart-Bad Cannstatt 1970.)
- [Festschrift Coseriu] (1981), *Logos semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu I: Geschichte der Sprachphilosophie und der Sprachwissenschaft*, ed. J. Trabant, Berlin.
- Faithfull, G. (1962), "Teorie filologiche nell'Italia del primo Seicento con particolare riferimento alla filologia volgare", *Studi di filologia italiana* 20, 147–313.
- Fiorelli, P. (1960), "Il Trattato della pronuncia di Buommattei", *Studi linguistici italiani* 1, 109–161.
- Muljačić, Z. (1971), *Introduzione allo studio della lingua italiana*, Torino.
- Sanctius, F. [Sánchez de la Brozas, F.] (1587), *Minerva, seu de causis linguarum Latinae, Salmanticae*.
- Scaliger, J. C. (1540), *De causis linguarum latinae*, Lugduni.
- Weydt, H. (ed.; 1977), *Aspekte der Modalpartikeln, Studien zur deutschen Abtönung*, Tübingen.
- (ed.; 1979), *Die Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin/New York.

Wolfgang von Kempelen: 'Mechanismus der menschlichen Sprache' (1791)

## Primärliteratur

- Kempelen, W. von (1791), *Mechanismus der menschlichen Sprache nebst Beschreibung einer sprechenden Maschine*, Wien (Faks.-Neudr., ed. H. E. Brekle/W. Wildgen [Grammatica Universalis 4], Stuttgart-Bad Cannstatt 1970).
- (1791; frz. Ausg.), *Le mécanisme de la parole, suivi de la description d'une machine parlante*, Wien.

## Verwendete Literatur

- Anonymus (1784), „Über Herrn von Kempelens Schachspieler und Sprachmaschine“, 1. Brief. Leipzig, den 13.10.1784, *Anzeiger des Teutschen Merkurs*, Sept. 1784, 91–96. 2. Brief. Leipzig, den 14.10.1784, *Der Teutsche Merkur*, Nov. 1784, 178–182.
- Bell, A. M. (1867), *Visible Speech—the Science of Universal Alphabets*, New York.
- Brekle/Wildgen (1970) → Kempelen (1791).
- Brosses, Ch. de (1765), *Traité de la formation mécanique des langues et des principes physiques de l'étymologie*, 2 vol., Paris.
- Brücke, E. (1856), *Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute für Linguisten und Taubstummenlehrer*, Wien.
- (1876), *dass.* (zit. Aus.).
- Chomsky, N./Halle, M. (1968), *The Sound Pattern of English*, New York.
- Court de Gebelin, A. (1775), *Monde primitif, analysé et comparé avec le monde moderne, considéré dans l'histoire naturelle de la parole; ou Origine du langage et de l'écriture*, Paris.
- Diderot/d'Alembert (ed.) (1751–1780), *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des arts et des métiers, par une société de gens de lettres*, 35 vol., Paris (Neudr., 17 vol., Stuttgart-Bad Cannstatt 1966).
- Dodart, D. (1703), «Mémoire sur les causes de la voix de l'homme et de ses différents tons», *Histoire de l'Académie royale des Sciences, Année 1700*, Paris.
- Dudley, H./R. R. Riesz/S. A. Watkins (1939), „A Synthetic Speaker“, *J. Franklin Inst.* 227, 739–764.
- Dudley, H./T. H. Tarnoczy (1950), „The Speaking Machine of Wolfgang von Kempelen“, *The Journal of the Acoustical Society of America* (JASA) 22, 151–166.
- Du Marsais, C. Ch. (1722), *Exposition d'une méthode raisonnée pour apprendre la langue latine*, in id. (1797).
- (1797), *Œuvres Choiesies*, Paris (Faks.-Neudr., ed. und mit einer Einleitung von H. E. Brekle [Grammatica Universalis 5, 1, 5, 2 und 5, 3], Stuttgart-Bad Cannstatt 1971).
- Dunn, H. K. (1950), „The Calculation of Vowel Resonances, and an Electrical Vocal Tract“, *Journal of the Acoustical Society of America* (JASA) 22, 740–753.
- Faber, M. (1983), „Der Schachautomat des Baron v. Kempelen“, *Der Schachautomat des Baron von Kempelen* (= Die bibliophilen Taschenbücher Nr. 367), Dortmund, 65–124.
- Flanagan, J. L. (1965), *Speech Analysis. Synthesis and Perception* (Kommunikation und Kybernetik in Einzeldarstellungen 3), Berlin/Heidelberg/New York.
- Gabriel, C. M. (1879), „Machine parlante de M. Faber“, *Journal de physique* 8, 274–275.
- Gilchrist, J. B. (1796), *A Grammar of the Hindoostanee Language*, Calcutta (Faks.-Neudr., English Linguistics 1500–1800. 225, Menston 1970).
- Grössel, H. (1977), „Flötenspiel von Nockenwalzen“, *Süddeutsche Zeitung* vom 23./24. 4. 1977, 105f.
- Gyarmathi, S. (1799), *Affinitas linguae hungaricae cum linguis fennicae originis grammaticae demonstrata*, Göttingen.

- Halhed, N. B. (1778), *A Grammar of the Bengal Language*, Hoogly in Bengal (Faks.-Neudr., English Linguistics 1500–1800. 138, Menston 1969).
- Haller, A. von (1757/1766), *Elementa physiologicae corporis humani III: Respiratio*, vox (übers. v. J. S. Halle 1766), Lausanne.
- Hellwag, Ch. F. (1781), *De formatione loquela*, Diss. Tübingen.
- Helmholtz, H. (1863), *Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik*. Braunschweig.
- (31870), dass., umgearb. Ausg. (zit.).
- Helmont, F. M. Baron von (1667), *Alphabeti vere naturalis hebraici brevissima delineatio (quae simul methodum suppliciat, juxta quam, qui surdi nati sunt, sic informari possunt, ut non alios saltem loquentes intellegant, sed & ipsi ad sermonis usum perveniant)*, Sulzbach (Neudr. besorgt von W. Vietor, vox 26: Sonderabdruck = Phonetische Bibl., Nr. 1 [1926]).
- Herder, J. G. von (1772), *Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat*, Berlin.
- (21789), dass. (zus. m. *Ursachen des gesunkenen Geschmacks*, berichtigte Ausg. [zit.]).
- Hervás y Panduro, L. (1784), *Catalogo delle lingue conosciute e notizia della loro afinità, e diversità*, Cesena.
- (1800–1805), *Catálogo de las lenguas de las naciones conocidas. Y numeración, división y clases de éstas según la diversidad de sus idiomas y dialectos*, 6 vol., Madrid (Neudr. Madrid 1979).
- Heuss, Th. (1954), „Der künstliche Mensch – Das Leben des Wolfgang von Kempelen“, *Schattenbeschwörung, Randfiguren der Geschichte*, Frankfurt/Hamburg, 40–48.
- (1983) dass., *Der Schachautomat des Baron von Kempelen* (= Die bibliophilen Taschenbücher Nr. 367), Dortmund, 151–156.
- Jones, W. (1771), *A Grammar of the Persian Language*, London (Faks.-Neudr., English Linguistics 1500–1800. 139, Menston 1969).
- Kratzenstein, Ch. (1781), . . . *Tentamen resolvendi problema ab Academia scientiarum imperiali petropolitana ad annum 1780 publice propositum: 1) Qualis sit natura et character sonorum litterarum vocalium a, e, i, o, u tam insigniter inter se diversorum. 2) Annon construi queant instrumenta ordini tuborum organicorum, sub termino vocis humanae noto, similia quae litterarum vocalium a, e, i, o, u, sonos expriment*, Petropolis.
- (1782; frz. Übers.), «Sur la naissance de la formation des voyelles», *Journal de Physique* 21, 358–380.
- Miège, G. (1749), *Nouvelle grammaire angloise – françoise*, Rotterdam.
- Paget, Sir R. (1930), *Human Speech*, London (Neudr. 1963).
- Pallas, P. S. (1786), *Linguarum totius orbis vocabularia comparativa*, Petersburg (Neudr., ed. H. Haarmann, Hamburg 1977).
- Panconcelli-Calzia, G. (1948), *Phonetik als Naturwissenschaft* (Probleme der Wissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart 2), Berlin.
- Perkell, J. S. (1969), *Physiology of Speech Production: Results and Implications of a Quantitative Cineradiographic Study*, Cambridge (Mass.)/London.

- Poe, E. A. (1836), "Maelzel's Chess-Player", *Southern Literary Messenger*, Richmond, April 1836.
- (1904; dt. Übers.), „Maelzels Schachspieler“, *Edgar Allan Poes Werke in zehn Bänden*, ed. H. u. A. Moeller-Bruck, vol. 1, Minden, 175–215.
- (1983), dass., *Der Schachautomat des Baron von Kempelen* (= Die bibliophilen Taschenbücher Nr. 367), Dortmund, 129–149.
- Potter, R. K./G. A. Kopp/H. Green (1947), *Visible Speech*, New York.
- Racknitz, J. F. Frhr. zu (1789), *Ueber den Schachspieler des Herrn von Kempelen und dessen Nachbildung*, Leipzig und Dresden (Faks.-Neudr. in *Der Schachautomat des Baron von Kempelen* [= Die bibliophilen Taschenbücher Nr. 367], Dortmund, 7–63).
- Rapp, K. M. (1836), *Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen I: Die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Erster oder physiologischer Theil*, Stuttgart/Tübingen.
- Süssmilch, J. P. (1766), *Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen sondern von Gott erhalten habe*, Berlin.
- Szabó, J. (1976), *Geschichte der mechanischen Prinzipien und ihre wichtigsten Anwendungen*, Basel/Stuttgart.
- Ungeheuer, G. (1962), *Elemente einer akustischen Theorie der Vokalarticulation*, Berlin/Göttingen/Heidelberg.
- Wagner, K. W. (1936), „Ein neues elektrisches Sprechgerät zur Nachbildung der Vokale“, *Abhandl. der preuss. Akademie der Wiss., Phys.-math. Klasse 2*.
- Wilkins, J. (1668), *An Essay Toward a Real Character and a Philosophical Language*, London.
- Willis, R. (1830), "On Vowel Sounds and on Reed-organ Pipes", *Transactions of the Cambridge Philosophical Society* III, 231 ff.
- (1832; dt. Übers.), „Ueber Vokaltöne und Zungenpfeifen“, *Annalen der Physik und Chemie*, 397–437 (zit. Ausg.).
- Wurzbach, D. (1864), Art. „Kempelen, Wolfgang von“, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich* 11, Wien, 158 ff.
- Zwirner, E./K. Zwirner (1936), *Grundfragen der Phonometrie* (Phonometrische Forschungen A, 1), Berlin.
- (21966), dass., erw. u. verb. Aufl. (Bibliotheca Phonetica, Fasc. 3), Basel/New York (zit. Ausg.).

### John Fearn's 'Anti-Tooke' (1824/27)

#### Primärliteratur

- Fearn, J. (1824–1827), *Anti-Tooke; or an Analysis of the Principles and Structure of Language*, London (Faks.-Neudr. mit einer Einl. v. B. Asbach-Schnitker u. einem Vorw. v. H. E. Brekle [Grammatica Universalis 7,1 und 7,2], Stuttgart-Bad Cannstatt 1972).

## Verwendete Literatur

- Tooke' (1824–27), (Linguistische Arbeiten 4) Tübingen.
- Barker, E. H. (ed.; 1828), *Parriana; or Notices of the Rev. Samuel Parr*, 2 vol., London.
- Becker, A. L./D. G. Arms (1969), "Prepositions as Predicates", *Papers from the Fifth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society*, ed. Binnick, R. J. et al., Chicago, 1–11.
- Bierwisch, M. (1966), „Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden“, *Kursbuch* 5, 77–152.
- Brekle, H. E. (ed.; 1966 ff.), *Grammatica Universalis* 1 ff. (bish. ersch. 17 vol.), Stuttgart-Bad Cannstatt.
- (1970), *Generative Satzsemantik und transformationelle Syntax im System der englischen Nominalkomposition*, München.
- (1976a), dass., mit e. krit. Vorw. vers. Aufl. (zit. Ausg.).
- (1976b), "An Early Plea for a Relational Treatment of Verbs and Prepositions: John Fearn's Anti-Tooke (1824–27)", *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*, ed., H. Parret, Berlin/New York, 503–517.
- Chomsky, N. (1957), *Syntactic Structures*, The Hague.
- (1981), *Lectures on Government and Binding*, Dordrecht.
- Condillac, E. B. de (1798), *La Langue des Calculs*, Paris. (Neudr., ed. G. Klaus, [Philosophische Studientexte], Berlin 1959.)
- Montague, R./H. Schnelle (1972), *Universale Grammatik*, (Schriften zur Linguistik 5) Braunschweig.
- Reichenbach, H. (1947), *Elements of Symbolic Logic*, New York/London.
- Russell, B./A. N. Whitehead (1910–13), *Principia Mathematica*, 3 vol., Cambridge.
- (1925–27), dass., durchges. Aufl.
- (1967), *Principia Mathematica* to \* 56, Cambridge (= Teilneudr. v. 1925–27; zit. Ausg.).
- Tooke, J. H. (1798–1805), ΕΠΕΑ ΠΤΕΡΟΕΝΤΑ or, *The Diversions of Purley*, 2 vol., London.

## Karl Bühlers 'Sprachtheorie' (1934)

## Primärliteratur

- Bühler, K. (1934), *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena.
- (1965), dass., unver. Aufl. mit einem Geleitwort v. F. Kainz (V–XXX), Stuttgart.

## Verwendete Literatur

- Brekle, H. E. (1970), *Generative Satzsemantik und transformationelle Syntax im System der englischen Nominalkomposition*, München.

- Brekke, H. E. (1976), *dass.*, mit e. krit. Vorw. vers. Aufl. (zit. Ausg.).
- (1978), "Reflections on the Conditions for the Coining, Use and Understanding of Nominal Compounds", *Proceedings of the Twelfth International Congress of Linguists, Vienna . . . 1977*, Innsbruck.
  - (1984), „Eine Neueinschätzung der wortbildungstheoretischen Ansätze in Karl Bühlers Sprachtheorie“, *Bühler-Studien* (ed. A. Eschbach) Bd. 1, 261–276.
  - (ersch.), „Bühlers 'Gesetz der Abdeckung' – ein Ansatz für eine dynamische Stereotypsemantik“, *Akten der Bühler-Symposia von Kirchberg und Essen 1984* (ed. A. Eschbach).
- Brugmann, K. (1900), „Über das Wesen der sogenannten Wortzusammensetzungen. Eine sprachpsychologische Studie“, *Berichte über die Verhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-Hist. Classe* 52, 359–401.
- Fanselow, G. (1981), *Zur Syntax und Semantik der Nominalkomposition. Ein Versuch praktischer Anwendungen der Montague-Grammatik auf die Wortbildung im Deutschen* (Linguistische Arbeiten 107), Tübingen.
- Herbermann, C. P. (1981), *Wort, Basis, Lexem und die Grenze zwischen Lexikon und Grammatik. Eine Untersuchung am Beispiel der Bildung komplexer Substantive*, München.
- Jacobi, H. (1897), *Compositum und Nebensatz. Studien über die indogermanische Sprachentwicklung*, Bonn.
- Lebzelter, G. (1969), „Karl Bühler – Leben und Werk“, in K. Bühler, *Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlass*, ed. u. mit einer Biographie versehen v. G. Lebzelter, mit einem Vorw. v. H. Rohrer (Österr. Akad. d. Wissensch. Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte 265, 3), Wien.
- Levi, J. (1978), *The Syntax and Semantics of Complex Nominals*, New York.
- Marchand, H. (1960), *The Categories and Types of Present-day English Word-formation. A Synchronic-diachronic approach*, München.
- (1969), *dass.*, compl. rev. and enl. ed., München (zit. Ausg.).
- Meggel, G. (1981), *Grundbegriffe der Kommunikation*, Berlin.
- Meillet, A. (1921), *Linguistique historique et Linguistique générale*, Paris.
- Paul, H. (1880), *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle.
- (1920), *dass.* (zit. Ausg.).
- Postal, P. M. (1969), "Anaphoric Islands", *Papers of the Fifth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society*, Chicago, 205–239.
- Putnam, H. (1975), *Mind, Language and Reality* (Philosophical Papers 2), Cambridge.
- Schmidt, W. (1926), *Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde*, 2 vol., Heidelberg.
- Selkirk, E. O. (1982), *The Syntax of Words*, Cambridge (Mass.).
- Wunderlich, D. (1969), „Karl Bühlers Grundprinzipien der Sprachtheorie“, *Muttersprache* 79, 52–62.
- Wundt, W. (1880), *Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung*, 3 vol., Stuttgart.
- (1906–08), *dass.*, umgearb. Ausg. (zit.).



## PERSONENREGISTER

- Aaarsleff, H. 10. 187  
 Abderrahmane, T. 78. 79. 86. 196  
 Abercrombie, D. 201  
 Abū Bishr Mattā ibn Yūnus 68. 77.  
     78–87 *passim*  
 Abū l-Aswad ad Duʿalī 71  
 Abū Saʿīd as-Sīrāfī 68. 72. 77. 78–87  
     *passim*  
 Abu Sulayman 79  
 Adrian VI. 92  
 Alberti, L. B. 89. 198  
 Albertus Magnus 136  
 d'Alembert 131. 202  
 Allen, W. S. 38. 193  
 Amirova, T. A. XI. 28. 31. 187. 191  
 Ammonius 47  
 Andresen, K. G. 40. 193  
 Apel, K. O. 4. 187  
 Apollonios 63  
 Arens, H. 28. 29. 191  
 Aristoteles 46. 47. 62. 78–87 *passim*.  
     98. 112. 115. 133. 173. 174  
 Arms, D. G. 161. 205  
 Asbach-Schnitker, B. 153. 154. 158.  
     160. 161. 164. 168. 205  
 Ast, D. F. 24. 187  
 Atticus 105  
 Augustinus 47. 60. 92. 94  
 Ayers, R. H. 47. 194  
  
 Bacher, W. 41. 42. 68. 193. 196  
 Bacon, F. 88. 94. 154  
 Barker, E. H. 153. 205  
 Barrow, I. 154  
 Beard, Ch. 17. 187  
 Becker, A. L. 161. 205  
 Bell, A. G. 137. 142. 148  
 Bell, A. M. 135. 202  
  
 Bembo 119  
 Benfey, Th. 14. 17. 27. 187. 191  
 Berkeley, G. 154  
 Bierwisch, M. 156. 205  
 Bloch, E. 15. 187  
 Bloomfield, L. 74. 171  
 Boccaccio, G. 127  
 Bochenski, J. M. 44. 60. 194  
 Boehm, G. 23. 188  
 Bolzano, G. 60  
 Bonilla y San Martín, A. 88. 198  
 Borst, A. 34. 36. 37. 38. 193  
 Bote, H. 42. 194  
 Bovadilla, F. 101  
 Bransford, J. D. 25. 187  
 Brekle, H. E. 65. 66. 116. 131. 132.  
     133. 138. 153. 165. 171. 180. 182.  
     183. 184. 194. 201. 202. 205  
 Brosse de, Ch. 133. 202  
 Brücke, E. 140. 202  
 Brugmann, K. 175. 177. 178. 179. 206  
 Budé, G. 91  
 Bühler, Ch. 171  
 Bühler, K. 65. 171–186 *passim*. 194. 205  
 Buommattei, B. 30. 116–130 *passim*.  
     191. 200  
 Bureau, N. de 93  
 Burger, O. 88. 198  
 Bursian, C. 5. 188  
 Bursill-Hall, G. L. 10. 13. 27. 28. 31.  
     88. 188. 191. 198  
  
 Calabresi, I. 118. 201  
 Campanella, T. 30. 191  
 Canguilhem, G. 1. 8. 9. 10. 11. 14. 16.  
     188  
 Cantini, A. 117  
 Canz, I. G. 27. 191

- Caramuel y Lobkowitz, J. de 31. 89. 191. 198  
 Carnap, R. 58  
 Cassirer, E. 4. 88. 188. 198  
 Cassotti, G. 117. 118. 201  
 Castelvetro 119  
 Cato 54  
 Cicero 46. 58. 96. 98. 105. 106  
 Chomsky, N. 14. 157. 174. 188. 202. 205  
 Christensen, J. 48. 49. 54. 55. 56. 57. 58. 60. 194  
 Chrysipp 45. 46. 47. 48. 51. 53. 58  
 Clarke, S. 154  
 Clemens VIII. 92  
 Condillac, E. B. de 154  
 Cordemoy, G. de 122. 201  
 Coseriu, E. 4. 5. 95–101. 108. 110. 188. 198  
 Court de Gebelin, A. 133. 202  
 Courtenay 32  
 Craneveldt 91. 92. 93. 94  
 Croy, G. de 92  
  
 Dante Alighieri 118. 127  
 Danto, A. C. 17. 188  
 Descartes, R. 88. 154. 157. 205  
 Diderot, D. 131. 202  
 Dilthey, W. 88. 199  
 Diodorus Cronus 52  
 Diogenes Laertios 47. 51. 52. 60. 64  
 Dion 58. 59  
 Dionysius Thrax 50  
 Dodart, D. 134. 202  
 Donzé, R. 10. 188  
 Le Droz 136  
 Dubois, C.-G. 90. 199  
 Dudley, H. 135. 136. 138. 139. 142. 152. 202  
 DuMarsais, C. Ch. 30. 132. 191  
 Dunn, H. K. 143. 202  
  
 Egli, U. 44. 55. 57. 58. 194  
 Ennius 106  
  
 Erasmus von Rotterdam 91. 92  
 Eschbach, A. 5. 188  
 Euklid 46  
  
 Faber 136  
 al-Faḍl ibn Jaʿfar ibn al-Furāt 79. 85  
 Faithful, G. 116. 201  
 Fanselow, G. 175. 206  
 Fantazzi, G. 91. 92. 93. 95. 199  
 al-Fārābī 77  
 Fearn, J. 18. 28. 31. 153–170 *passim*. 191. 204  
 Ferdinando II. 119  
 Fiorelli, P. 116. 118. 201  
 Firth, J. R. 30  
 Fisher, J. 93  
 Flanagan, J. L. 138. 142. 151. 152. 202  
 Frede, M. 44. 50. 52. 194  
 Frege, G. 60  
  
 Gabriel, C. M. 142. 202  
 Gadamer, H. G. 23. 188  
 Gätje, H. 77. 196  
 Galanter, E. 24. 189  
 Galenos 133  
 Galilei, G. 117. 131  
 Gilchrist, J. B. 132. 202  
 Grabmann, M. 10. 188  
 Graeser, A. 44. 57. 58. 59. 60. 61. 194  
 Green, H. 135. 204  
 Grice, H. P. 86  
 Grössel, H. 202  
 Grotzsch, K. XI. 3. 8. 14. 16. 188  
 Guasti, G. 118  
 Guerlac, R. 94. 199  
 Guy, A. 92. 93. 94. 199  
 Gyarmathi, S. 144. 202  
  
 Haddad, F. 77. 196  
 Hakes, D. T. 193  
 Halhed, N. B. 132. 202  
 al-Halil 71. 72  
 Halle, M. 24. 188. 202  
 Haller, A. von 134. 202  
 Harris, J. 13

- Harris, Z. S. 197  
 Hašek, J. 42. 193  
 Hause, P. 88. 199  
 Hegel, G. F. 44  
 Heidegger, M. 10. 189  
 Heinrich VIII. Tudor 93  
 Heintel, E. 4. 189  
 Hellwag, Ch. F. 146. 202  
 Helmholtz, H. 141. 202  
 Helmont, F. M. von 134. 135. 203  
 Heraklit 53  
 Herbermann, C. P. 179. 206  
 Herder, J. G. von 9. 133. 189. 203  
 Hervás y Panduro, L. 132. 202  
 Heuss, Th. 136  
 Hieronymus 96  
 Hjelmslev, L. 64. 194  
 Hobbes, Th. 154  
 Höffding, H. 88. 199  
 Hoenigswald, H. M. 34. 193  
 Höller, H.-J. 132  
 Hoppe, G. 88. 199  
 Horatius Flaccus 106  
 Hülser, K. 12. 13. 44. 50. 51. 52. 53.  
     66. 67. 189. 195  
 Hume, D. 154  
 Husserl, E. 172. 175. 206  
 Hymes, D. 2. 3. 6. 34. 36. 189. 193  
  
 Ibn Ājurrūm 78  
 Ibn as-Sarrāḡ 77  
 Ibn Fāris 77  
 Ibn Ginnī 77  
 Ijsewijn, J. 199  
 Ilg, P. 88. 94. 199  
 Ivić, M. XI. 28. 189. 192  
  
 Jacobi, H. 176. 206  
 Jansenius, C. 92  
 Joly, A. 13. 189  
 Jones, W. 132. 203  
  
 Karl V. 92. 93  
 Katharina von Aragon 93  
 Kempelen, W. von 131–152 *passim*. 201  
  
 Kepler, J. 131  
 Klaus 157  
 Kleanthes von Assos 45. 46. 47. 53  
 Kleinpaul, R. 34. 193  
 Koerner, E. F. K. 6. 15. 16. 189  
 Kohut, K. 88. 93. 199  
 Kopp, G. A. 135. 204  
 Kratzenstein, Ch. 137. 141. 144. 203  
 Kroll, W. 5. 189  
 Kuczaj, St. A. 41. 194  
 Külper, O. 171  
  
 Lamy, B. 30. 192  
 Langdon, M. 28. 192  
 Lange-Seidl, A. 5. 189  
 Latimer, W. 93  
 Lebzelter, G. 171. 206  
 Lefèvre, R. 88. 199  
 Leibniz, G. W. 154  
 Leonardo da Vinci 131. 133  
 Leroy, M. 28. 192  
 Levi, J. 183. 206  
 Linacre, Th. 91. 93  
 Lipsius, J. 48. 195  
 Locke, J. 154  
 Long, A. A. 61. 195  
 Lukasiewicz, J. 44. 50. 195  
 Lullus, R. 40. 194  
 Luther, M. 97. 199  
 Lyons, J. 110. 199  
  
 Maas, U. 34. 35. 42. 97. 194. 199  
 Mahdi, M. 79. 80. 197  
 Malkiel, Y. 28. 192  
 Marchand, H. 180. 206  
 Margoliouth, D. S. 78. 197  
 Maria I. Tudor 93  
 Martinet, A. 31. 192  
 Mates, B. 44. 46. 47. 50. 54. 55. 60. 195  
 Mayans y Siscar, G. 94. 96. 101. 197  
 Meggle, G. 172. 206  
 Meier, B. 32  
 Meier, G. F. 32  
 Meigret, L. 90. 199  
 Meillet, A. 176. 179. 206

- Meiner, J. W. 30. 192  
 Mertian, I. 18. 27. 189. 192  
 Merx, A. 71. 197  
 Mical 137  
 Michaelis, J. D. 30. 192  
 Miège, G. 132. 203  
 Miller, G. A. 24. 189  
 Milton, J. 116  
 Monaghan, J. 30. 192  
 Monsegú, B. G. 88. 199  
 Montague, R. 153. 174. 205  
 More, Th. 91. 92. 93  
 Moscherosch, J. M. 40  
 Mosel, U. 70. 197  
 Mounin, G. XI. 28. 31. 189. 192  
 Müller, H. E. 63. 64. 66. 195  
 Muljacić, Z. 116. 201  
 al-Muqtadir 79  
  
 Nebrija, A. de 30. 89. 90. 92. 192. 199  
 Neisser, U. 25. 189  
 Newton, I. 154  
 Nietzsche, F. 6. 18. 19. 20. 21. 189  
 Nikolaus von Kues 90  
 Noreña, C. G. 88. 93. 199  
 Nuchelmans, G. 58. 59. 60. 195. 199  
  
 Paget, R. 138. 139. 142. 203  
 Pagliaro, A. 4. 189  
 Pallas, P. S. 132. 203  
 Panconcelli-Calzia, G. 203  
 Pānini 72  
 Parmenides 53  
 Paul, H. 4. 172. 175. 177. 178. 179.  
 184. 189. 206  
 Paul, L. 9. 34. 44. 189. 194. 195  
 Percival, W. K. 88. 89. 90. 199  
 Perrell, J. S. 146. 147. 203  
 Pfeiffer, R. 4. 5. 13. 189  
 Piaget, J. 25  
 Pinborg, J. 13. 28. 45. 47. 58. 59. 60.  
 61. 62. 63. 64. 66. 190. 195  
 Platon 59. 78–87 *passim*  
 Poe, E. A. 136  
 Pohlenz, M. 44. 45. 46. 48. 195  
  
 Polle, F. 34. 38. 39. 40. 41. 194  
 Popper, K. 60. 195  
 Poseidonios 48  
 Postal, P. M. 182. 206  
 Potter, R. K. 135. 204  
 Prantl, C. 44. 195  
 Pribram, K. H. 24. 189  
 Priscian 47. 50  
 Putnam, H. 185. 206  
  
 Quine, W. v. O. 57. 58  
  
 Racknitz 136  
 Rapp, K. M. 140. 204  
 Read, M. K. 90. 199  
 Reichard, C. E. 13. 190  
 Reichenbach, H. 153. 205  
 Reid 154  
 Reuschel, W. 72. 197  
 Riber, L. 94. 101. 197  
 Riesz, R. R. 135. 142. 151. 152. 202  
 Robins, R. H. XI. 2. 14. 15. 28. 29. 30.  
 31. 33. 34. 190. 192. 194  
 Ross, J. R. 66. 75. 195  
 ar-Rummānī 72. 78. 79  
 Russell, B. 45. 48. 49. 58. 100. 157.  
 196. 205  
  
 Saitta, A. 93. 199  
 Salmon, V. 10. 89. 190. 199  
 Salviati 119  
 Sanctius, F. 119. 201  
 Sandubi 78. 197  
 Sandys, J. E. 5. 45. 47. 190. 196  
 Saussure, F. de 32. 171  
 Scaliger, J. C. 89. 119. 199. 201  
 Schiller, Fr. von 1  
 Schilli, H. 40. 194  
 Schmidt, R. T. 44. 50. 196  
 Schmidt, W. 175. 177. 181. 206  
 Schmitter, P. 2. 16. 190  
 Schmitthenner, F. 30. 65. 66. 192. 196  
 Schnelle, H. 153. 205  
 Schottelius, J. G. 30. 192  
 Schuchardt 32

- Sebeok, Th. A. 28. 88. 192. 199  
 Selkirk, E. O. XI. 4. 5. 174. 190. 206  
 Seneca, L. Ae. 54. 61  
 Sextus Empiricus 55. 63  
 Sibawaih 70. 72. 75. 76  
 Simrock 38  
 as-Širbīnīs 78  
 Steinthal, H. 14. 27. 63. 190. 192. 196  
 Stevens, K. N. 24. 188  
 Stewart, D. 154  
 Stilpon 46  
 Strozzi, C. 118  
 Stutterheim, F. P. 4. 190  
 Süßmilch, J. P. 9. 133. 190. 204  
 Sweet 148  
 Swiggers, P. 6. 24. 26. 68. 190. 197  
 Szabó, J. 131. 204  
 Szemerényi, O. 28. 192  
 Szondi, P. 23. 24. 190  
  
 Tagliavini, C. XI. 190  
 Tarnoczy, T. H. 135. 136. 138. 139. 142. 202  
 Tarski, A. 115  
 al-Tawḥidī, Abū Hayyān 78. 79. 84. 86  
 Tertullian 47  
 Thiébauld, D. 30. 192  
 Thomas von Erfurt 10  
 Thomas, J. L. 18. 27. 190. 192  
 Thomsen, V. XI. 190  
 Thurot, F. 13. 191  
 Till Eulenspiegel 42. 43. 194  
 Tooke, J. H. 31. 154. 168. 170. 193. 205  
 Trabant, J. 5. 188  
 Trethewey, J. 90. 199  
  
 Ungeheuer, G. 139. 141. 142. 143. 146. 148. 149. 204  
 Valdaura, B. 91  
 Valdaura, M. 91  
 Varro, M. T. 47  
 Vater, J. S. 30. 193  
 Vaucanson 131. 136  
 Verburg, P. A. 4. 95. 96. 191. 199  
 Versteegh, C. H. M. 69. 71. 72. 76. 77. 78. 197  
 Vives, J. L. 30. 88–115 *passim*. 193. 197  
 Vives, L. 91  
 Vives, M. 91  
 Vocht, H. 93  
 Vossler 32  
  
 Wagner, K. W. 142. 204  
 Waterman, J. 28. 191. 193  
 Watkins, S. A. 135. 152. 202  
 Watson, F. 94. 199  
 Weydt, H. 129. 201  
 Wheatstone, Ch. 138. 141. 204  
 Whitehead, A. N. 157. 205  
 Wildgen, W. 131. 133. 202  
 Wilkins, J. 89. 135. 199. 204  
 Willis, R. 136. 137. 139. 140. 141. 151. 204  
 Wolsey 93  
 Wunderlich, D. 171. 206  
 Wundt, W. 173. 174. 206  
 Wurzbach, D. 136. 204  
  
 Xenokrates 52  
  
 az-Zamaḥṣārī 73  
 Zenon von Elea 45. 46. 52. 53  
 Zwirner, E. 140. 143. 145. 204  
 Zwirner, K. 140. 143. 145. 204